

ro
ro
ro

**SPIEGEL
Bestseller**

MIRIAM GEORG
Im Nordwind

Roman



Miriam Georg

Im Nordwind

Roman

Über dieses Buch

Freiheit und Liebe

Hamburg, 1913. Es muss einen Ausweg geben! Alice wohnt im rauen Arbeiterviertel auf der Uhlenhorst, und ihr Ehemann Henk macht ihr das Leben zur Hölle. Der einzige Lichtblick: ihre Tochter Rosa. Als sie das Kind kaum noch vor Henk beschützen kann, wagt Alice das Unmögliche. Sie will diese Ehe beenden!

Nicht weit entfernt vom Elendsviertel lebt der Rechtsanwalt John Reeven in der Villa seiner alteingesessenen Familie. Die Geschäfte florieren, John ist standesgemäß verlobt. Aus guter hanseatischer Tradition berät er auch mittellose Hamburger in rechtlichen Fragen. Das Ansinnen dieser jungen Frau allerdings ist aussichtslos: Sie will sich von ihrem Ehemann trennen.

Wider jede Vernunft willigt er ein, sie zu vertreten. Aber das Wagnis birgt ein hohes Risiko. Für Alice steht alles auf dem Spiel. Und John ahnt nicht, wie sehr seine sichere Welt ins Wanken geraten wird ...

Der erste Band des packenden neuen Zweiteilers von Bestsellerautorin Miriam Georg.

Vita

MIRIAM GEORG, geboren 1987, ist die Autorin der Romane «Elbleuchten» und «Elbstürme». Beide Bände der hanseatischen Familiensaga wurden zum Überraschungserfolg des Jahres. Ihr großer Zweiteiler «Das Tor zur Welt» katapultierte die Autorin mit allen ihren Büchern auf die obersten Ränge der Jahresbestsellerlisten 2022. In ihren Romanen gelingt Miriam Georg die Kunst, Fakten und Fiktion auf mitreißende Weise zusammenzubringen. Für ihre ungeschminkte Darstellung Hamburger Geschichte wird sie von Leserinnen und Lesern hoch geschätzt.

Die Autorin hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Native American Literature. Wenn sie nicht gerade reist, lebt sie mit ihrer gehörlosen kleinen Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin-Neukölln.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2024 by Miriam Georg

Redaktion Hanne Reinhardt

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Shelley Richmond / Trevillion Images, Look and Learn / Bridgeman Images, Shutterstock

ISBN 978-3-644-01706-1

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Louisa

Freiheit ist Liebe, Freiheit ist Recht
(Friedrich Halm)

Hamburg

1912

Prolog

Hamburg roch nach Zucker. Der Lärm des Jahrmarkts hing wie ein Lied über der dunklen Stadt. Lachend ließ er sich von seinen Kollegen in das Zelt schubsen. Er hatte zu viel getrunken, der Met stach ihm heiß im Magen. Beinahe wäre er über seine eigenen Füße gestolpert. *Handlesen, 50 Pfennige*, hatte draußen auf einem Schild gestanden. *Lernen Sie Ihre Zukunft kennen*. Es war keine gute Idee, der Jahrmarkt bot zu viele Versuchungen, sie hatten es mit dem Met übertrieben, und ihm war übel. Er sollte sich eine Weile draußen hinsetzen, einen klaren Kopf bekommen.

Trotzdem trat er ein.

Roter Samtstoff bildete einen Baldachin unter dem Zeltdach. Auf einem Tisch flackerten Kerzen. Er sah die Frau erst auf den zweiten Blick. Versteckt unter einem Turban und seidenen Tüchern war es unmöglich zu sagen, wo der Stoff aufhörte und ihr Körper begann.

Sie reagierte nicht auf seine Anwesenheit, starrte mit konzentrierter Miene auf die Karten, die sie vor sich ausgebreitet hatte. Man musste es ihr lassen, sie machte ihre Sache gut. Draußen hörte er seine Freunde reden, entfernt wie unter einer Glasglocke.

Er räusperte sich, und endlich hob sie den Blick. «Guten Abend. Ich höre, Sie sagen die Zukunft voraus ...»

Wortlos deutete sie auf das freie Kissen.

Umständlich knöpfte er den Mantel auf, musste sich kompliziert zusammenfalten, um auf den Boden zu kommen. Sicher hatte er seit zwanzig Jahren nicht mehr auf der Erde gesessen. Draußen hatte es geschneit, seine Schuhe waren schlammig. Als er ihr plötzlich so nahe war, sah er, dass sie wesentlich jünger war, als er angenommen hatte. Und wesentlich schöner.

Die Frau ertappte ihn dabei, wie er sie musterte, und es kam ihm vor, als würde sie sich über ihn amüsieren. «Sie haben eine Frage.»

«Ja ... ich, richtig», überrascht nickte er. Aber es war wohl keine Hexerei, das zu wissen. Warum sonst war er schließlich hier.

«Über eine Person, die Ihnen nahesteht.»

«Nun ...» Er zögerte. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, nach der Teilhabe der Kanzlei zu fragen, auf die er spekulierte. Aber als er den Mund

öffnete, hörte er sich sagen: «Ich habe mich vor Kurzem verlobt.»

Sie nickte wissend, ein Lächeln zuckte ihr um die Lippen. «Und nun fragen Sie sich, ob Sie die richtige Wahl getroffen haben.»

«So könnte man es ausdrücken.» Was tat er hier? Sein Gesicht brannte bei dem Gedanken, was sein Bruder sagen würde, wenn er ihn so sähe. Oder – noch schlimmer! – seine Verlobte.

Sie streckte die Hände aus, und einen Moment verstand er nicht, was sie von ihm wollte. Dann begriff er und hob rasch die Arme, um seine Finger in die ihren zu legen. Ihre Haut war warm. Die Kerzen spiegelten sich in ihren Augen. Warum nur hatte er so viel Met getrunken.

Seltsamerweise schaute sie gar nicht auf seine Hände, sondern sah ihn unverwandt weiter an, als forschte sie in seinem Gesicht nach einer Antwort. «Sie ist perfekt», sagte sie leise, und es war, als würde ein Gewicht von seiner Brust genommen. Ein Gewicht, das er vorher nicht einmal bemerkt hatte. «Aber Sie lieben sie nicht.»

Entgeistert hob er den Blick. «Wie bitte?»

«Sie lieben sie nicht», wiederholte die Frau mit einem kaum wahrnehmbaren Achselzucken, als wollte sie sagen: Tut mir leid, aber so ist es nun mal. «Die Liebe fragt nicht. Sie weiß.»

Er fühlte sich, als hätte sie ihn geohrfeigt. Irritiert zog er seine Hände zurück. Ärger schwappte in ihm hoch. Was sollte er bitte mit dieser Information anfangen? «Na wunderbar. Vielen Dank. Das hilft mir sehr.»

Ungerührt sah sie ihm dabei zu, wie er sich aufrappelte, seinen Schal nahm, den Hut aufsetzte.

Er war schon beinahe am Ausgang, da fiel ihm ein, dass er sie nicht bezahlt hatte. Einen Fluch unterdrückend kramte er in seinem Mantel, ging zurück und legte die Münzen auf das Tablett. «Für Ihre Mühe.» Er wusste, dass er sich unmöglich benahm, aber er konnte nicht anders.

Draußen blieb er stehen, starrte in den dunklen Himmel, versuchte, seinen Atem zu beruhigen. Es schneite noch immer, die Kälte auf dem Gesicht ließ ihn innehalten. Die Luft trug den Geruch von Zuckermandeln, aus den Fahrgestellen drang Lachen und Kreischen zu ihm herüber. Plötzlich durchflutete ihn Erleichterung, er begann, leise zu lachen. Für einen Moment hatte er diesen Unsinn tatsächlich geglaubt. Ihr billiger Jahrmarkttrick hatte so echt gewirkt.

Beinahe hätte sie ihn drangekriegt.

Sie riss sich den Turban vom Kopf und trat aus dem Hintereingang des Zelts in die kalte Hamburger Nacht. Um sie herum war die schneegetränkte Luft erfüllt vom Lärmen der Fahrgestelle, von Musik und Kindergeschrei, dem Geruch nach Schmalzkuchen und Mandeln. Einen Moment lang stand sie da und blickte in den Winterhimmel. Warum zur Hölle hatte sie das gesagt! War sie verrückt geworden? *Die Liebe fragt nicht, sie weiß.* Was für ein Schwachsinn. Nichts brachte einen mehr durcheinander als die Liebe, nichts ließ einen mehr infrage stellen.

Der Mann hatte ihr geglaubt. Sie hatte es in seinem entsetzten Blick gesehen. Er hatte wirklich geglaubt, sie wisse, wovon sie spreche.

Dabei war doch alles hier eine einzige Täuschung.

Schuldbewusst warf sie einen letzten Blick auf das Zelt. Dann zuckte sie die Achseln, löste ihre Haare aus dem verschwitzten Knoten, bis sie ihr lang über den Rücken fielen, und schlüpfte zwischen den Schaubuden hindurch in die lärmende Hamburger Domnacht.

Und wenn schon. Falls er zurückkommen und sich beschweren wollte, würde er sie ohnehin nicht mehr finden. Sie war nur die Aushilfe. Morgen würde sie wieder gesponnenen Zucker verkaufen. Wozu sich den Kopf zerbrechen.

Sie würde ihn nie wiedersehen.

Hamburg

1913

1

Ihr Mann hatte getrunken. Sie hörte es daran, wie er die Treppe heraufkam. Alice hielt in der Bewegung inne, die Hand über dem brodelnden Kochtopf. Wann immer er in der Nähe war, reagierte ihr Körper. Der Magen zog sich zusammen, die feinen Härchen an ihren Armen stellten sich auf.

Henk fluchte. Auf der Stiege draußen war ein Rumpeln zu vernehmen. Offenbar hatte er im Dunkeln den Halt verloren. Er rief ihren Namen, und sie erkannte den Zorn in seiner Stimme. Natürlich würde es ihre Schuld sein, dass er gestürzt war.

Alles war ihre Schuld.

Alice warf einen Blick auf ihre Tochter. Rosa saß neben dem Herd auf dem Boden und malte auf einem Stück alter Pappe. Aber auch sie hatte ihn gehört. Ihre braunen Augen waren erschrocken geweitet. Als ihre Blicke sich trafen, formte sie ein Wort mit dem Mund. «Papa.»

Es war, als würde sie sagen: Hilfe!

Alice schmiss den Kochlöffel hin. Mit zwei Schritten war sie bei der Tür und schob den Riegel vor. Entschlossen zog sie das Mädchen in die Höhe, lief mit ihr nach nebenan ins Schlafzimmer, packte den Besen, der in der Ecke stand, und sprang aufs Bett. So kräftig sie konnte, donnerte sie zweimal mit dem Stiel gegen die Luke in der Decke.

«Sei da!», murmelte sie, während sie die Klinke der Küchentür nicht aus den Augen ließ. «Gott, bitte sei da.»

Die Luke über dem Bett schob sich zur Seite, Mariettas rundes Gesicht erschien, und gleich darauf griffen zwei Arme nach Rosa und zogen sie hoch. Es war nicht immer von Vorteil, dass die Wohneinheiten einmal zusammengehört hatten und später nur notdürftig voneinander getrennt

worden waren. Aber in Situationen wie dieser war Alice dankbar für die Enge, in der sie lebten.

«Plüsch!» Rosa streckte die Hände nach ihrem ramponierten Stoffbären aus, ohne den sie nirgendwo hinging. Schnell reichte Alice ihn durch die Luke.

«Komm auch hoch!» Marietta hielt ihr die Hände entgegen.

Aber Alice stieg vom Bett und schüttelte den Kopf. «Du weißt, dass das nicht geht.» Erst ein Mal war auch sie in die Nachbarwohnung geflohen, zu Beginn ihrer Ehe. Als sie noch geglaubt hatte, dass die Dinge sich bessern könnten. Selten hatte sie etwas mehr bereut.

«Mama!» Rosas Gesicht schob sich neben das von Marietta. Bittend streckte sie die Arme nach ihr aus.

Alice zwang sich zu einem Lächeln. «Ich muss das Essen fertig machen.» Mit den Augen sagte sie ihrer Tochter, was sie wirklich dachte: *Du weißt, dass es nicht geht. Reiß dich zusammen.* «Ich hole dich später.»

In diesem Augenblick rüttelte Henk draußen im Flur an der Klinke. Alice fuhr herum. «Schnell!», zischte sie. Ihr Rücken war steif vor Angst. «Er hat getrunken.»

Henk trat gegen das Holz.

Trotzdem zögerte Marietta. «Sei vorsichtig», flüsterte sie, bevor sie die Luke schließlich doch schloss und es über ihrem Kopf dunkel wurde.

Alice schnaubte leise. Als ob Vorsicht irgendetwas bringen würde. Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht, das noch immer Spuren von der letzten Auseinandersetzung mit ihrem Ehemann trug, dann ging sie mit festen Schritten zurück in die Küche, schob so leise sie konnte den Riegel wieder zurück und atmete tief ein.

«Es ist doch offen!», rief sie, gespielter Erstaunen in der Stimme, das ihre Angst nicht ganz überdecken konnte. «Was polterst du denn im Flur herum.»

Als sie die Klinke hinunterdrückte, fühlte sie sich, als öffnete sie einen Käfig und ließe ein wildes Tier zu sich herein.

Henk schien die ganze Tür auszufüllen. Er schob sich ins Zimmer, eine Dunstwolke aus Alkohol hinter sich herziehend. Als er nichts sagte, sich einen Moment blinzeln umsah, als wäre er nicht ganz sicher, in der richtigen Wohnung gelandet zu sein, dachte sie schon, sie würde davongekommen. Doch dann hob er den Blick. Und sie realisierte, dass er nicht so betrunken war, wie sie gehofft hatte.

«Wo ist er?»

Erstaunt zuckte sie zusammen. «Was? *Wer?*»

«Wo hast du ihn versteckt?»

Er brüllte so laut, dass Alice unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Das war es also. Er bildete sich mal wieder ein, sie würde ihn betrügen. Seine Eifersucht kam und ging, ebnete ab und nahm dann plötzlich von einem Tag auf den anderen wieder zu. Sie hatte sich so lange nicht gezeigt, dass in ihr die Hoffnung gekeimt war, seine Gefühle für sie wären mittlerweile so erkaltet, dass sie ihm egal war. Aber natürlich ging es ihm nicht um sie. Ihm ging es um Besitz. Sie gehörte ihm, und niemand anderes hatte sie anzufassen.

Seine Faust landete mitten in ihrem Gesicht.

Alice taumelte zurück, stieß mit der Hüfte gegen die Kante des Herdes. Der Schmerz in ihrer Nase war so gleißend, dass er für einen Moment alles andere überdeckte. Sie sah nichts mehr, hörte nichts mehr, da war nur noch rotes, pulsierendes Feuer.

«Du Miststück!»

Mit aller Kraft versuchte sie, ihn abzuwehren. Er schlug nach ihr, kratzte, trat, versuchte sogar, sie zu beißen, überschüttete sie dabei mit Vorwürfen und absurden Anschuldigungen, das einzige Ziel in seiner blinden Raserei, ihr so wehzutun, wie er nur konnte. Sie wusste aus Erfahrung, dass nichts, was sie sagte oder tat, ihn aus diesem Zustand herausholen konnte. So wütend war er schon lange nicht gewesen. Die Schlafzimmertür schien unerreichbar weit weg, und wenn sie jetzt aufhörte, sich zu wehren, würde sie am Ende auf dem Boden landen. Ihr lief Blut aus der Nase, und sie spürte schon nach kurzer Zeit, wie ihre Kräfte schwanden. Plötzlich packte Henk sie von hinten um die Mitte und schleuderte sie gegen den Herd. Noch bevor sie sich wieder aufrichten konnte, war er über ihr.

Und dann sah er das Bild. Die Pappe auf dem Boden. Rosa hatte einen Baum gemalt, ein kleines Haus, ein Kaninchen. Oh nein. Sie hatte vergessen, es zu verbrennen, bevor sie die Tür öffnete.

Henk bückte sich, während Alice sich keuchend am Herd hochzog, ihre Nase betastete. Er hob das Bild auf. Etwas in seinen Augen veränderte sich. «Woher hat sie die Farben?» Er war immer am gefährlichsten, wenn seine Stimme ruhig wurde.

«Ich ... sie ...», stotterte Alice.

«Woher hat sie die Farben?», brüllte er.

Sie wich zurück, aber hinter ihr befand sich der heiße Herd.

Es war ohnehin vollkommen egal, wie sie Rosas Bild erklärte. Ihr Mann hatte verboten, dass im Haus gemalt wurde, und sie hatte sich ihm widersetzt. Aber trotz der Angst kochte Zorn in ihr auf. «Es ist nur ein Tuschkasten. Sie hat doch sonst keine Freude!»

Er packte sie so schnell, dass sie erschrocken aufkeuchte, drehte sie herum. Und dann drückte er ihren Kopf in Richtung des brodelnden Wassers.

Alice krallte die Hände in die Kante des Herdes. Der Schmerz in ihren Fingern, als sie auf der heißen Kochplatte landeten, glich einem Peitschenhieb. Sie gab einen Laut von sich wie eine gequälte Katze. Und in einer panischen Sekunde der Klarheit verstand sie. Er würde es tun. Er würde ihren Kopf in das kochende Wasser drücken.

«Irgendwann bringt er dich um», sagte Marietta manchmal, wenn sie Alice' geschwollenes Gesicht sah, die blauen Arme, die blutenden Mundwinkel. Alice winkte dann immer ab. Sie hatte bis jetzt nicht geglaubt, dass er ihr wirklich gefährlich werden würde. Er war dumm, sicherlich. Und wenn er trank, musste sie aufpassen. Aber in diesem Moment wurde ihr klar, dass Marietta recht hatte. Sie hatte ihn unterschätzt, hatte seine Eifersucht unterschätzt, den Alkohol, die blinde Wut, die sie einfach nicht verstand, die schon immer in ihm geschwelt hatte und mit den Jahren nur rasender und zielloser zu werden schien.

Panisch stemmte Alice sich gegen ihren Mann. Natürlich half es nichts, er war viel zu stark, presste erbarmungslos ihren Nacken in Richtung des brodelnden Wassers, seine Finger bohrten sich in ihren Hals, schnürten ihr die Luft ab. Ihre Hand ertastete ein Holzscheit im Fach unter der Kochstelle. Sie dachte nicht nach, und sie zögerte auch nicht.

Alice ließ den Herd los, wand sich in seinen Armen herum und krallte die verbrannten Finger, so fest sie konnte, in Henks Augen. Als er aufbrüllte und sein Griff sich lockerte, packte sie das Scheit und schmetterte es mit beiden Händen gegen seinen Schädel.

Henk sah sie an, Erstaunen im Blick. Dann sank er lautlos in die Knie, wie ein gefällter Baum.

Schwer atmend stand Alice da und schaute auf den Mann hinunter, von dem sie einmal gehofft hatte, dass er sie glücklich machen würde, das Scheit immer noch erhoben, bereit, erneut zuzuschlagen, sollte er sich bewegen.

Aber das tat er nicht.

Irgendwann ließ sie das Holz fallen. Henks Ohr blutete. Der Mund stand leicht offen. Sie ging in die Knie, streckte zwei zitternde Finger aus und fühlte seinen Puls. Er lebte. Alice ließ die Hand sinken. «Verdammt», murmelte sie leise.

Marietta packte Henk an den Beinen. «Stinkt wie ein Iltis.» Sie verzog das Gesicht.

Alice lachte auf, aber sofort fuhr ihr ein stechender Schmerz durch die Schläfen. Ihre Nase hatte zu pulsieren begonnen. Sie traute sich nicht, in den Spiegel zu schauen.

Die beiden Frauen brauchten all ihre Kraft, um Henk die drei Meter ins Nebenzimmer zu ziehen, hatten aber keine Chance, ihn aufs Bett zu heben. Groß war er nicht, dafür aber schwer, bullig gebaut. Er würde auf dem Boden aufwachen. Mit Schaudern dachte Alice an den Moment, in dem er das Bewusstsein zurückerlangte. Sie konnte nur hoffen, dass er sich an nichts erinnerte.

«Meinst du, er braucht einen Arzt?» Nachdenklich sah sie auf ihn hinunter. Blut sickerte von seinem aufgerissenen Ohr am Hals hinab.

Marietta machte ein Gesicht, als wollte sie ausspucken. «Lass ihn doch verrecken. Eine Sorge weniger.»

Erschrocken sah Alice sie an. «Willst du, dass ich im Knast lande?», erwiderte sie und war erstaunt, wie ruhig sie klang. Wie kalt.

«Wir würden für dich aussagen, Bertie und ich. Wir hören doch, wie er brüllt. Und wir sehen dich», setzte Marietta hinzu, die Stimme sanfter als zuvor.

Alice' Hals verengte sich. Sie hasste es, dass andere sie anschauten und wussten, was in ihrem Zuhause vor sich ging. Nun trat sie doch vor den Spiegel. Der Anblick war ernüchternd. Die Nase war schief und geschwollen, Mund und Wangen blutverschmiert.

Marietta trat hinter sie. «Aber du. Du brauchst einen Arzt.» Sie hob die Hand, um ihr über die Wange zu streichen, doch Alice wich zurück. «Du musst hier raus! Ihr müsst beide hier raus.»

«Ach ja?» Mit einem bitteren Lächeln sah Alice sie an. «Und wo sollen wir hin?»

* * *

Alice wusste, dass ihre Nase nicht von selbst heilen würde. Schon einmal hatte sie die Folgen von Henks Schlägen zu lange ignoriert. Nun stand der kleine Finger an ihrer linken Hand schief ab und würde für immer so bleiben, es sei denn, man brach ihn erneut – eine Aussicht, auf die sie verzichten konnte.

Sie lief am Kuhmühlenteich entlang über Hohenfelde in Richtung Altstadt. In der Nähe der Steinstraße wurden die Gassen enger und dunkler, die Häuser schoben sich über ihr zusammen, Unrat und Müll verstopften die Rinnsteine. Bald sah sie das rostige kleine Schild, nach dem sie gesucht hatte. Als sie an die Kellertür klopfte, hörte sie es von drinnen klappern. «Ist offen. Reinkommen musst du schon selbst!»

Gebückt ging sie die zwei Stufen hinunter. Vater Kohl war gerade dabei, eine Spritze zu reinigen, zog den Kolben auf und drückte ihn wieder zurück, und eine kleine Fontäne Wasser ergoss sich auf den Boden. Wie immer roch es hier drin schwach nach Äther und Jodoform. Alice' Magen zog sich zusammen. Sie hatte in diesem Keller bisher nur Unschönes erlebt – und das würde wohl auch so bleiben. Vater Kohl war aus den Gängevierteln nicht wegzudenken, man kannte ihn in ganz Hamburg. Offiziell verkaufte er Kräuter, die in dicken Büscheln unter der Decke hingen. Inoffiziell nahm er sich aller körperlichen Leiden an, von Furunkeln über Hämorrhoiden bis zu gebrochenen Knochen. Der zahnlose alte Mann behandelte und lebte in diesem Keller, in dem es immer feucht war, obwohl der kleine Ofen in der Ecke selbst im Sommer bollerte.

Bei ihrem Anblick pfiiff er durch die Zähne. «Na, dich hat er ja mal wieder schön zugerichtet, Mädchen!»

Er erhob sich und schlurfte Alice in seinen viel zu großen Holzschuhen entgegen, bedeutete ihr, sich auf die Pritsche zu setzen. Ungewohnt behutsam wischte er ihr mit seinen krummen Händen das Blut aus dem Gesicht, das nicht aufhören wollte, aus ihrer Nase zu strömen. Dann strich er eine fettige Paste auf die pulsierenden Brandwunden an den Fingern. Besorgt fasste er ihr Kinn und drehte ihr Gesicht hin und her. «Die Nase muss ich richten.»

Alice hatte es sich schon gedacht. «Jetzt?», fragte sie beklommen.

«An Weihnachten!», gab er zurück, ohne die Spur eines Lächelns im Gesicht.

«Was kostet das?» Nun, da Angst und Anspannung langsam wichen, war der Schmerz kaum noch zu ertragen. Der Alte nannte den Preis, und sie gab

einen entsetzten Laut von sich. «Das habe ich nicht.» In Wahrheit hatte sie so gut wie gar nichts. Ihren Lohn musste sie an Henk abgeben. Und wenn sie doch etwas an ihm vorbeischleusen konnte, verwendete sie es ausschließlich für Rosa.

Er schüttelte den Kopf. «Ich schreibe nicht an. Das weißt du.»

Plötzlich war sie wieder da, diese verzweifelte Wut. «Was soll ich denn tun? Nicht ich sollte dafür zahlen, sondern er.»

Kurz wurden die harten Augen in Vater Kohls runzeligem Gesicht weich. Er betrachtete sie beinahe liebevoll. Aber als er sprach, war kein Mitgefühl in seiner Stimme. «Niemand, der hierherkommt, hat's so gewollt, Alice. Schau dich um. Denkst du, ich kann Seide spinnen von dem, was ich hier verdiene?»

Resigniert ließ sie den Blick durch seine Behausung schweifen. Er schlief auf der Pritsche, auf der er auch behandelte, und kochte sein Essen auf dem kleinen Ofen in der Ecke. Trotzdem ebbte die Wut in ihr nicht ab.

Vater Kohl schlurfte in seinen Holzschuhen zum Schrank und nahm eine Flasche heraus, tröpfelte eine Flüssigkeit auf einen schmutzigen Lappen. «Du hast drei Wochen Zeit. Aber dafür kostet es zwei Mark mehr.»

Sie presste die Zähne aufeinander. In der Fabrik verdiente sie eine Mark und fünfzig Pfennige am Tag. «Schön.» Sie hatte keine Wahl, der Schmerz war kaum noch zu ertragen, schien von Minute zu Minute schlimmer zu werden.

Er sah sie an. «Betäubung ist extra.»

Natürlich war sie das.

«Ich brauche keine Betäubung.»

Er lachte leise. «Und ob du die brauchst.»

«Ich schaffe das auch so.»

Er protestierte nicht weiter, schlurfte zurück und blieb vor ihr stehen, den dreckigen Lappen in der Hand, als wollte er ihn ihr aufs Gesicht pressen. Angstvoll sah sie zu ihm auf.

«Bereit?»

Sie war ganz und gar nicht bereit. Aber dann dachte sie, dass der Schmerz nicht schlimmer werden konnte als in dem Moment, als Henks Faust in ihrem Gesicht gelandet war.

Sie nickte.

«Gut, tief Luft holen. Eins, zwei ...» Er wartete nicht bis drei. Bei zwei presste er ihr den Kopf in den Nacken, packte die Nase und drehte sie mit

geübten Fingern herum. Es knirschte entsetzlich. Ihr Kopf explodierte in einer Wolke aus Schmerz.

Als Alice wieder zu sich kam, wusste sie, wozu er den Lappen gebraucht hatte. Sie hustete würgend, weil die Petroleumdämpfe ihr in Nase und Rachen stiegen. Zufrieden warf Vater Kohl das dreckige Stück Stoff in eine Ecke. Wieder fasste er ihr Kinn, begutachtete sein Werk. «Das hätten sie im Sankt Georg auch nicht schöner zusammengeflickt.» Er spuckte Kautabak in einen Bottich und grinste sie mit schwarzen Zähnen an. «Wird aber noch 'ne Weile blau sein», verkündete er und streckte die Hand aus, um sie in die Höhe zu ziehen.

Stöhnend rappelte Alice sich auf. Das Pulsieren war noch da, aber es schien ihr dumpfer, leichter zu ertragen als vorher.

«Drei Wochen!» Vater Kohl schlurfte zur Tür. «Und keinen Tag länger. Sonst kostet es doppelt.»

Rosa war bei Marietta sicher, Henk hoffentlich noch außer Gefecht gesetzt, und so musste sie sich auf dem Rückweg ausnahmsweise nicht beeilen. Sie hätte es auch nicht gekonnt. Alles tat weh, der Rücken, die verbrannten Hände, der Kopf, die Hüfte. Natürlich musste auch Vater Kohl sehen, wo er blieb, aber während Alice langsam einen Fuß vor den anderen setzte, verfluchte sie trotzdem seine horrenden Preise und die unsanfte Behandlung.

Nach einem kurzen Marsch, der sich wie eine Ewigkeit anfühlte, tauchte sie aus den dunklen Gassen der Gängeviertel auf. Diesmal lief sie nicht durch die Stadt, sondern nahm den Weg über den Jungfernstieg, steuerte am Alsterufer entlang auf die Uhlenhorst zu. Es war ein strahlender Herbsttag, auf dem blauen Wasser nickten Segeldingis auf und ab. Am Ufer lagen die stattlichen Villen mit ihren herrschaftlichen Gärten, den Bootsanlegern und Trauerweiden. Aber nur wenige Straßen weiter, westlich des Hofwegs, endete die Welt der alten Familien. Hier begann das Arbeiterviertel der Uhlenhorst. In der Umgebung des Winterhuder Wegs und der Humboldtstraße lebten die Menschen in bedrückender Enge. Alice ließ die Villen und blühenden Gärten hinter sich, tauchte ein in die vertrauten Gassen, den Kopf gesenkt, um den neugierigen Blicken auszuweichen, mit denen die Leute ihr geschundenes Gesicht musterten.

Sie wohnten im vierten Stock eines langen und schmalen Hauses, das aussah, als hätte jemand es nachträglich zwischen die anderen gequetscht.

Eine jener bretterbudenartigen Mietskasernen, wie es sie in Hamburg zu Hunderten gab. Wenn Alice den Durchgang zum zweiten Hinterhof passierte und ihr Zuhause sah, konnte sie manchmal nicht glauben, dass sie hier gelandet war. Dass dies aus der großen Rettung geworden war, die sie sich einmal erhofft hatte.

Wie immer spielte eine Horde Kinder im Hof. Zwei Mütter lehnten aus den Fenstern und unterhielten sich, wobei sie genauso laut brüllten wie die Kleinen. Es herrschte ein rauher Ton hier, ab und an schauten die Frauen zwischen der Hausarbeit nach ihrem Nachwuchs, aber meist waren die Kinder sich selbst überlassen. Viele bekamen nur abends etwas zu essen, manche durften tagsüber gar nicht in die Wohnungen, weil ihre Eltern Schlafgänger beherbergten oder von zu Hause aus arbeiteten und den Platz brauchten. Die Kinder zogen umher und bettelten, fuhren grölend auf schottischen Karren durch die Gegend, warfen Seile über die Querstangen der Straßenlaternen, um daran zu schaukeln, oder kletterten über die Zäune der Villen am Feenteich und stahlen Gemüse und Blumen. Krätze und Läuse wurden nur so hin und her gereicht. Deswegen hatte Alice nie erlaubt, dass Rosa mit den anderen spielte. Sie merkte genau, wie die Nachbarinnen über sie redeten, sobald sie vorbeiging, spürte die Blicke, die an ihr kleben blieben wie Teer. Alle hier glaubten, sie hielte sich für etwas Besseres, weil sie ihre Tochter nicht hinunterließ. Es war schließlich normal, dass Kinder auf der Straße aufwuchsen.

Das Treppenhaus war dunkel wie ein Grab. Eine ganze Kolonie aus Ratten hatte sich dort breitgemacht. Alice hatte sich angewöhnt, wie eine Katze zu fauchen, sobald sie das Haus betrat, und sofort raschelte und quiekte es unter der Treppe.

«Ja, rennt nur», murmelte sie müde.

Wie eine Schlafwandlerin stieg sie die Treppe hinauf. Das Haus war voller Geräusche, aus den Wohnungen drangen Stimmen und Essendünste. Als sie im vierten Stock ankam, sah sie, dass die Tür neben der ihren nur angelehnt war. Sie stöhnte leise auf. Im selben Moment schoss auch schon die alte Westram aus ihrer Wohnung. «So geht das nicht weiter!» Mit funkelnden Augen versperrte die Nachbarin Alice den Weg, bohrte ihr den knöchigen Zeigefinger in die Brust. «Das Geschrei und Gepolter. Irgendwann kracht ihr denen unten durch die Decke! Das sag ich immer, irgendwann kracht ihr denen durch die Decke!» Frau Westram hatte die Angewohnheit, sich selbst zu

wiederholen. Sie war so klein und bucklig, dass sie Alice nur bis zur Brust reichte. Ihr Unterkiefer war eingefallen, die Augen unter den runzeligen Lidern kaum noch zu sehen, aber ihre Wut machte sie dennoch zu einer bedrohlichen Erscheinung. Alice hatte sogar Verständnis für ihre Beschwerden, Frau Westrams Küche war nur durch eine dünne Bretterwand von der ihren getrennt. Sie musste jedes Wort ihres Streits mitbekommen haben.

«Jeden Schritt hör ich. Jeden Schritt.»

«Es tut mir wirklich leid ...», begann sie müde, brach aber mitten im Satz ab. Sie hatte keine Kraft für eine Diskussion, die sie schon Dutzende Male geführt hatte. Sie hatte keine Kraft, sich zu entschuldigen für etwas, das nicht ihre Schuld war. Unruhig warf sie einen Blick zur Tür. Nicht, dass Henk sie hörte.

«So welche wie euch hätten sie hier nie reinlassen dürfen.» In Frau Westrams Mundwinkeln standen kleine Spuckebläschen, missbilligend glitt ihr Blick über Alice' dunkles Haar, das ihr offen über den Rücken wallte. «Ich hab's von Anfang an gesagt, so was bringt uns Ärger, hab ich gesagt. Das hier ist ein anständiges Haus! Pack wie ihr gehört hier nicht her.»

Beinahe hätte Alice laut aufgelacht. Was an der rattenverseuchten Bretterbude im zweiten Hinterhof anständig sein sollte, war ihr ein Rätsel. Und was an Frau Westram anständig sein sollte ebenfalls. Ihre Kleidung stank nach Kohl, ihre Haare klebten vor Fett, die Alte verließ nie das Haus, hielt sich mit einer kleinen Witwenrente über Wasser. Und sie stellte regelmäßig ihren Abfall in den Hausflur und ließ ihn dort vor sich hin rotten.

«Der Vermieter wird ein Schreiben von mir bekommen. Jawohl, das wird er bekommen! Dann fliegt ihr raus und könnt wieder dahin verschwinden, wo ihr hingehört. Wo ihr hingehört! Zigeunerpack wie euch wollen wir hier nicht.»

Ihr Körper fühlte sich so schwer an, es war ein Kraftakt, die Augen offen zu halten. Einen Moment lang stand Alice einfach nur da und sah dabei zu, wie die fahlen Lippen von Frau Westram sich bewegten. Sie wusste, dass ihre Nachbarin eine einsame, verbitterte alte Frau war. Ihre Söhne waren tot, ihr Mann war tot, sogar ihre Katze war elendig krepirt, nachdem sie eine kranke Ratte verspeist hatte – vermutlich aus dem Treppenhaus dieses ach so anständigen Hauses. Damals hatte Frau Westram tagelang geschluchzt und lamentiert, während sie ihrem Ehemann keine Träne hinterherweinte.

Normalerweise ignorierte Alice ihre Beschwerden und Beleidigungen. Aber plötzlich konnte sie nicht mehr.

«Jetzt hören Sie mir zu, Sie alte Hexe.» Genau wie die Nachbarin es eben mit ihr gemacht hatte, stieß sie Frau Westram den Zeigefinger in die Brust. «Sie gehen mir jetzt aus dem Weg und lassen mich mit Ihrem Gezeter in Ruhe. Sonst hetze ich Ihnen was auf den Hals!»

Im Halbdunkel des Flurs weiteten sich Frau Westrams winzige Augen unter den schlaffen Lidern. «Wenn Sie mich noch einmal so nennen, dann haben Sie Ihre letzte Nacht in Ruhe geschlafen, das verspreche ich Ihnen.»

Frau Westram schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

So würdevoll Alice es vermochte, ging sie in ihre Wohnung und ließ Frau Westram im Flur stehen. Drinnen lehnte sie sich gegen die Tür und schloss die Augen.

Warum hatte sie nicht einfach den Mund gehalten.

Aus dem Schlafzimmer drang kein Geräusch. Natürlich konnte es sein, dass Henk dort drinnen auf sie lauerte, aber sie bezweifelte es. Er gehörte nicht zur lauernden Sorte. Er polterte herein und nahm sich, was er wollte.

Leise zog sie das Schultertuch ab. Ihre Wohnung bestand nur aus zwei Zimmern: der Küche mit dem kleinen Fenster über dem Tisch und dem Zimmer nebenan. Rosas Schlafplatz war seit zwei Jahren auf der Küchenbank. Das Klosett befand sich einen Treppenabsatz weiter unten und wurde von sechs Familien geteilt. Langsam ließ Alice den Blick schweifen. Ihr Leben. Alles, was sie hatte. Es war so erbärmlich.

Henk lag noch da, wo sie und Marietta ihn hingeschleift hatten. Vorsichtig tippte sie ihm mit dem Fuß in die Seite. Er rührte sich nicht, aber sie sah, dass er atmete. Während sie darüber nachdachte, was sie mit ihm tun sollte, klopfte es hinter ihr leise an der Tür.

«Alice?» Marietta lugte mit Rosa an der Hand um die Ecke. «Die alte Westram hat wieder gezetert, was?» Sie blickte zur Schlafzimmertür. «Immer noch ausgepustet?»

«Wie eine Kerze.»

«Besser so», knurrte Marietta, dann deutete sie auf Rosa. «Sie kann nicht bei uns bleiben, Willie ist krank.»

Schnell schloss Alice die Tür zum Schlafzimmer hinter sich. «Ist es schlimm?», fragte sie besorgt.

«Es könnten die Röteln sein, er hat Schwämmchen auf der Zunge. Ich will nicht, dass sie sich ansteckt. Morgen sollte sie auch nicht hochkommen.» Marietta war gelernte Weißnäherin, arbeitete aber, seit sie Mutter war, von zu Hause aus und erledigte Flickarbeiten. An den meisten Wochentagen passte sie auf Rosa auf. Ihr Sohn Willie war im gleichen Alter, und die beiden waren mit den Jahren beste Freunde geworden.

Alice warf einen Blick auf die geschlossene Schlafzimmertür. «Dann werde ich sie mitnehmen müssen.»

Gequält verzog Rosa das Gesicht. «Schon wieder?» Sie stampfte mit dem Fuß auf.

«Es geht nicht anders.» Alice kniete sich hin, strich Rosa über die Wange. «Papa hat keine Zeit, um auf dich achtzugeben.»

Der Blick, den Alice daraufhin von ihrer Fünfjährigen kassierte, war der Blick einer Erwachsenen. Rosa wusste natürlich genau, warum sie nicht bei Henk bleiben sollte. Aber sie sagte nichts, sah Alice nur an. Dann hob sie ihre Hand, als wollte sie ihr ebenfalls übers Gesicht streichen.

«Vorsicht, die Nase tut ein bisschen weh.»

Die kleinen Finger hielten kurz vor Alice' Gesicht in der Luft an. «Warst du bei Opa Kohl?»

Alice lächelte, obwohl sie vor Schmerzen und Müdigkeit beinahe umfiel. Das Pulsieren hatte sich inzwischen auf ihr ganzes Gesicht ausgebreitet. «Genau.»

«Hast du einen Drops bekommen?» Die Bonbons aus einer alten Metalldose über dem Herd wirkten nach Aussage von Vater Kohl wahre Wunder gegen Schmerzen. Der alte Mann versicherte seinen kleinen Patienten stets so überzeugend, die Süßigkeiten würden ihnen bei jeglicher Art von Beschwerden helfen, dass es in den meisten Fällen tatsächlich funktionierte. Es schien, alles, was es manchmal brauchte, war Glaube. Natürlich wusste sie es besser. Glaube konnte helfen. Aber retten würde er niemanden.

«Sogar zwei», log sie.

«Dann ist ja gut.» Rosa lief zur Küchenbank, unter der sie ihre Spielsachen aufbewahrte. Alice und Marietta wechselten einen müden Blick. Wenn es so einfach wäre.

«Lass sie doch im Hof. Ein paar Tage werden schon nicht schaden. Wenn du einer unten was zusteckst, passt sie sicher auf», schlug Marietta leise vor.

Alice schüttelte den Kopf. «Auf keinen Fall.»

«Bestimmt kannst du sie bald wieder zu uns bringen.» Auf dem rundlichen Gesicht ihrer Freundin spiegelte sich das schlechte Gewissen. Marietta wusste, was es bedeutete, wenn Alice Rosa mit zur Arbeit nehmen musste. Aber sie bei Henk zu lassen, war keine Alternative. Zwar hatte er noch nie die Hand gegen seine Tochter erhoben, aber er ließ sie den ganzen Tag auf der Straße spielen oder nahm sie mit in die Wirtschaft. Und Rosa hatte Angst vor ihm. Wenn er laut wurde, versteckte sie sich unter dem Bett.

«Mach dir keine Gedanken, wir schaffen das schon!» Alice bugsierte Marietta mit einer dankbaren Umarmung zur Tür hinaus. Sie hasste Mitleid. Deswegen tat sie auch immer, als wäre alles halb so wild. Besonders vor ihrer Tochter, die schon viel zu viel erlebt und gesehen hatte. Vor Marietta, die genau wusste, dass es nicht halb so wild war.

Und meist sogar vor sich selbst.

In einer Art Halbschlaf bereitete Alice ihrer Tochter rote Grütze mit Milch zu, die nicht mehr ganz frisch roch, schnitt einen Gurkensalat dazu und richtete ihr das Bett auf der Küchenbank her. Normalerweise erzählten sie sich vor dem Einschlafen Geschichten, sangen Lieder, oder Alice holte die kleinen selbst genähten Handpuppen hervor und dachte sich ein Theaterstück aus, wie es ihr Bruder früher für sie getan hatte. Aber heute war sie so müde, dass sie kaum noch wusste, wo oben und unten war.

«Mama, ich will das Gebet sprechen», verlangte Rosa, als sie endlich zugedeckt auf ihrer Schlafstätte lag.

«Heute nicht.»

«Ich will aber. Marietta sagt, man muss es jeden Tag sprechen, sonst wirkt es nicht.»

Es kommen keine Engel, niemand wird dich beschützen. Niemand außer mir! Die Worte lagen ihr auf der Zunge. Aber Rosas Augen waren so groß und rund in ihrem kleinen Gesicht. Alice seufzte ergeben. «Gut, in Ordnung.»

Und als ihre Tochter begann, mit ihrer klaren Kinderstimme die vertrauten Worte zu sagen, stimmte Alice mit ein, obwohl sie wusste, dass es Unfug war.

«Euch, ihr meine Lieben,
soll heute nichts betrüben,
kein Unfall noch Gefahr.
Gott lass euch selig schlafen,
stell euch die güldnen Waffen

ums Bett – und seiner Engel Schar.»

Offenbar trösteten Rosa die Worte. Alice konnte dabei zusehen, wie ihr kleines Gesicht sich entspannte. Und vielleicht, dachte sie, als sie ihrer Tochter einen Kuss auf die verschwitzte Stirn gab, ist das alles, was sie sollen.

Schließlich ging sie ins Nebenzimmer, zog sich aus und rollte sich auf dem Bett zusammen. Als Matratze dienten ihnen Stroharben, die mit einem Laken bespannt waren, und heute spürte Alice die klamme Härte stärker als sonst. Vielleicht weil ihr ganzer Körper aus Schmerz zu bestehen schien. Henk lag immer noch auf dem Boden. Inzwischen schnarchte er leise.

Bevor gnädige Dunkelheit sie in Empfang und die Schmerzen mit sich nahm, hörte Alice noch einmal Rosas Stimme im Kopf und fragte sich, ob es nicht vielleicht doch möglich war, dass die Engel am Bett ihrer Tochter standen und wachten. Und was sie selbst falsch gemacht hatte, dass sie zu ihr nie gekommen waren.

* * *

Nebel hing über dem Fluss. Es roch nach den nassen Wollpullovern der Männer und dem dunklen Kaffee aus ihren Zinnflaschen. Nichts glich einem frühen Morgen auf der Elbe. Das Grau des Wassers neben dem Grün der Marsch. Alles war weit und hell, das Licht breitete sich ungehindert aus und überflutete die Welt. Die Wasservögel erwachten, ein beständiges Schnattern erfüllte die nebelgetränkte Luft. Besonders die Graureiher lärmten, wo man auch hinschaute, sah man sie ihre Beine heben und vorsichtig wie Seiltänzer wieder aufsetzen. Jaris atmete tief ein. Hier fühlte er sich ruhig. Nichts zählte außer dem Boot und dem Fluss. Das echte Leben war weit weg.

Plötzlich kam Bewegung im Wasser auf. Sofort waren die Männer an ihren Plätzen, arbeiteten Hand in Hand, jede Bewegung eingespielt, kein Wort mehr notwendig. Als sie das Netz hochzogen, stieß Jaris einen erstaunten Laut aus. Er traute seinen Sinnen nicht, beinahe glaubte er, sie hätten einen der Wassermänner gefangen, von denen sein Großvater oft geredet hatte.

Aber es war kein Wassermann. Es war ein Stör.

Der riesige Fisch maß sicher an die drei Meter. Panisch zappelte er im Netz. Jaris empfand einen Anflug von Schuld. Den ganzen Fluss hatte das Tier sich hinaufgequält, Jahr für Jahr der starken Strömung und den Fischerbooten getrotzt, um zu seinen Laichgründen zu kommen, und nun würde er mit

aufgeschlitztem Bauch im Dreck enden. Aber dann dachte er an Alice. Daran, was sie sagen würde, wenn er mit Räucherstör vor der Tür stand. Wie ihre Augen leuchten würden.

Von März bis Juli zogen die Störe durch die Nordsee, immer der Elbe entgegen. Sein Großvater hatte oft damit geprahlt, dass die Fischer früher in einer Saison bis zu fünftausend aus dem Wasser gezogen hatten. Aber nun waren sie selten geworden, und wenn Jaris genau nachdachte, hatte wohl auch sein Großvater diese Geschichten mehr erzählt bekommen als sie selbst erlebt. So ein Riese wie dieser hier wäre sicher auch damals ein fetter Fang gewesen. Außerdem waren um diese Jahreszeit bereits die Aale auf dem Vormarsch und Störe eigentlich kaum noch zu finden. Sie hatten einen Glückstag erwischt.

Die Schuppen des Tieres waren hart wie ein Panzer. Jaris strich mit zwei Fingern über den zuckenden Riesenbauch. Die Männer zogen dem Stör noch im Netz einen Haken mit einem Tau daran durchs Maul und warfen ihn mit vereinten Kräften wieder ins Wasser, sodass das Tier nun gezwungen war, hinter dem Boot herzuschwimmen. Bis sie zwei Stunden später anlegten, war der Kahn voll mit kleinen, zappelnden Fischen und die Stimmung ausgelassen.

Mithilfe des Hakens holten sie den Stör ein, und als sie ihn schließlich an Land hatten, waren die Männer in Schweiß gebadet. Doch als sie dem Fisch den Bauch aufschlitzten, war alle Anstrengung vergessen. Eine schwarze Masse sprudelte hervor, ergoss sich über ihre Hände und das Messer: ein Rogenstör! Sicher zwei Eimer Kaviar. Bares Geld.

Die Fischer hatten auch Hering gefangen und unzählige Sprotten, klein wie Finger, die sie einpökeln würden. Wenn ein Tag so begann, konnte er nur gut werden.

Während Jaris seinen Anteil am Fang in Zeitungspapier wickelte und dabei genüsslich die erste Zigarette des Tages rauchte, beobachtete er, wie Männer auf dem Ponton nebenan einen Albatros vom Schiff luden. Der Vogel war in einem Flechtkorb gefangen und flatterte ängstlich. Für Jaris waren diese Tiere ein Wunder. Die Spannweite der Flügel konnte über dreieinhalb Meter erreichen, mehr als bei jeder anderen Art. Er betrachtete den Albatros in dem winzigen Käfig, kaum größer als das Tier selbst, er sah die grob gestutzten Flügel, die nie wieder durch die Luft gleiten würden, und fühlte ein dumpfes Ziehen im Magen. Menschen, dachte er verächtlich. Wie sehr er sie manchmal hasste.

Man fing die Vögel mit einer Schnur, indem man ein Stück Fleisch auf einen Korken legte, welcher wiederum an einem dreieckigen Eisenstück befestigt war. Auf Schiffen, die die drei Kaps passierten, war dies ein beliebter Zeitvertreib für Seemänner. Albatrosse galten als gefährlich und gemein, sie attackierten gerne Schwimmer im Meer. Aber Tiere waren nicht gemein. Sie taten, was ihnen die Natur vorgab. Die Menschen verstanden das nicht, projizierten ihre eigenen dunklen Eigenschaften in sie hinein. Jaris war klar, dass der Vogel nicht mehr lange leben würde. Albatrosse waren als Ware begehrt, aus ihrer Beinhaut wurden Tabakbeutel gemacht, die Knochen als Rahmen oder Masten in Schiffsmodellen verbaut.

Er trat seine Zigarette aus, warf einen letzten Blick auf das einst so stolze Tier und hoffte nur, dass die Männer es bis zu seinem Tod nicht zu sehr quälen würden.

Eine Stunde später durchschritt er die Tore der Holsten-Brauerei und hielt geradewegs auf den Stall zu. Der vertraute würzige Geruch kam ihm entgegen, und als er die Tür aufstieß, begrüßten ihn die Pferde, indem sie schnaubend an die Gitter traten. Wotan, Heinrich, Axel, Hannibal ... Fünfundvierzig Hengste standen hier, und er kannte sie natürlich alle mit Namen. Allesamt Füchse, allesamt Schleswiger Kaltblüter. Schweif, Mähne und Kötenbehang hatten die gleiche helle Farbe, die Blesse war bei allen besonders elegant geschwungen. Ihm persönlich war es egal, er mochte die Tiere wegen ihres Charakters und nicht wegen des Aussehens, aber die Hengste waren das Aushängeschild der Brauerei, und beim Kauf musste streng darauf geachtet werden, nur die besten und schönsten auszuwählen. Der Sechserzug war in ganz Norddeutschland bekannt. Doch der Landauer war nichts gegen die Fassbierwagen, die die Pferde sonst zogen, ganze fünf Tonnen setzten sie in Bewegung. Dafür mussten sie wendig sein und trotzdem eine hohe Zuglast stemmen, mussten auch im größten Chaos gelassen bleiben. Alle Tiere hatten ein langes Training durchlaufen, bevor sie hier eingesetzt werden konnten. Sie brauchten gesunde Hufe, gut sitzende Geschirre, Futter, das sie kräftig und gesund hielt. Für all das war er zuständig. Jaris pflegte die Tiere mit Hingabe, gab ihnen Kaffeebohnen mit ins Futter und fuhr jede Woche auf den Markt, um Gemüsereste für sie zu ersteigern. Und man sah es. Es erfüllte ihn mit Stolz, wie sehr die Pferde unter seiner Pflege aufgeblüht waren. Aber Pferde brauchten nicht nur einen Stallmeister, der ihnen wohlgesonnen war. Was sie

außerdem brauchten, waren zufriedene Kutscher. Wenn die Männer ihre Arbeit nicht gerne machten, saß die Peitsche wesentlich lockerer. Tiere konnten nicht sprechen, sich nicht wehren. Die Arbeiter konnten zwar sprechen, aber sie trauten sich nicht.

Also hatte er das für sie übernommen.

Jaris durchquerte den Stall, stieg mit bollernden Schritten die kleine Holzterappe empor, die zu seiner Wohnung führte. Auch hier oben roch es nach Pferd, aber es machte ihm nichts aus, im Gegenteil. Seine zwei kleinen Zimmer mit Blick auf den Brauereihof erschienen ihm immer noch wie der Kaiserpalast selbst. Schließlich war er in einem Wagen aufgewachsen, hatte seine ganze Kindheit nachts auf einer Holzbank geschlafen. Niemals hätte er geglaubt, dass er die Freiheit der Straße einmal eintauschen, dass er der lauten, bunten Welt, aus der er kam, den Rücken kehren würde. Aber er musste auf seine Schwester aufpassen. Er hatte sie schon einmal verloren. Und er würde nicht zulassen, dass das noch einmal geschah.

Nach dem Morgen auf dem Fluss war er vollkommen durchgefroren. Jaris streifte die Stiefel von den Füßen. Seine Socken waren klatschnass, und er kramte neue aus der großen Holztruhe, zog sich einen sauberen Pullover über, setzte die Kappe auf. Dann stutzte er. Am Abend zuvor hatte er mit zwei Kutschern noch länger zusammengesessen. Auf dem Küchentisch lagen neben leeren Bierflaschen und Zigarettenstummeln eine Handvoll Flugblätter. Er zögerte kurz, dann raffte er die Zettel mit den Händen zusammen, schmiss sie in die offene Kleidertruhe und schlug den Deckel zu. Niemand betrat seine Wohnung, wenn er nicht da war. Aber trotzdem. Auf Nummer sicher zu gehen, war immer besser.

Im Laufen warf Jaris sich seine Weste über und ging rüber in den Braukeller. Den in Zeitungspapier eingewickelten Fisch trug er in seinem Seesack über der Schulter. In den kühlen Gewölben der Brauerei füllte er den Sack bis oben hin mit Bierflaschen auf. Wenn er Alice besuchte, tat er immer so, als wollte er vor allem seinen Schwager sehen, und brachte Henk großzügig von seiner wöchentlichen Holsten-Ration mit. Es war heuchlerisch, aber notwendig. Auf keinen Fall durfte Henk ihm den Umgang mit Rosa und Alice verbieten. Und darum besuchte er Alice auch nicht häufiger. Sein Schwager sollte nicht merken, wie wichtig sie ihm war. Wie sehr Jaris ihn dafür verfluchte, dass er ihr kein besseres Leben bieten konnte. Wäre ich doch früher da gewesen, dachte er jedes Mal, wenn er von einem seiner seltenen

Besuche mit der Bahn zurück nach Altona fuhr und die Kiefer vor Frustration so fest aufeinanderpresste, dass es wehtat. Wenn ich sie nur gesucht hätte, damals. Wenn ich geahnt hätte, was sie aushalten musste. Ich hätte etwas tun können.

Als sie die Tür öffnete, stand er einen Moment einfach nur da und nahm ihren Anblick in sich auf. Dann entfuhr ihm ein Knurren. Mit zwei Schritten war er bei ihr, packte ihr Kinn.

«Jar, das tut weh!» Sie versuchte, ihn abzuwehren, aber er hielt sie fest.

«Ich bringe ihn um!», stieß er hervor. Die Wut war so gleißend, dass sie ihm einen Moment die Sicht nahm. «Wo ist er? Wo ist das Schwein?»

Alice fasste seine Handgelenke und stieß ihn sanft, aber bestimmt von sich. «Was glaubst du wohl?», sagte sie nur und ging zum Herd. «In der Wirtschaft.» Auf ihren Wangen hatten sich zwei kleine rote Kreise gebildet. «Es ist nicht so wild.»

«Deine Nase blutet ja noch!», rief er außer sich.

«Ich war schon bei Vater Kohl.» Beinahe ärgerlich wischte sie sich mit einem Tuch über das Gesicht. «Er hat sie gerichtet, aber es hört nicht auf.»

Jaris ließ den Seesack fallen und nahm stattdessen Rosa hoch, die ihm in die Arme sprang. Alice sah ihn warnend an. Nicht hier!, sagte ihr Blick. Nicht vor ihr.

«Du riechst nach Pferd!» Rosa schlang die Arme um seinen Hals.

«Bester Geruch der Welt, würde ich meinen.» Er grinste, obwohl alles in ihm vor kalter Wut bebte. Jaris trug Rosa zum Tisch und setzte sie darauf, musterte sie, suchte in ihrem kleinen Gesicht nach Spuren des Geschehens, die er Gott sei Dank nicht fand. Außer vielleicht in den Schatten unter ihren Augen. «Und, was macht die Lücke?»

Rosa entblößte das klaffende Loch, in dem einst ihre zwei Vorderzähne gesteckt hatten. «Ich kann meinen Finger durchbohren», erklärte sie lispelnd, nicht ohne Stolz, und machte es vor.

Jaris stieß einen Pfiff aus. «Großartig!» Er gab seiner Nichte einen Kuss aufs Haar, drückte sie einen Moment an sich und atmete ihren Kinderduft ein.

«Plüschi sagt, du hast Bonbons dabei.» Rosa schielte zu ihm hoch.

«Dieser Bär hat hellseherische Fähigkeiten.» Schmunzelnd zog er die Karamellen aus der Westentasche.

Sie verzog das Gesicht. «Er sagt, du hast noch mehr.»

«Frech!», antwortete er in Richtung des Bären. «Einfach nur frech.» Ergeben holte er auch die andere Tüte hervor und reichte sie seiner Nichte. «Aber gut, irgendwie müssen wir deine übrigen Zähne ja auch noch rauskriegen.» Dann nahm er den Sack und reichte Alice das Paket mit dem Fisch.

Wie er erwartet hatte, freute sie sich. Aber ihre Augen leuchteten nicht. «Was würden wir ohne dich machen!» Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange.

Jaris schluckte hart. Es war wie eine Ohrfeige. Er tat nichts, rein gar nichts, um ihnen zu helfen.

«Möchtest du Kaffee?»

Wie schaffte sie es nur, vor Rosa stets heiter und gut gelaunt zu sein? Man merkte ihr nicht das Geringste an. Wenn man von dem Blut absah, das weiter aus ihrer Nase tropfte. Gott, wie sehr er es hasste, sie so zu sehen.

«Gerne. Aber ich mache das!» Er packte seine Schwester an den Schultern und dirigierte sie zum Tisch. «Setz dich.»

«Du weißt doch gar nicht, wo alles ist», protestierte sie.

«Kaffeepulver und Wasser, das werde ich gerade noch hinbekommen.» Jar drehte sich um und stutzte. Der Wassereimer neben dem Herd war leer.

Sie lachte, als sie sein Gesicht sah.

Alice begleitete ihn in den Hof. Er wusste, dass sie die Gelegenheit nutzen wollte, um ihm einzuschärfen, dass er vor Rosa nicht über die Situation sprechen sollte, aber er kam ihr zuvor. Im dunklen Flur hielt er seine Schwester fest. «Alice, es geht so nicht weiter.»

Sofort entwand sie sich seinem Griff. «Hör auf. Es bringt doch nichts. Ich brauche ihn.»

«Du brauchst ihn nicht, ich kann für euch beide sorgen!» Er fühlte sich so hilflos, dass es seinen Zorn noch weiter steigerte.

«Ach ja? Sollen wir vielleicht zu dritt in deiner Kammer über dem Stall schlafen?»

Wie immer roch sie nach Wolle und Kindheit, und er hätte sie gerne in den Arm genommen. Natürlich hatte sie recht. Alice würden immer nur schlecht bezahlte Arbeiten bleiben, die ihr kein Auskommen boten. Er selbst hatte die Stelle in der Brauerei nur mit großem Glück und viel Charme ergattert, verdiente gerade genug, um über die Runden zu kommen. Wenn man einmal

am Boden war, war es schwer, sich aufzurichten. Und sie hatten ohnehin ziemlich weit unten begonnen.

«Wir leben nicht im Mittelalter, Frauen können sich von ihren Männern trennen.»

Es war so dunkel im Treppenhaus, dass er nur ihre Umrisse wahrnahm. Sie zögerte. «Aber nicht Frauen wie ich.»

Wenn sie so etwas sagte, hätte er sie am liebsten geschüttelt. «Alice!», brachte er nur hervor, die Hände um den Henkel des Wassereimers geklammert. «Es gibt einen Weg. Es muss einen geben.»

«Weißt du einen?»

Als er nichts erwiderte, trat sie auf ihn zu und strich ihm über den Arm. «Ich halte das aus.»

«Vielleicht», antwortete er schließlich. «Du hältst alles aus, Alice. Aber was ist mit Rosa?»

Sogar im Dunkeln spürte er, wie sie sich versteifte. Kurz dachte er, sie würde noch etwas sagen, doch sie drehte sich um und polterte wortlos die Stufen hinunter. Im Treppenhaus hinter ihm quiekten die Ratten. Jaris schloss die Augen. Es war kaum zu ertragen, dass er Alice wiedergefunden hatte und ihr trotzdem nicht helfen konnte. Dass sie all das überstanden hatte, nur um jetzt in diesem Leben festzusitzen. Und am schlimmsten war, dass er auch Rosa nicht retten konnte.

Das brach ihm das Herz.

Der Tag, an dem es anfang, begann wie jeder andere. Hinterher fragte er sich manchmal, was er getan hätte, hätte ihn jemand gewarnt. Wenn man wüsste, dass Dinge geschahen, die das Leben in zwei Teile schnitten, ein Vorher und ein Nachher: Was würde man nicht alles anders machen. Aber ihr Nachher begann leise, unauffällig. Es schlich sich in ihr aller Leben wie ein kühler Windhauch, der unter einer Tür durchkriecht. Niemand sah es kommen. Und niemand konnte etwas dagegen tun.

Samstags frühstückten sie zusammen, das war in der Reeven-Villa seit jeher Sitte und Tradition. Als John die geschwungene Treppe hinunterlief, die Halle durchquerte und das Morgenzimmer betrat, saß seine Mutter bereits am Tisch, ihre Korrespondenz neben sich, eine dampfende Tasse Kaffee in der Hand. Wie so oft hatte Gesa Reeven den Mund missbilligend zusammengekniffen und die Stirn leicht gerunzelt. Er küsste sie auf die Wange, die sie ihm hinhielt, ohne von dem Brief aufzusehen, den sie gerade las.

«Guten Morgen, John.» Gesa trug ihre Frühstückstoilette aus pastellfarbenen, großzügig fallenden Kleidern. Mittags wechselte sie zu strengeren Konturen, und fürs Abendessen zu dunkleren Farben und opulenteren Schnitten.

«Schlechte Neuigkeiten?» Er setzte sich, faltete die Serviette auf und nickte Sala zu, sie solle Kaffee einschenken. Natürlich konnten es keine wirklich schlechten Neuigkeiten sein, sonst hätte er es längst gewusst. Seine Mutter klingelte die gesamte Familie herbei, wenn sie etwas erfahren hatte, von dem sie glaubte, es teilen zu müssen – wenn nötig auch mitten in der Nacht. Sie hatte John sogar schon in der Kanzlei angerufen, um ihm aufgeregt zu erzählen, dass das Kleinmädchen von nebenan beim Putzen aus dem Fenster gefallen war. Es war tragisch, sicherlich. Was er mit der Information allerdings mitten in einer Verhandlung anfangen sollte, blieb ihm schleierhaft.

John trank zwei Schluck Kaffee und hoffte, dass sie das müde Pochen in seinen Schläfen vertreiben würden. Am Abend war er mal wieder viel zu spät aus dem Gericht gekommen, hatte anschließend mit Evelyn ein Konzert im

Englischen Garten besucht, bei dem er beinahe weggenickt wäre. Nur ihr spitzer Ellbogen hatte ihn davon abgehalten, mit dem Kinn auf der Brust einzuschlafen und vor versammeltem Publikum zu schnarchen. Zum Glück hatte Evelyn Humor. Mit blitzenden Augen hatte sie ihm zugeflüstert, dass die Verlobung noch nicht final war und er besser aufpasste, dass sie sich niemand anderes zum Heiraten suchte. Jemanden, den ihre Gesellschaft nicht zum Einschlafen brachte. John hatte so laut gelacht, dass ihre Nachbarn sich entrüstet räusperten.

Der Kaffee war stark und heiß. Von den anderen Familienmitgliedern war noch nichts zu sehen, aber das Haus summtte vor morgendlicher Betriebsamkeit. Irgendwo im zweiten Stock fiel eine Tür ins Schloss, aus der Küche drang schwach das hohe Pfeifen eines Teekessels.

«In Lockstedt gibt es Probleme mit den Wasserleitungen.» Seine Mutter faltete den Brief zusammen und schob die Post von sich, als würde sie unangenehm riechen. «Kaum sind wir fort, läuft dort alles aus dem Ruder.»

«Ich werde gleich nach dem Frühstück anrufen.» Tatsächlich hatte er nichts dergleichen vor. John wusste genau, dass ihr Verwalter, der sich um das Sommerhaus kümmerte, durchaus in der Lage war, die Dinge selbst zu regeln, und sie nur der Form halber informierte.

«Und was sagst du dann?», bohrte sie nach.

«Ich sage gar nichts. Ich frage nach, was passiert ist», erwiderte er und zog die Zeitung zu sich heran.

«Darüber habe ich dich soeben in Kenntnis gesetzt, oder nicht?» Gesa reagierte nur selten auf seine Versuche, eine Situation zu entschärfen. «Und komm gar nicht erst auf die Idee, diese Zeitung aufzuschlagen. Samstags unterhalten wir uns!»

Seufzend zog er die Hand wieder zurück und nahm stattdessen den Brieföffner, um sich seiner eigenen Post zu widmen.

Energische Schritte kündigten Julius an. «Das wird dir nicht gefallen», rief er in Gesas Richtung und wedelte mit einem offenen Kuvert. Sein Bruder schien an diesem Morgen einem Kolportageroman entsprungen, trug schwarze Stiefel zu blauer Hose, hatte den Kragen seines Hemdes aufgeknöpft, das helle Haar auf eine Art zerzaust, die ihn gleichzeitig zerstreut und verwegen erscheinen ließ.

John schmunzelte, Gesa zog eine Augenbraue in die Höhe. «Ich wünsche dir auch einen guten Morgen, Sohn.»

Johns Bruder ignorierte die Rüge, ließ sich breitbeinig auf seinen Stuhl fallen und warf das Kuvert auf den Tisch. «Vater soll geadelt werden.»

Mit einem Knall setzte Gesa Reeven die Tasse ab, die sie gerade zum Mund geführt hatte. «Julius, das können wir nicht hinnehmen. Unser guter Name! Was soll dann als Nächstes kommen, der Freiherrentitel?»

John lachte in seine Tasse. Gesa war Hamburgerin durch und durch. Hier war man nicht adelig, egal wie sehr das Unternehmen florierte. Es gehörte einfach nicht zum guten Ton. Ein Kaufmann ließ sich nicht erheben.

«Ich weiß, dass es deinen Bürgerstolz verletzt, aber er wird wohl kaum ablehnen können.» Amüsiert warf Julius John einen Blick zu. «Es war doch klar, dass es irgendwann kommt.»

«Am Ende muss er noch sein Mandat niederlegen!»

«Ach was.» Julius winkte ab. «Niemals.»

Adel war von der hamburgischen Regierung ausgeschlossen. Als Mitglied der Bürgerschaft würde ihr Vater die Zustimmung des Senats benötigen, um sein Amt zu behalten.

«Von Reeven, das muss man sich einmal vorstellen. Wie man uns anschauen wird!»

«Es wird den Austausch mit Berlin enorm erleichtern», versuchte John halbherzig, seine Mutter zu beruhigen, dabei wusste er genau, dass es an diesem Tag – wie auch in den kommenden – kein anderes Gesprächsthema geben würde.

Erneut waren von der Treppe Schritte zu hören. Kurz darauf wehte Blanche herein, wie immer schon am frühen Morgen sprühend vor Energie. Sie hatte ihre hellen Locken einflechten lassen, über dem Hauskleid trug sie einen fließenden Morgenmantel. «John, gute Neuigkeiten, dein Kostüm ist angekommen.» Sie küsste erst ihre Mutter, dann ihre Brüder der Reihe nach auf die Wange und setzte sich dann neben ihn, ein Strahlen im Gesicht, das nichts Gutes verhieß.

«Blanche, ich habe dir gesagt, dass ich nicht ...»

«Erspar mir das!» Sie hob die Hand. «Wir wissen alle, dass du es machen wirst. Die Rolle ist dir wie auf den Leib geschrieben.»

Das Theaterstück zu Weihnachten hatte in der Familie ebenfalls Tradition. Dass sie schon Monate vorher proben sollten, war allerdings neu. Aber es würde ja auch nicht irgendein Weihnachten sein. Der Gedanke verursachte ein Ziehen irgendwo in Johns unterer Magengegend.

An Weihnachten würde er heiraten.

Blanche hatte sich daher vorgenommen, jede vorangegangene Aufführung zu übertreffen. John wusste, dass sie es nicht nur seinetwegen tat, sondern sich damit auch selbst auf andere Gedanken brachte. Ihr Mann Niklas war geschäftlich in Übersee, und sie hatte nichts anderes zu tun, als auf seine Rückkehr zu warten. Daher war sie vorübergehend wieder zu ihnen in die Villa gezogen. John hatte nichts gegen Theaterstücke. Ob er aber in der Adaption von *Schneeweißchen und Rosenrot*, die seine Schwester plante, wirklich seine Rolle finden würde, bezweifelte er.

Sala erschien mit dem heißen Wasser, und wie auf Knopfdruck rumorte es über ihren Köpfen. Johns Vater brühte seinen Kaffee gerne selbst auf, dafür stand auf dem kleinen Biedermeiertisch neben dem Buffet eine Maschine mit blauer Spritflamme bereit. Theodor Reeven klingelte bereits beim Ankleiden nach dem heißen Wasser, damit es gebracht wurde, noch bevor er in den Räumen im Erdgeschoss ankam. Es war ein Ritual, das er jeden Morgen mit Hingabe zelebrierte.

Die nahenden Schritte seines Vaters klangen wesentlich ruhiger und fester als die seiner Schwester.

«Theodor, du musst in Lockstedt anrufen.» Gesa war beim Thema, bevor ihr Mann an den Tisch getreten war. «Die Wasserleitungen. Wirklich, als könnte ich hellsehen! Habe ich es dir nicht gesagt?»

Die Mundwinkel seines Vaters zuckten amüsiert. «Ich werde mich kümmern», versprach er und wandte sich zum Biedermeiertisch, um an der Flamme zu schrauben.

«Und hast du es schon gehört?» Gesas Augen funkelten; trotz ihrer Empörung genoss sie das Drama. «Du sollst geadelt werden.»

Theodor blickte zu Julius, der bestätigend nickte.

«Ich habe es befürchtet.» Johns Vater brauchte offensichtlich ein paar Sekunden, um die Information zu verarbeiten. «Nun, die Zeiten ändern sich.» Er trat ans Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Brille auf die kahle Stirn geschoben. Seit im Garten der große Teich angelegt worden war, beobachtete er jeden Morgen, welche Vögel auf dem Wasser zu sehen waren. «Ein Reiher», murmelte er erfreut. «Mitten in der Stadt.»

Plötzlich ertönte draußen in der Halle ein lautes Knarren, als sich der hauseigene Ascenseur in Bewegung setzte. Alle sahen erstaunt auf. Einzig Blanche blieb ungerührt, faltete ihre Serviette auseinander und nahm sich ein

Milchhörnchen aus dem Porzellankorb. Keiner sprach, bis das Knarren und Quietschen des Aufzugs verstummt war. Es folgte ein Schleifen, begleitet von leisen Klicklauten auf den Dielen. Wenige Sekunden später rollte Johns Großvater Eugen in seinem Rollstuhl herein, neben ihm erschien Burchard, seine schwarz-weiße Dänische Dogge.

«Was herrscht hier für eine Grabesstimmung? Da hätte ich ja auch oben bleiben können.»

Eugen nahm nicht mehr oft an den gemeinsamen Mahlzeiten teil. Meist ließ er in seinen eigenen Räumen servieren, damit er in Ruhe die Zeitungen lesen konnte, die er aus der ganzen Welt bestellte. Beehrte er die Familie doch mit seiner Anwesenheit, wurde die Stimmung im Raum sofort um einige Grad kälter.

«Guten Morgen, Eugen!» Theodor ging zu seinem Schwiegervater, um ihn ans Tischende zu schieben. «Hast du gut geschlafen?»

«Ich habe seit zwanzig Jahren nicht mehr gut geschlafen.» Eugen winkte ab. Wie gewöhnlich trug er seine Jacke aus englischem Tweed und eine gestreifte Fliege. «Wie sollte ich auch, bei dem Ruckus, den ihr im Haus veranstaltet.»

Blanche erhob sich und gab ihrem Großvater einen Kuss auf die Wange. «Wie schön, dass du heute mit uns isst.»

Sofort glättete sich Eugens missbilligende Miene, er tätschelte ihr den Arm. «Ich hoffe, du hast besser geruht, mein Mädchen?»

«Ganz wunderbar.» Sie kraulte Burchard hinter den Ohren. «Und weißt du, was ich geträumt habe?»

Eugen hob eine seiner buschigen weißen Augenbrauen. «Raus damit!»

«Ich habe geträumt, du würdest in meinem Stück mitspielen.»

«So?» In geheucheltem Erstaunen sah ihr Großvater sich im Raum um. «Was für eine blühende Fantasie!» Er lachte kräczend.

Burchard platzierte sich neben John und sah ihn bettelnd an. Dazu musste der Hund kaum den Blick heben, der massige Kopf der Dogge befand sich etwa auf Johns Schulterhöhe.

«Na, Kleiner», murmelte er. Eine Welle fauliger Atem traf ihn. Ihm war schon klar, warum Burchard sich ausgerechnet hier hinsetzte. John gab ihm gern seinen Schinken, wenn Gesa nicht hinsah, und alle anderen am Tisch taten, als würden sie es nicht bemerken.

«Großvater, es ist doch nicht irgendein Weihnachten.» Blanche gab nicht auf. «Es ist Johns Hochzeit. Das Ereignis, auf das ganz Hamburg seit Jahren

hinfiebert. Endlich kommt unser alter Junggeselle unter die Haube. Das muss gebührend gefeiert werden!»

Eugen nahm sich vom Lachs. «Dass ich dafür meinen Geldbeutel öffne, wird wohl reichen als Ehre, meine ich.»

«Und wenn ich es mir wünsche?» Verschwörerisch zwinkerte John Blanche zu.

«Zur Hochzeit hat man sich nichts zu wünschen. Man hat zu nehmen, was man serviert bekommt.» Offenbar fühlte Eugen sich in die Ecke gedrängt. «Schluss mit dem Unsinn. Erzählt mir lieber, was es Neues gibt, wenn ich meine Lektüre schon um eurer Gesellschaft willen aufschiebe.»

«Nun ...», Gesa setzte dazu an, die Neuigkeiten des Tages ein weiteres Mal zu verkünden, als plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen ertönte, das alle zusammenfahren ließ. Gesa stieß einen Schrei aus, Blanche hob erschrocken beide Hände.

Theodor Reeven stand vor den Scherben der Kaffeekanne und starrte auf seine besudelten Schuhe.

Etwas hilflos sah ihr Vater zu, wie die Frauen um ihn herum die Situation in die Hand nahmen. Sala begann wortlos, die Scherben in ihre Schürze zu sammeln, während Gesa nicht vorhandene Spritzer von seinem Revers wischte. «Sicher war wieder Butter an der Kanne!» Tadelnd blickte sie zu dem Dienstmädchen hinunter. «Wirklich, Sala, ihr müsst auf diese kleinen Dinge achten. Stell dir vor, wir hätten Gesellschaft.»

«Das war es nicht, Gesa», beschwichtigte Theodor.

Sala richtete sich auf. «Es war nichts dran, als ich sie vorhin reingetragen habe, Madame.»

John konnte förmlich dabei zusehen, wie Gesas Hals vor Ärger anschwell. «Willst du damit behaupten, *mein Mann* hat Butter an die Kanne geschmiert?»

«Das habe ich nicht gesagt, Madame», gab Sala zurück, ohne eine Miene zu verziehen.

John dachte bei sich, dass sie eine hervorragende Anwältin abgegeben hätte. Sie verstand es, die Dinge gleichzeitig unverfänglich und präzise zu formulieren.

Seine Mutter presste die Lippen so fest zusammen, dass nur noch ein weißer Strich zu sehen war. «Nun, was auch immer es war, sieh zu, dass nichts

auf dem Parkett bleibt», schnappte sie. «Das Holz saugt sich voll, und dann heben sich die Dielen.»

Sala erwiderte nichts, erst als Gesa sie mit hochgezogenen Brauen ansah, murmelte sie: «Natürlich, Madame.» Als sie sich umdrehte, sah John, wie sie mit den Augen rollte. Blanche und er tauschten einen amüsierten Blick.

«Und das am frühen Morgen!» Seufzend setzte Gesa sich wieder. «Theodor, dein schöner Kaffee. Und die Kanne war von meiner Mutter.»

«Ich bin sicher, wo auch immer sie jetzt ist, sie hat Wichtigeres zu tun, als sich darüber aufzuregen», erwiderte Theodor.

«Allerdings, und zwar Ärger machen», knurrte Eugen, der zeit seiner Ehe eine schwelende Hassliebe zu seiner Frau gehegt hatte.

«Gott, Vater, muss dieser Hund wirklich mit am Esstisch sitzen? Er stinkt zum Gotterbarmen.» Gesas Ärger über Sala musste sich anscheinend nun auf andere Weise Luft machen.

Eugen sah seine Tochter nicht einmal an. «Du kannst ihn gerne nach oben bringen», erwiderte er und hob mit leicht zitternder Hand eine Gabel Lachs zum Mund. Die beiden hatten diese Diskussion sicher schon hundertmal geführt. Burchard hörte auf niemanden außer Eugen.

«Also, John.» Blanches Augen leuchteten vor Tatendrang. «Wann fangen wir an zu proben?»

«Blanche, ich habe momentan wirklich genug ...»

«Oh, komm schon!», rief sie ungeduldig. «Jetzt zier dich eben nicht so. Wir fangen morgen an. Ich lege dir dein Manuskript ins Zimmer.»

«*Geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht.*» Julius machte eine Frauenstimme nach und prostete ihm mit seiner Kaffeetasse zu. «Ich bin schon versiert im Text, wie du siehst.»

«Gut, gut, ich ergebe mich», kapitulierte John lachend und angelte nach der Servierplatte mit dem Fisch.

«Etwas stimmt mit meinen Händen nicht.» Theodor Reeven hatte leise gesprochen, als wären die Worte an ihn selbst gerichtet.

Sie hatten alle durcheinandergeredet, doch nun verstummten sie mit einem Mal, Julius und John wechselten einen Blick.

«Was sagst du, Liebster?» Gesa wandte sich mit abwesendem Lächeln an ihren Mann.

«Etwas stimmt nicht.» Johns Vater hielt beide Hände über seinem Teller ausgestreckt und betrachtete sie, als wären sie eine Kuriosität, die er gerade

zum ersten Mal sah.

«Du hast dich verbrüht», rief Gesa erschrocken.

Theodor schüttelte den Kopf. «Nein. Ich ... Meine Hände.» Er sah seine Frau an, und in seinem Blick stand etwas, das John einen elektrisierenden Schauer über den Nacken jagte. «Meine Hände. Ich ... spüre sie nicht.»

Theodor zog sich ins Schlafzimmer im Obergeschoss zurück, in der Miene noch immer diese Verwirrung, die John von ihm nicht kannte. Sein Vater leitete eine der größten Aktienbanken des Landes. Verwirrung oder gar Angst gehörten nicht zu den Dingen, die man in seinem Blick gespiegelt fand. John sah ihm nach, wie er in den Ascenseur stieg und begleitet vom leisen Knacken der Zahnräder in den ersten Stock fuhr. Er konnte sich nicht entsinnen, dass sein Vater den Aufzug schon einmal benutzt hatte.

«Was kann nur mit ihm sein?» Plötzlich stand Blanche neben ihm. Er hatte sie nicht kommen hören. Auch sie sah ihrem Vater nach. In ihrem Gesicht las John die gleiche Sorge, die auch ihn beschäftigte.

Er schüttelte den Kopf. «Ich rufe Dr. Blaustin an. Vielleicht kann er später vorbeischauen.»

«Wie bitte? Adel?», tönte es entsetzt aus dem Frühstückszimmer hinter ihnen. Offenbar hatte Gesa es inzwischen geschafft, die Neuigkeit an ihren Vater weiterzugeben. «Hamburg ist eine Bürgerstadt. Eine der ältesten Bürgerrepubliken *Europas*. Und wir sind eine Bürgersfamilie. Einen Kaufmann erhebt man nicht. Was für ein geckenhaftes Benehmen. Es schickt sich nicht. Es schickt sich einfach nicht!»

John seufzte in sich hinein. Ein Irrenhaus war das. Einen Moment stellte er sich vor, wie es sein würde, wenn Evelyn auch noch hier lebte. Aber eigentlich musste er sich da keine Gedanken machen, sie würde den Schlagabtausch am Tisch mit funkelnden Augen verfolgen und sich königlich amüsieren. Er ging ins Büro seines Vaters, hob den Hörer, sagte der Dame vom Amt die Nummer und ließ sich durchstellen. Doch noch bevor jemand abnahm, erklang hinter ihm eine Stimme:

«Was ist das für ein Taubenschlag heute?»

Er unterdrückte einen Fluch. Seine Schwägerin stand im Türrahmen. Marlies frühstückte nie mit der Familie. Nach eigener Aussage brauchte sie ihren Schönheitsschlaf, aus diesem Grund erhob sie sich nicht vor zehn Uhr. Das kam John gelegen; allein ihre Stimme reichte aus, um seinen Puls in die

Höhe zu treiben, und er hätte seine rechte Hand darauf verwettet, dass es dem Rest der Familie ebenso ging, einschließlich Julius.

Marlies und Julius wohnten vorübergehend im Parterre der Reeven-Villa, ihr eigenes Haus wurde umgebaut. Dieses «Vorübergehend» zog sich für Johns Geschmack aber bereits ein wenig zu sehr in die Länge. Und ein Ende war noch lange nicht in Sicht.

«Bringt mich jemand au fait? Was soll das Getöse?»

«Es gab einen Unfall mit der Kaffeekanne.» Er gab sich nicht die Mühe, ein falsches Lächeln aufzusetzen. Das Verhältnis zwischen Marlies und ihm war unterkühlt und würde es immer bleiben.

«Himmel. Diese Mädchen. Eine schlampiger als die andere. Ich sage Gesa schon lange, dass sie um neues Personal nicht herumkommt.»

«Tatsächlich war es Vater, dem die Kanne heruntergefallen ist.» Er mochte Sala, das Kleinmädchen war ruhig und effizient.

Marlies musterte ihn. Normalerweise konnte er gut in Gesichtern lesen – das kam mit dem Beruf. Doch bei ihr wusste er nie, was sie dachte. Sie sah ihn oft auf diese Weise an, als läge ihr etwas auf der Zunge, das sie dann aber nicht sagte. John hatte keine Ahnung, ob sie es absichtlich tat oder ob sie einfach so war. Und er legte keinen Wert darauf, es herauszufinden.

«Es geht ihm nicht gut, er hat sich hingelegt», erklärte er, wusste aber schon, dass sie das nicht interessieren würde.

«Oje, der Arme. Nun, ich brauche jetzt erst mal einen Kaffee. *Sala!*»

John zuckte zusammen, als sie nach dem Mädchen brüllte. Gott, es wurde Zeit, dass er in die Kanzlei kam.

Die Villa war für seinen Geschmack momentan etwas zu voll.

Um diese Uhrzeit war er sonst nie hier oben im Schlafzimmer. Schwerfällig ließ Theodor Reeven sich auf das große Doppelbett sinken. Vormittags war er entweder in der Bank oder geschäftlich unterwegs. Von montags bis samstags wurde gearbeitet, wenn auch an Samstagen etwas kürzer, und sonntags trafen Gesa und er Bekannte, bekamen Besuch, unternahmen Ausflüge in die Umgebung. Erst letzte Woche hatten sie sich Bismarcks Schloss im Sachsenwald angeschaut. Es beunruhigte ihn, dass er sich jetzt hier wiederfand, ganz allein, obwohl doch eigentlich ein voller Tag vor ihm gelegen hatte, durchgetaktet bis zur letzten Minute, wie immer.

Er hörte die Mädchen, wie sie im Haus sauber machten. Das Dröhnen des neuen Elektromekaniska-Staubsaugers zog durch die Flure. Eugen würde sich später wieder beschweren. Sein Schwiegervater hasste das laute, neumodische Gerät, aber Gesa hatte unbedingt eines bestellen wollen. Und für die Domestiken war es sicherlich eine Erleichterung.

Theodor stand auf und trat ans Fenster. Der Reiher war fortgeflogen. Dafür saß jetzt ein Blesshuhn auf einem Stein.

Etwas stimmte nicht. Er hatte es schon länger gespürt. Aber dass seine Hände plötzlich jedes Gefühl verloren, erwischte ihn kalt. Hoffentlich hatte Dr. Blaustin eine einfache Erklärung parat. Zu viel Stress, zu wenig Schlaf, eins davon war es doch immer. Am Alkohol konnte es nicht liegen, er hielt Maß. Er war zwar mit Bier im Familienwappen groß geworden, aber es gefiel ihm nicht, die Kontrolle zu verlieren. Außerdem hasste Gesa den Geruch an ihm, und was Gesa hasste, das versuchte er tunlichst zu vermeiden. Es erleichterte das Leben ungemein.

Ausgerechnet jetzt musste er ausfallen, dabei war in ein paar Tagen die Vorstandssitzung in der Brauerei. Julius würde teilnehmen müssen. Bei dem Gedanken schnalzte Theodor mit der Zunge. Julius hasste die Brauerei.

Theodor holte sein ledergebundenes Tagebuch aus dem Nachttisch und blätterte zu dem Tag, an dem sein Vater gestorben war. So oft schon hatte er das getan, dass der dicke schwarze Band von selbst auf der richtigen Seite auffiel.

Der Verlust ist unsäglich schwer für mich. Ich war so gewohnt, mich an ihn zu lehnen und mich zu bestreben, seinen Wünschen gemäß zu arbeiten, dass mit seinem Dahinscheiden mein Wirkungskreis mir freudlos erscheint.

Ihm entfuhr ein leiser Laut der Trauer. Das Sehnen nach etwas, das man nicht zurückholen konnte, war ein ganz eigener Schmerz. Als würde jemand sein Herz auswringen wie einen alten Lappen.

Arnold Reeve hatte bei seinem Tod nicht nur die florierende Bank hinterlassen, sondern auch ein Vermögen von mehr als zwanzig Millionen Mark. Sein Leben war voller Erfolge gewesen, sowohl familiär als auch geschäftlich. Etliche Eisenbahnanleihen, Beteiligungen an der Lauensteinischen Wagenfabrik und der Dampf-Zucker-Siederei, ein breit gestreuter Aktien-, Hypotheken- und Grundbesitz. Außerdem gab es die Grundstücke. Die meisten hatte Theodor verkauft, aber Lockstedt würde,

wenn es nach ihm ging, für immer in Familienhand bleiben. Nirgends waren die Sommer schöner als dort. Er hatte unzählige Erinnerungen, die ihm teuer waren, wie die Kinder mit dem Ziegenkarren fahren, die Abendessen auf der Terrasse, die Feste im Mondschein.

Unruhig ging er vor der Kommode auf und ab. Warum dachte er plötzlich über den Tod nach? Ein wenig Prickeln in den Händen und ein kleines Missgeschick waren nun wirklich kein Grund, gleich dramatisch zu werden. Langsam schob er die Schuhe von den Füßen, setzte sich auf das gemachte Bett, rutschte an die steifen Zierkissen heran, die die Mädchen jeden Abend entfernen mussten, und starrte an die Zimmerdecke. Er fragte sich, was er seinen Kindern vererben würde, wenn er jetzt gehen müsste. Wenn sein letzter Tag in der Bank bereits hinter ihm läge. Was für eine grauenvolle Vorstellung.

Er hatte sich den Prozess des Abdankens immer als ein jahrelanges, langsames Zurückziehen vorgestellt. Julius stand bereits in den Startlöchern, um seine eigenen Visionen zu verwirklichen, aber der Junge war noch nicht so weit. Im Gegensatz zu John hatte er seinen Weg noch nicht gefunden.

Bei dem Gedanken an seinen ältesten Sohn glitt ein Lächeln über Theodors Gesicht. Er hatte John als jungen Mann mehrmals ins Ausland geschickt. Es war nun einmal Manier, wie sonst sollte er merkantile Erfahrungen sammeln. In den Kontoren befreundeter Handelshäuser lernen zu dürfen, war ein Privileg. Aber John hatte das anders gesehen. In Le Havre hatte er sich im Comptoir gelangweilt, und in Italien war er so abgelenkt von der Lebensart, der Kultur, der Malerei und sicher auch den Frauen, dass er kaum zur Arbeit auftauchte und Theodor ihn schließlich nach einem hitzigen Briefwechsel wieder zurückholte. Als er ihn später nach New York schicken wollte, hatte John rebelliert – und dann alles hingeworfen, um Jura zu studieren. Theodor hatte es ihm nie gesagt, doch er war stolz auf diese Entscheidung. Natürlich war die Familie wichtig. Aber welcher Mann hatte genug Mut, um das zu tun, was er tun wollte, gegen jede Tradition, gegen die Wünsche des Vaters?

Julius hingegen lebte für das Geschäft. Er hatte seine kaufmännische Ausbildung bei Barings in London begonnen und bei befreundeten Firmen im Ausland beendet. In Buenos Aires und Montevideo hatte er sich so erfolgreich geschlagen, dass Theodor ihn nach der Rückkehr zum Teilhaber gemacht hatte. Es war eine glanzvolle Laufbahn. Aber Julius wollte zu viel auf einmal.

Er verrannte sich, dachte nicht nach. Jemand musste ihn bremsen. Und wenn er selbst nicht mehr da wäre ...

Theodor stand wieder vom Bett auf. Wie sollte man es aushalten, tagsüber still liegen zu bleiben? Die Gedanken mussten einen ja verrückt machen.

Er wurde von einem Klopfen erlöst. Auf sein «Herein!» erschien ein bärtiges Gesicht in der Tür. Gut gelaunt betrat der Hausarzt der Familie das Zimmer. «Was machen Sie für Sachen, Theodor? Gesa berichtet mir seltsame Dinge.» Mit einem Schwung deponierte Dr. Blaustin seine Tasche auf der Truhe am Fußende des Bettes.

«Rüdiger. Danke, dass Sie so schnell kommen konnten.» Theodor schüttelte die ihm dargebotene Hand. «Nun, wenn ich ehrlich sein soll, ich merke schon länger, dass etwas nicht stimmt. Dieses Taubheitsgefühl ist nicht neu, aber so stark war es noch nie. Heute Morgen ist mir die Kaffeekanne aus den Händen gefallen. Einfach so.» Er hörte die eigene Verblüffung in seiner Stimme. «Und ich habe diesen seltsamen Ausschlag.» Gedankenverloren strich er sich über den Bart, unter dem sich seit einiger Zeit juckende rote Flecken gebildet hatten, ebenso hinter den Ohren und auf dem Hals. Noch hatte ihn niemand darauf angesprochen, nicht einmal Gesa hatte es bemerkt, aber er betrachtete sich jeden Morgen genau im Spiegel. Die Stellen wurden größer, es ließ sich nicht leugnen. «Außerdem fühle ich mich schlapp, nicht wie ich selbst», beschrieb Theodor die Symptome mit einer hilflosen Geste. «Und ich habe häufig ein starkes Stechen im Magen.»

Nachdenklich schob Dr. Blaustin die Unterlippe vor. «Nun, dann schauen wir uns das Ganze einmal an. Ich bin sicher, es handelt sich nur um eine Kleinigkeit.»

Theodor nickte erleichtert. Die ruhige Zuversicht des Arztes besänftigte seine nagende Angst.

Dr. Blaustin befühlte seine Hände, drehte die Arme hin und her, hörte sein Herz mit dem trichterförmigen Stethoskop ab. Er schaute ihm in Rachen und Ohren, klopfte ihm auf die Knie, um seine Reflexe zu prüfen, strich den Bart zur Seite, um mit einem Vergrößerungsglas den Ausschlag zu betrachten.

«Hmmm», sagte er, und Theodor spürte, wie ihn ein kleiner Schauer überlief. Schließlich verschränkte der Arzt die Arme vor der Brust und sah auf ihn hinunter. «Ich fürchte, ich muss Ihnen jetzt eine eher indiskrete Frage stellen.»

«Natürlich. Fragen Sie! Fragen Sie drauflos.»

Der Arzt hüstelte, seine Augen verharrten irgendwo oberhalb von Theodors Stirn. «Waren Sie in den letzten Jahren ... in einem *Etablissement*?»

Blinzelnd sah Theodor zu ihm auf. Hatte er richtig gehört?

«Es wäre absolut verständlich. Ich kenne so gut wie keinen Mann, der nicht ab und zu das Bedürfnis verspürt, einmal ... *außer Haus zu speisen*, wenn Sie verstehen. Man muss sich dafür wirklich nicht schämen, ein Mann hat nun einmal Bedürfnisse. Von Gott gegeben, also kann es so falsch nicht sein. Himmel, wenn sogar der König von Dänemark nach Hamburg kommt, um sich hier verwöhnen zu lassen.» Er lachte schallend. «Nur hat er sich den Ausgang des Abenteuers sicherlich anders vorgestellt.»

Theodor spürte, wie er bis unter die Haarwurzeln errötete. Der König von Dänemark hatte im letzten Sommer in Hamburg auf offener Straße einen Herzinfarkt erlitten – nach dem Besuch eines Edelbordells. Zumindest erzählte man sich das. Er räusperte sich, und Dr. Blaustin hörte sofort auf zu lachen. «Sie denken an eine Geschlechtskrankheit?», fragte er gefasst.

«Es wäre möglich.»

«Ich war seit über dreißig Jahren nicht in einer ... solchen Einrichtung. Nicht seit ich verheiratet bin», erklärte er nachdrücklich. Er konnte dem Arzt nicht in die Augen sehen. In jungen Jahren schließlich ... Nun, wo sollte man sonst Erfahrungen für die Ehe sammeln.

«Nun gut. Wunderbar. Ein Mann von Ehre!» Wieder lachte der Arzt, klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. «Es gibt durchaus Krankheiten, die erst nach vielen Jahren ausbrechen. Aber wenn es so weit zurückliegt, mache ich mir keine Sorgen. Haben Sie sich in letzter Zeit körperlich betätigt?»

Theodor schüttelte den Kopf. «Nicht mehr oder weniger als sonst», antwortete er, froh, den unangenehmen Moment hinter sich gebracht zu haben.

Dr. Blaustin musterte kritisch den kleinen Bauchansatz, der sich unter Theodors Hemd wölbte, und er musste dem Impuls widerstehen, die Muskeln anzuspannen. «Auch nicht im Sommer? In Lockstedt? Sie waren doch sicher an den meisten Wochenenden auf dem Land?»

«Richtig. Dort bewege ich mich mehr, wir gehen oft spazieren, reiten ...»

«... Fahrrad fahren?»

Theodor nickte erstaunt. «Ab und an, ja.»

Ein Lächeln ließ den schütterten Schnauzbart des Arztes zucken. «Nun, sehen Sie. Da könnten wir die Erklärung bereits haben. Fahrradfahren kann

Taubheit in den Händen verursachen! Man stützt zu viel Gewicht auf Oberkörper und Arme, wenn man den Lenker hält.» Er ahmte die Haltung eines Radfahrers nach. «Eine unnatürliche Art, sich fortzubewegen, schrecklich mondän und gleichzeitig irgendwie bäurisch, finden Sie nicht? Und ganz und gar nicht unriskant.»

«Es ist ein herrliches Gefühl», warf Theodor vorsichtig ein. Er liebte es, wenn der Wind ihm die Gedanken wegblies. Wenn die Räder an Fahrt aufnahmen und er sich ganz leicht fühlte, an lauen Abenden über die Feldwege rauschte und die Luft nach Heu und Sommer roch.

«Wie dem auch sei, ich rate Ihnen dringend davon ab. Für einen Arbeiter mag es kein Problem sein, aber ein Mann wie Sie sollte sich doch lieber auf seine Limousine beschränken.»

«Viel bin ich immerhin nicht gefahren. Meine Frau sieht es nicht gerne», gab er zu bedenken.

«Gesa hatte schon immer Verstand für zwei. Es gibt natürlich noch andere Erklärungen, die meisten davon abwegig – ein Tumor, der auf die Nerven drückt, eine Störung im Rückenmark. Ich gehe aber von Muskelverspannungen aus, wahrscheinlich gepaart mit einem Calciummangel. Das würde auch den Ausschlag erklären.» Er beugte sich vor und betrachtete Theodors Gesicht, kam ihm dabei so nahe, dass ihm eine Welle seiner Rasieressenz in die Nase stieg.

Kaum merklich wandte er den Kopf zur Seite. «Und was empfehlen Sie?»

«Nun, erst einmal abwarten und Tee trinken. Ein paar Tage Ruhe, und die Hälfte der Probleme verschwindet von selbst.»

«Aber ...»

«Dann eine Lichtdusche!», unterbrach ihn Dr. Blaustin mit erhobener Hand. «Jetzt in der dunkleren Jahreszeit tut es gut, alle zwei bis drei Tage Rücken und Brust damit zu bestrahlen.»

«Eine Heimsonne?» Verwundert strich Theodor über die Bettdecke. Davon hatte er bereits gehört, aber er fragte sich wirklich, wie das bei seinen Symptomen helfen sollte.

«Ultraviolettbestrahlung kann Wunder wirken bei allen möglichen Beschwerden. Hauptsächlich wird sie zur Behandlung von Tuberkulose eingesetzt, aber Sie kennen das doch, im Sommer an der See fühlen wir uns alle wie neugeboren. Ich lasse direkt einen Apparat bestellen. Wenn nach ein paar Stunden eine Rötung auftritt, ist es genau richtig.»

Er fand den Arzt etwas übereifrig. Das waren doch sehr seltsame neumodische Ideen.

«Des Weiteren werden wir natürlich Ihre Diät anpassen. Mehr Fisch und Fleisch, weniger Rohkost. Was hatten Sie gestern zum Abendessen?»

«Bouillonkartoffeln mit Kohl und Hammel.» Er hatte ohnehin nicht viel gegessen, sein Appetit war nicht auf der Höhe.

«Nun, daran ist nichts auszusetzen. Aber möglicherweise verursachen Gallensteine das Stechen im Magen. Ich verordne daher fünf Tage strikte Diät. Mit Pfefferminztee und Ölmayonnaise werden wir das schnell in den Griff kriegen.»

Auf seine entsetzte Miene antwortete der Arzt mit einem bedauernden Nicken. «Nicht schmackhaft, aber wirksam. Die Köchin soll die Mayonnaise zu den Mahlzeiten frisch schlagen. Wenn keine Besserung eintritt, werden wir über eine Kur beraten. Aber fürs Erste halten wir die Füße still. Sie nehmen jetzt eine Veronal, und Sie werden sehen, in ein paar Tagen sind Sie wieder ganz der Alte.»

Theodor sah Dr. Blaustin dabei zu, wie der seine Tasche packte und leise vor sich hin pfeifend im Spiegel den Kragen seines Samtanzugs richtete. Schließlich verabschiedete der Arzt sich mit einem kräftigen Händedruck. Er versprach, sich an die Empfehlungen zu halten. Dann lauschte er, wie sich die Schritte über den Flur entfernten.

Langsam stand er auf und trat an den Spiegel. «Nur ein Calciummangel», murmelte er, strich den Bart zur Seite und betrachtete die roten Stellen. Noch wenige Millimeter höher, und sie würden für jeden zu sehen sein. Wenn er mit den Fingern über seine Wange fuhr, spürte er kleine Knoten unter der Haut, die früher nicht da gewesen waren.

Aber das war nicht alles, was ihn beunruhigte.

Mit einem Gefühl der inneren Kälte betrachtete Theodor sein Spiegelbild. Er sah anders aus. Es schien, als hätte sich etwas Fremdes über seine Züge gelegt. Seine Finger krampften sich um die Kante der Kommode. Wurde er langsam verrückt? Keiner in seiner Familie hatte es schließlich bemerkt, und die anderen sahen ihm deutlich öfter ins Gesicht als er sich selbst.

Vor ihm stand eine Frau. Sie war hereingekommen, ohne dass er es gemerkt hatte, presste sich ein Taschentuch gegen die Nase.

John sah von seinen Akten auf, und kurz stockte ihm der Atem. Einer ihrer Mundwinkel war aufgerissen, auf ihrem Hals zeigten sich dunkle Male. «Was ist Ihnen passiert?» Er lehnte sich im Stuhl zurück, musste ihren Anblick erst einmal verdauen.

Sie räusperte sich. «Mein Mann.» Ihre Stimme klang rau. Sie bot keine weitere Erklärung. Um zu sprechen, nahm sie kurz das Taschentuch vom Gesicht. Das Tuch war rot.

Er hatte es natürlich geahnt. Geschlagene Ehefrauen sah er hier in der Sozialsprechstunde nicht selten. Allerdings kamen die wenigsten zu ihm, wenn ihnen noch das Blut aus der Nase tropfte.

«Setzen Sie sich.» John wies auf einen der Stühle vor seinem Pult. Tröstende Worte lagen ihm nicht, und er spürte instinktiv, dass sie auch nichts dergleichen erwartete.

Sie nahm ihren Hut ab und ließ sich auf den Sitz gleiten, ohne den Blickkontakt zu ihm zu verlieren. Etwas in ihren hellgrünen Augen verursachte eine Gänsehaut auf seinen Armen. «Wie kann ich Ihnen ...?» Er stockte, ihr Zustand ließ sich nicht ignorieren. «Kann ich Ihnen etwas bringen?», schloss er ein wenig sanfter und deutete auf ihr Gesicht.

«Danke, ich komme zurecht.»

«Vielleicht sollten Sie zuerst einen Arzt aufsuchen?»

«Ich wurde schon behandelt. Und ich wollte nicht noch eine Woche warten, bis nächsten Samstag wieder Sozialsprechstunde ist.»

Er nickte und schlug ihre Akte auf. Für jeden, der sich hier anmeldete, wurde an der Rezeption ein Vermerk mit Namen und Anliegen geschrieben, der dann bei ihm auf dem Schreibtisch landete. *Ehescheidungsgesuch*, las er. Aha. Gut so. «Alice Bloom?»

«Richtig.»

Er setzte einen Haken hinter ihren Namen. «Wir warten noch auf Ihren Mann?»

«Oh nein. Er wird nicht kommen.»

John sah auf, den Finger auf ihren Namen gelegt. «Wie?»

«Er wird nicht kommen», wiederholte sie. «Er weiß nicht, dass ich hier bin.»

«Ah, verstehe.» Gedankenverloren krempelte er die Ärmel seines Hemdes auf. «Nun, Frau Bloom, ich fürchte ...»

«Er würde niemals zustimmen.»

«Verzeihung?»

«Er würde einer Scheidung niemals zustimmen.»

«Verstehe», sagte er wieder. «Sie wollen also Ihre Ehe beenden. Aus welchem Grund?»

Es war eine so überflüssige wie dumme Frage, und sie verzog das Gesicht, zuckte aber zusammen und presste wieder das Taschentuch gegen die Nase. «Weil ich gerne noch etwas weiterleben möchte.»

Kurz wusste er nicht, wie er auf ihren trockenen Zynismus reagieren sollte. «Verstehe», murmelte er schließlich ein drittes Mal und schalt sich innerlich einen Idioten. Sicherlich hatte er noch andere Wörter im Repertoire?

Er musterte sie unauffällig, während er vorgab, sich eine Notiz zu machen, die nicht mehr war als ein Kringel neben ihrem Namen. Sie war umgeben von einem Geruch, den er nicht zuordnen konnte, nicht unangenehm, aber durchdringend. Wollé!, dachte er dann. Das dunkle Haar trug sie offen, sehr ungewöhnlich für eine Frau in ihrem Alter. Ihr Kleid war verwaschen, sie hielt sich aber so würdevoll, dass er sich fragte, ob sie vielleicht ein gefallenes Dienstmädchen aus besserem Haus war. Die meisten Frauen der Arbeiterschicht hatten bereits alle Jugendfrische verloren, bevor sie das zwanzigste Lebensjahr erreichten. Sie hingegen wirkte hellwach, als stünde sie unter Strom. Am auffallendsten waren die Augen. Grün und klar sahen sie ihn an, durchbohrten ihn geradezu. Das kannte er von Frauen nicht – vor allem nicht von denen, die in die Rechtsberatung der Sozialfürsorge kamen. Die meisten entstammten bildungsfernen Schichten und waren daher verständlicherweise eingeschüchtert.

Eine Frau wie sie war ihm hier noch nie begegnet.

«Ihr Mann hat also keine Ahnung, dass Sie heute hier sind?»

«Richtig.»

«Und Sie glauben, dass er sich sträuben wird?»

«Auf jeden Fall.»

Sie war nicht unbedingt gesprächig. Er verschränkte die Arme vor der Brust und musterte sie schweigend. Plötzlich fiel ihm auf, dass er seine Sehgläser

noch trug; rasch nahm er die Brille ab und steckte sie in die Tasche seines Jacketts. Ihr Blick folgte der Bewegung seiner Hand.

«Und nun wollen Sie wissen, wie das Ganze ablaufen wird?»

«Ich will wissen, was er tun kann und was ich tun kann. Was es kosten wird und welche Papiere ich brauche. Ich will wissen, was im schlimmsten Fall geschehen kann und was im besten, besonders mit meiner Tochter.»

Sie konnte ja doch sprechen. Und sie hatte das Ganze durchdacht. War nicht nach einem Streit losgelaufen und überlegte es sich womöglich nächste Woche wieder anders, sobald ihr Ehemann sich reumütig entschuldigt hatte. John unterdrückte einen Seufzer. Nun, er hatte leider keine guten Nachrichten für sie.

Die Rechtsberatung der Sozialfürsorge, für die er einmal wöchentlich arbeitete, war eine echte Hamburgensie. Hier musste man nicht erst zum Amtsgericht gehen, um sein Vermögen schätzen zu lassen und sich einen Schein abzuholen wie in anderen Städten. Hier erhielten Menschen, die sich einen Anwalt nicht leisten konnten, direkt und kostenlos Beratung außerhalb gerichtlicher Verfahren. Natürlich war die Beratung vollkommen überlaufen. In Hamburg gab es viele Menschen, die kein Geld für einen Anwalt hatten – und sehr viele, die einen brauchten. John konnte sich vor Anfragen kaum retten. Er mochte die Pro-bono-Arbeit zum Wohle der Bevölkerung. Wohltätigkeit wurde in Hamburg schon immer großgeschrieben, und er machte da keine Ausnahme, auch wenn es nicht von der Hand zu weisen war, dass er die Menschen in den meisten Fällen enttäuschen musste.

«Frau Bloom. Ich fürchte, wenn Ihr Mann nicht zustimmt, wird es schwierig. Und teuer.» Er merkte selbst, wie distanziert er klang. Natürlich tat sie ihm leid. Aber in der Beratung musste er noch mehr als sonst darauf achten, seine Klienten nicht zu nah an sich heranzulassen. Manche wurden laut, viele weinten. Er war sogar schon mit Hühnern bestochen worden, mit unmoralischen Angeboten und einmal mit drei Strängen Salami. Natürlich hatte er stets dankend abgelehnt. Er hatte gelernt, die Gefühle seiner Klienten von sich abperlen zu lassen wie Wasser. Anders kam man in seinem Beruf nicht weit. Man musste sich einen Panzer zulegen, eine gewisse Undurchdringlichkeit.

Damit Augen wie die ihren, mit denen sie ihn jetzt entsetzt ansah, einen kaltließen.

«Aber es muss eine Möglichkeit geben!» Ihre Stimme klang scharf, auch das kannte er von Frauen auf diesem Stuhl nicht.

«Natürlich, die gibt es.» John überlegte, wie er es ihr schonend beibringen konnte – aber es ergab keinen Sinn, falsche Hoffnungen zu wecken. «Wenn Ihr Mann sich weigert, werden Sie um einen gerichtlichen Prozess nicht herumkommen. Dort wird haarklein alles aufgedröselt, Ihre Ehe in all ihren ... intimen Details. Sie müssen sich einen Anwalt nehmen, Ihr Mann ebenfalls, und unter Umständen zieht sich die Verhandlung endlos hin. Dadurch wird das Verfahren nicht nur zeitaufwendig, sondern vor allem teuer. Meistens steht Aussage gegen Aussage, und dann gewinnt automatisch der Mann.» Er konnte förmlich dabei zusehen, wie die Informationen in ihr arbeiteten. Wahrscheinlich hatte sie all ihren Mut zusammennehmen müssen, um hierherzukommen.

«Schauen Sie mich doch an.» Sie lehnte sich vor. «Es muss einen Weg geben.»

John zögerte. «Ich gehe davon aus, dass Sie nicht erwerbstätig sind? Dann könnten Sie das Armenrecht beantragen und ...»

«Ich arbeite. Das Gehalt meines Mannes reicht nicht für unsere Familie.»

«Dann müssten Sie vorübergehend so wenig verdienen, dass Sie unter die Höchstgrenze fallen und finanzielle Unterstützung für den Prozess erhalten.»

Sie sah ihn an, als hätte er einen schlechten Scherz gemacht. «Wovon sollen wir dann leben?»

Unauffällig warf John einen Blick auf die Uhr. Im Kopf hatte er den Fall bereits abgehakt. Aber leider machte die Dame keinerlei Anstalten, aufzustehen. «Entweder Sie tragen die Prozesskosten selbst, wovon ich Ihnen nur dringend abraten kann. Oder Sie fallen unter das Armenrecht. Allerdings kann es auch in einem solchen Fall passieren, dass Sie Teile der Gerichtskosten übernehmen müssen, wenn Sie verlieren.»

Sie umklammerte die Armlehne ihres Stuhls, öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Er registrierte, dass ihre Hände voller Kratzer und Narben waren, die Knöchel rot und geschwollen, außerdem hatte sie Brandwunden auf der Haut, und der kleine Finger ihrer linken Hand stand schief ab. Himmel, was hatte dieser Mann mit ihr gemacht? «Wir kommen so schon kaum über die Runden. Wie stellen die sich das vor?»

Er wusste nicht genau, wen sie mit «die» meinte. Die Civilkammer vermutlich. «Wenn Sie vielleicht vorübergehend bei Ihrer Familie

unterkommen könnten? Dann würden Sie sich die Miete sparen und ...»

«Ausgeschlossen.»

Er unterdrückte einen Seufzer. Sie machte es ihm nicht gerade leicht.

«Das kann einfach nicht wahr sein!» Sie sprang auf, ging im Zimmer umher, das Tuch wieder gegen die Nase gepresst. «Was sollen Frauen tun, die zu Hause fünf Kinder zu versorgen haben und gar nicht arbeiten gehen können? Wie sollen die sich wehren, wenn ihr Mann sie misshandelt? Was, wenn eine Frau keine Familie hat, die sie auffängt? Keinen Ort, wohin sie gehen kann, wenn sie Probleme hat?» Ihre Stimme war schrill geworden. «Was, wenn man niemanden hat?»

«Beruhigen Sie sich», befahl er streng.

«Ich will mich nicht beruhigen. Ich will einen Ausweg finden!»

John ließ die in mahnender Geste erhobenen Hände wieder sinken. Was sollte er ihr sagen? Das System war auf der Seite der Männer. Jedes System, das er kannte, war auf der Seite der Männer. Meistens fand er das auch richtig so. «Der Staat möchte nicht, dass Ehen geschieden werden. Also macht er es einem nicht unbedingt leicht.»

«Was hätte der Staat denn gerne, das eine Frau in meiner Situation tut?»

«Hören Sie. Die Gesetze sind nun einmal, wie sie sind.»

«Was ist mit meiner Tochter?», fragte sie unvermittelt.

«Sie meinen das Sorgerecht?» Er hatte die Frage befürchtet. «In den allermeisten Fällen wird das Sorgerecht den Vätern zugesprochen.» Er hob den Blick, zögerte einen Moment. «So gut wie immer.»

Ohne zu blinzeln, sah sie ihn an. «Was?», fragte sie, leiser jetzt.

«Wenn Sie nicht arbeiten oder unter das Armenrecht fallen, werden die Richter annehmen, dass Sie nicht über ausreichende Mittel verfügen, um Ihre Tochter zu ernähren. Was ja auch so wäre. Es ist doch so gut wie unmöglich für Sie, allein eine Wohnung zu finanzieren.»

Der Ausdruck roher Empörung, der jetzt über ihr Gesicht kroch, ließ sie einen Moment lang aussehen wie ein Kind. «Aber Sie sagten doch gerade, ich soll ...»

«Frauen sind als Alleinernährer eben einfach nicht vorgesehen.» Trotz seines harten Tons beschlich John das seltsame Bedürfnis, sich zu rechtfertigen.

«Aber ich dachte, vor dem Grundgesetz sind alle gleich.»

Es erstaunte ihn, dass sie das wusste. Und es erstaunte ihn, wie gewählt sie sich ausdrückte. Es passte nicht zu einer Frau ihres Standes. «Richtig», bestätigte er. *«Gleichberechtigung und Gleichheit ohne Rücksicht auf Geschlecht und Stand. So heißt es.»* Er legte die Finger aneinander, wählte seine Worte genau. «Aber wie Sie sicher wissen, ist der Mann das Haupt der ehelichen Gemeinschaft. Er hat das Entscheidungsrecht über familiäre Belange. Das wird vom Gleichberechtigungsgesetz nicht ausgehebelt. Im Falle einer Uneinvernehmlichkeit entscheidet also der Mann. Und er hat auch das Recht, über den Aufenthaltsort ...»

«Aber das ergibt keinen Sinn!»

So oft wie heute war er lange nicht unterbrochen worden. Sie schüttelte den Kopf, murmelte etwas Unverständliches. «Das ist unglaublich!» Wieder begann sie, auf und ab zu laufen.

John seufzte, ließ sich gegen die Stuhllehne sinken. Hinter seiner Schläfe begann es zu pochen. «Bitte setzen Sie sich.»

Sie reagierte nicht.

«Frau Bloom!» Jetzt reichte es ihm. «Setzen Sie sich!»

Abrupt blieb sie stehen. Einen Moment war er sicher, sie würde zur Tür hinausstürmen und nie mehr wiederkommen. Beinahe wünschte er es. Doch dann ließ sie sich widerwillig auf dem Stuhl nieder. John war bewusst, dass er ihr gerade die Hoffnung auf ein besseres Leben nahm. Aber guten Gewissens konnte er ihr schlicht nichts anderes raten. Die amtlich zugesprochenen Anwälte waren alle überarbeitet und wurden schlecht bezahlt. Wenn sie an den Falschen geriet, hatte sie das Verfahren schneller verloren, als sie bis drei zählen konnte. Bedauernd schüttelte er den Kopf, schielte erneut verstohlen auf die Uhr. Der nächste Klient wartete schon vor der Tür.

Er schlug die Akte zu, die nichts enthielt außer ihrem Namen, dem Gesuch und einem Kringel. «Versuchen Sie, Ihren Mann davon zu überzeugen, dass eine Trennung das Beste für Sie beide ist. Schließlich will auch er sicherlich einen Prozess vermeiden. Dann kommen Sie zurück, und wir kriegen das Ganze schnell und unkompliziert über die Bühne.»

Mit verschränkten Armen sah er ihr dabei zu, wie sie ihren Hut nahm, aufstand und zur Tür ging. Ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren, mit einem Mal sah sie nur noch müde aus. John kämpfte gegen den Impuls, sie zurückzurufen. Aber die Lage war, wie sie war.

Er konnte ihr nicht helfen.

«Störe ich?»

In der Villa verfügte er nicht über ein eigenes Büro, dafür zog er sich hier gerne ins Herrenzimmer zurück, belegte den großen Eichentisch mit seinen Papieren und wühlte sich durch die Fälle. Die Frage seines Vaters riss John aus den Gedanken. Erst sah er Theodor nur verschwommen, schob rasch die Lesebrille auf den Kopf. Jetzt schärfte sich das Bild. Erstaunt stellte er fest, dass sein Vater Morgenmantel und Pantoffeln trug. Anscheinend würde er auch an diesem Tag nicht zur Arbeit gehen.

«John, du musst morgen für mich zur Versammlung in die Brauerei.»

«Ich?» Er lachte auf. Doch sein Vater meinte es offenbar ernst. «Aber ich muss in die Kanzlei», wandte er entgeistert ein. «Und ich habe keine Ahnung von den Geschäften in der Brauerei. Ich war ewig nicht dort.»

Theodor nickte. «Ich weiß. Es ist nur für die Besprechung des Vorstands.»

«Aber Julius ...»

«Julius ist nicht abkömmlich.» Ungewöhnlich hart schnitt sein Vater ihm das Wort ab – und John wusste, weshalb. Julius war für alles «abkömmlich», wofür er abkömmlich sein wollte. Die Brauerei interessierte seinen Bruder schlicht nur, solange sie genug Geld abwarf. Er brütete durchaus mit seinem Vater über den Büchern und durchdachte Strategien mit ihm, aber soweit John wusste, hatte Julius seit Jahren keinen Fuß auf das Betriebsgelände gesetzt. Das war ausschließlich Theodors Terrain.

«Ich bitte dich darum. Es ist auch dein Erbe. Und es ist wichtig für mich, dass wir vertreten sind. Wir wollen bald das neue Edel-Bier einführen. Die Familie muss Flagge zeigen, wie sieht das sonst aus.» Es kam selten vor, dass Theodor um etwas bat.

«Natürlich», antwortete John, auch wenn er Julius innerlich verfluchte.
«Kein Problem.»

Am nächsten Morgen durchschritt er statt der Türen zur Kanzlei die Tore der Holsten-Brauerei. Er war mit dem Mercedes gekommen, eine kleine Spielerei, die Julius sich im letzten Jahr gegönnt hatte, aber selten benutzte, und die Fahrt hierheraus nach Altona war so vergnüglich gewesen, dass es ihn einiges gekostet hatte, in die Holstenstraße zu lenken und nicht einfach weiterzufahren.

Die Brauerei war einst auf einer grünen Wiese erbaut worden, aber die Wohnhäuser rückten näher und näher; auch der Hafen war nicht weit, man konnte ihn hören, das ewige Dröhnen und Donnern von Stahl auf Stahl. Altona war eine kleine preußische Enklave, die an einigen Stellen unbemerkt in St. Pauli überging, aber trotz der engen Nachbarschaft wehte hier durchaus ein anderer Wind als in der Hansestadt. Hier befand sich das Generalkommando des IX. Armeekorps, hier wohnten Offiziere und Generäle. Trotzdem war es eine Kleinstadt, eine Provinz, und das spürte man.

John steckte die Lenkhandschuhe in die Tasche und nahm kurz den Hut ab, um den Blick nach oben schweifen zu lassen, über die gewaltigen Türme, die Kuppeln und Schornsteine. Die Fabrik war ein imposantes Bauwerk, man konnte es nicht anders sagen. Doch der norddeutsche rote Backstein verlieh den Gebäuden einen friedlichen, beinahe ländlichen Anblick. Oben auf dem Sudhaus saß die Wetterfahne, der grüne Holsten-Ritter, und sah zu ihm herunter. John legte zwei Finger an die Schläfe, schickte einen Gruß hinauf – und in Gedanken gleichzeitig zu seinem verstorbenen Großvater.

Arnold Reeve war einer der Aktiengesellschafter, die Holsten 1879 gründeten, und – wie man in der Familie munkelte – selbst dabei, als der Braumeister damals den ersten Sud ansetzte. 1884 hatte man die Kunsteiskühlung eingeführt, die es ermöglichte, Lager zu brauen, das nur bei niedrigen Temperaturen reifte. Von da an war die Brauerei immer weiter expandiert. Seit 1903 gab es in Wandsworth den Londoner Zweig *The Holston Brewery Ltd.* Außerdem hatte Holsten sich in den letzten Jahren nach und nach mehrere lokale Brauereien einverleibt. Aber in der Stadt gab es so viele Brauereien, dass ein paar weniger nicht schaden konnten. Hamburg wurde nicht umsonst das «Brauhaus des Nordens» genannt.

Zu seiner Rechten lag der Pferdestall mit den riesigen Schleswiger Kaltblütern, die die Bierkutschen und Fasswagen zogen. Ein Blick auf seine Taschenuhr zeigte John, dass er noch ein wenig Zeit hatte, wie immer war er etwas früh dran. Als Junge war er oft dabei gewesen, wenn sein Vater oder Großvater die Brauerei besuchten. Der Geruch nach Pferden und Sattelleder war Teil seiner Kindheit.

Mit beiden Händen zog er das große Rolltor auseinander und trat in den Halbschatten des Stalles. Sofort drehten sich die riesigen Pferdekörper in seine Richtung, Hufe raschelten durch Strohberge, geblähte Nüstern streckten sich ihm entgegen. Er trat an die Box eines ungewöhnlich großen Hengstes.

Hannibal stand auf dem gusseisernen Schild. John runzelte die Stirn. Dass die Tiere Namen hatten, war neu.

Das Pferd spielte mit den Ohren, roch an seiner ausgestreckten Hand. Als er die Schnauze berührte, durchzuckte ihn eine Welle der Nostalgie. Nun war sein Großvater schon lange tot, er selbst hatte keine Zeit mehr für Besuche hier, und sein eigener Vater ... Er konnte nur hoffen, dass sich alles als Lappalie herausstellen und Theodor bald wieder in seinem geliebten Lockstedt im Garten sitzen und den Vögeln zusehen würde. Einen Augenblick lehnte John die Stirn gegen die warme Blesse des Pferdes. Der Hengst ließ es zu, ohne sich zu bewegen. Plötzlich drangen gedämpfte Stimmen an sein Ohr. Etwas ließ ihn aufhorchen, ein unruhiger, wütender Unterton.

John drehte sich um. Hier gab es keine Sattelkammer, die Pferde der Brauerei wurden nicht geritten, sie zogen ausschließlich die Fuhrwerke. Aber im Raum nebenan hingen die Geschirre und die Peitschen, weiter hinten führte eine Tür in den hallenartigen Kutschraum. Als John sich näherte, sah er etwa zehn Männer in Arbeitskleidung, die dort in einem Kreis zusammenstanden und diskutierten. Die meisten von ihnen trugen unverkennbar die Uniform der Kutscher, ihre schwarzen Westen und kapitänsartigen Mützen mit dem Holsten-Schriftzug.

«Die können sich ihre Tarife in den Hintern stecken! Was bringen die uns, wenn sie sich doch nicht dran halten?»

«Eistransporte!» Ein anderer schnaubte unwillig, zündete sich eine Zigarette an. Beunruhigt warf John einen Blick auf die vielen Strohballen, die hier gestapelt waren. Im Stall zu rauchen, war streng verboten. «Ich bin kein verdammter Schneemann. Wenn die jemanden wollen, der ihnen ihr Eis durch die Gegend fährt, dann sollen sie jemanden einstellen. Wir sind Bierkutscher!»

«Ich habe eine Liste mit euren Forderungen eingereicht. Aber sie sagen, sie können so schnell keine neuen Eiswagen besorgen. Die Keller sind voll, das Eis muss ausgeliefert werden. Sie wollen alles im nächsten Jahr regeln. Ich habe klargestellt, dass ihr eine Entschädigung fordert. Sechs Mark mehr die Woche. Und das werden wir durchsetzen.»

Interessiert betrachtete John den Mann. Er trug eine braune Mütze, Hosenträger und Stiefel, sein Hemd war über den kräftigen Armen aufgekrempelt. An seiner Erscheinung war nichts Ungewöhnliches, aber seine

Stimme war anders als die der anderen Männer, eindringlicher, intensiver. Intelligenter.

Am Rande hatte John bereits durch Julius und Theodor mitbekommen, dass die Eistransporte Unmut hervorriefen. Die Gewölbekeller der Brauereien waren mit Eis gefüllt, das man im Winter aus den Flüssen schnitt. Die Brauereien schafften zwar immer leistungsfähigere Kühlmaschinen an, aber für das untergärige Bier verwendete man immer noch das Flusseis – und verkaufte es zum Nebenerwerb nun auch an Gastwirtschaften und wohlhabende Familien, die zu Hause Eisschränke besaßen. Dafür wurden zunehmend die Kutscher der Brauereien eingesetzt, die diese Arbeit jedoch als unter ihrer Würde befanden und als gesundheitsschädlich ansahen. John runzelte die Stirn. Das Eis war ein Produkt der Brauerei, genau wie das Bier, und es musste nun einmal zu den Kunden transportiert werden. Es war eine Arbeit wie jede andere auch.

Anscheinend sahen die Männer das jedoch anders.

Er räusperte sich. Die Kutscher fuhren überrascht herum und zerstreuten sich sofort, als sie John gewahrten. Nur einer kam auf ihn zu: der Mann mit der Mütze, der eben gesprochen hatte. Er schien etwa so alt wie John selbst. Seine grünen Augen erinnerten ihn an jemanden.

«Kann ich Ihnen helfen? Sie wollen sicher zur Versammlung?»

«John Reeven.» Er streckte die Hand aus. «Richtig. Ich hatte noch ein paar Minuten und dachte, ich besuche die Pferde. Früher war ich hier sehr oft», fügte er hinzu, als der Mann überrascht die Augenbrauen hob.

Der pfiff leise durch die Zähne. «Herr Reeven! Ich kenne natürlich Ihren Vater. Jetzt sehe ich auch die Ähnlichkeit.» Nach kurzem Zögern ergriff der Mann Johns Hand. «Ich bin der Stallmeister. Jaris Nord.»

«Sehr erfreut.»

«Ich habe Sie noch nie hier gesehen.»

«Ich arbeite nicht für die Bank, ich bin Anwalt. Entsprechend habe ich mit den Geschäften der Familie wenig zu tun.»

Er sah in den Augen des Mannes, dass dieser sich fragte, wie es kam, dass der älteste Sohn der Familie nicht in deren extrem erfolgreiche Geschäfte eingestiegen war. Und warum Theodor Reeves Sohn im Stall herumstand und heimlich Gespräche belauschte. Aber er sagte es natürlich nicht.

«Es gibt Unmut unter den Männern?» John deutete mit dem Kinn nach draußen, wo die Kutscher jetzt rauchten, ihnen Blicke zuwarfen und sich leise

weiter unterhielten.

Der Mann winkte ab. «Nicht dramatisch. Die Tarife müssen eben immer mal angepasst werden, und das passiert nicht von selber, wenn Sie verstehen.»

Doch John hatte durchaus den Eindruck gewonnen, dass die Männer wütend waren. Und extrem unzufrieden.

«Vielleicht können Sie auf der Sitzung ein gutes Wort für uns einlegen.» Jaris Nord grinste jungenhaft.

«Das werde ich. Die Männer müssen zufrieden sein, sonst machen sie keine gute Arbeit.»

«Sagen Sie das denen da oben!» Er zeigte in Richtung des großen Verwaltungsgebäudes.

«Genau das habe ich vor.» John verabschiedete sich mit einem Nicken.

Als er draußen an den Kutschern vorbeiging, grüßten sie höflich und zogen ihre Mützen. Aber sie hatten ja auch keine Wahl. Im Stillen fragte er sich, was sie wohl dachten. Was sie sagen würden, wenn er außer Hörweite war. Während er auf das Verwaltungsgebäude zuing, spürte er, wie die Männer ihm nachschauten.

Die Herren sahen alle gleich aus. Unauffällig schaute John sich im Raum um und musste ein Lächeln unterdrücken. Die Mitglieder des Vorstands trugen ausnahmslos dunkle Nadelstreifenhosen, Westen und schwarze Schnürstiefel mit kleinem Absatz. Nur die Farben der Fliegen und Krawatten unterschieden sich in ihren Grau- und Braunabstufungen. Sie rochen sogar ähnlich, nach einer distinguierten Mischung aus Altherrenwasser, Rasieressenzen und Tabak. Er sah an sich hinunter und musste feststellen, dass er im Grunde genommen keine Ausnahme bildete.

Die Vorstandsmitglieder saßen um den runden Tisch im dritten Stock des Verwaltungsgebäudes versammelt. Die meisten von ihnen rauchten. Auch John hatte sich eine Dannemann angezündet und nahm ab und an einen Zug. Von dem Bier, das ausgeschenkt wurde, probierte er allerdings nichts, es war ihm noch zu früh am Tag. Hier oben hatte man einen fantastischen Blick auf die Umgebung. Er saß mit dem Gesicht zum Fenster und musste sich zwingen, seine Aufmerksamkeit auf die dröge dahinplätschernde Diskussion zu lenken.

«Unsere Zukunft ist alles andere als gütlich», erklärte einer der Vorstände gerade.

«Ich dachte, das Biergeschäft hält den Kurs?» Er mischte sich besser mal ein. Wenn er nicht aktiv teilnahm, würde er einschlafen. «Sind Rückgänge zu verzeichnen?»

«Das nicht», erwiderte einer der Männer mit einem Stirnrunzeln in seine Richtung. «Aber die Konkurrenz schläft nicht. Es gibt immer neue Brauereien, teilweise überaus kapitalkräftig.»

«Das sind wir auch», behauptete John selbstbewusst, dabei hatte er keinerlei Ahnung von den aktuellen Zahlen. Aber er ging einfach mal davon aus, sonst hätte sein Vater sicher längst Gegenteiliges berichtet.

«Durchaus», erwiderte der Mann mit einem missbilligenden Zucken seines Bartes. «Aber die Extralieferungen und die Preisunterbietungen, mit denen wir uns konfrontiert sehen, sind kein Scherz. Wir werden uns etwas einfallen lassen müssen, um den Karren aus dem Dreck zu ziehen, meine Herren. Die Gegner kämpfen mit harten Bandagen, das kann ich Ihnen sagen.»

«Der Wettbewerb ist, gelinde gesagt, ruinös», meldete sich ein glatzköpfiger Teilnehmer zu Wort. John hatte vergessen, wie er hieß. «Man muss sich einmal anschauen, welche Biernamen dieses Jahr patentiert werden sollen. Preußenbräu. Champagnerblond. Antibakterion.» Er schnaubte, und die anderen schüttelten im Gleichklang der Verachtung die Köpfe. «Lachhaft, natürlich, das wird niemals funktionieren. Aber es zeigt, wie innovativ unsere Konkurrenten sind. Sie haben junge Leute in den Vorständen, die sich immer neue Absurditäten ausdenken, und damit sind sie in aller Munde.»

«Nun, dann müssen wir uns eben etwas Besseres einfallen lassen.» John blickte in die Runde. «So schwer kann es nicht sein, wenn ich mir diese Vorschläge anhöre.»

Zustimmendes Gelächter, aber nicht von allen. Einige runzelten die Stirn, konsternierte Blicke geisterten durch den Raum.

«Das Problem sind die Zolltarife.» Das war wieder der Glatzkopf von eben. «Die Erhöhung der Brausteuer hat uns fast den Kragen gekostet.»

«Uns – und alle anderen auch», erwiderte er ungerührt.

«Wir werden um eine Preiserhöhung nicht herumkommen.»

John lehnte sich im Stuhl zurück. Endlich sprach jemand aus, worum sie die ganze Zeit heruntanzten. «Wie viel?» Ihm war durchaus bewusst, dass er sich aufführte wie im Gerichtssaal. Aber Schaden konnte es sicher nicht, diese Runde ein bisschen in die Mangel zu nehmen. Wofür sonst war er schließlich hier, herumsitzen und Bier trinken?

Der Glatzkopf zuckte die Achseln. «Ich schätze, zwei Mark pro Hektoliter?» John atmete hörbar ein. «Werden die Wirte das bezahlen?», fragte er ungläubig.

«Wenn sie ihren Kunden Bier verkaufen wollen, müssen sie wohl», knurrte sein Sitznachbar.

«Und wenn sie einfach das Bier anderer Brauereien nehmen?»

«Die stehen schließlich vor den gleichen Problemen wie wir. Und der Geschmack von unserem Holsten ist unvergleichlich.»

Da konnte er nur zustimmen. Ihr Pils hatte eine ganz eigene Note. Mit dem harten Hamburger Wasser entstand der unverwechselbare Geschmack. Man braute nach bayrischer Art und verwendete nur mährisches Salz und Saazer Hopfen. So zumindest hörte er die Stimme seines Vaters in seinem Kopf. Er hatte eigentlich keine Ahnung. Der Herstellungsprozess war ihm egal, Hauptsache, es schmeckte.

«Werden die Zahlungen an die Aktionäre gekürzt?», stellte John die wichtigste aller Fragen. Bei einem Unternehmen mit einem Kapital von 4,6 Millionen waren das keine kleinen Beträge.

Ein paar der Herren warfen sich Blicke zu, Füßescharren hallte durch den Raum. «Noch nicht», erwiderte sein Sitznachbar. «Aber es könnte durchaus dazu kommen.»

Entgeistert sah John ihn an. «Nun, das müssen wir zu verhindern wissen.»

Der Glatzkopf nickte. «Es müssen umfassende Neuerungen her, wenn wir der Konkurrenz und vor allem des Preisanstiegs Herr werden wollen.»

«Und welche Neuerungen wären das?» Belustigt beobachtete er, wie die Anwesenden die Augenbrauen hochzogen. Der abtrünnige Sohn, der sich mal eben aus Hamburg herbequ Coastete und dämliche Fragen stellte, deren Antworten er längst kennen sollte. Aber er kannte sie eben nicht. Und wenn er schon hier war, wollte er es ganz genau wissen. John fühlte, wie etwas über ihn kam. Diese Brauerei war das Erbe seines Vaters, seines Großvaters. Sie war untrennbar verwoben mit seiner Familiengeschichte. Er hatte diese Tatsache nie gefühlt – bis jetzt. Bis er im Stall gestanden und den altvertrauten Geruch eingeatmet hatte. Die Männer hier im Raum wussten, dass das Geld seiner Familie den Hauptteil des Aktienvermögens ausmachte, deswegen sprach niemand aus, was wohl alle dachten: dass er die Klappe halten und sich gefälligst nicht dauernd einmischen sollte. Das verstand er ja sogar.

Aber es war eben einfach nicht seine Art.

«Die Neuerungen?», wiederholte er, als ihm niemand antwortete. «Haben Sie konkrete Pläne?»

«Neue Sudhaus-Maschinen und Kesselanlagen», erwiderte sein Sitznachbar, ohne ihn anzusehen. «Außerdem überlegen wir, die Malzsilos zu erweitern und neue Grundstücke anzukaufen. Der Produktionsbedarf wird immer größer, und wir platzen aus allen Nähten. Lagerkeller und Gärräume bedürfen ebenso einer Erweiterung.»

«Das klingt teuer.»

«Natürlich ist das teuer. Was denken Sie denn?» Der Glatzkopf tauschte einen amüsierten Blick mit seinem Gegenüber.

«Haben Sie eine Kosten-Nutzen-Kalkulation vorliegen?» Er würde sich einmischen bis zum Gehnichts mehr. Und wenn dieser Aufschneider ihn weiterhin behandelte wie ein unmündiges Kind, konnte er noch ganz andere Geschütze auffahren.

Eine kurze Stille folgte. «Noch nicht», gab der Glatzkopf zu.

«Nun, bis sie uns vorliegt, ist diese Diskussion redundant, würde ich meinen.»

«Unsinn, wir brauchen keine genauen Zahlen, um zu wissen, dass diese Anschaffungen nötig sind. Wir müssen auf dem Markt mithalten. Natürlich muss man Ahnung vom Geschäft haben, um das zu verstehen. Wenn man nicht weiß, wovon man spricht, braucht man vielleicht alles auf dem Papier vorgekauft. Aber wir wissen, was die Brauerei benötigt. Herr Reeven.»

Mit seinem Vater hätten sie niemals so gesprochen. Aber sie gingen wohl zu Recht davon aus, dass sie ihn nach der heutigen Sitzung wieder jahrelang nicht sehen würden. Respekt musste man sich erarbeiten, das hielt er selbst nicht anders. Trotzdem hatte er nicht vor, sich den Mund verbieten zu lassen.

«Ich mag nicht im Bilde sein über die genauen Vorteile der Anschaffungen.» Er nahm einen tiefen Zug, blies in aller Ruhe den Rauch gen Decke. «Ich frage mich aber ... wenn sie so bahnbrechende Änderungen erbringen sollen, warum wurden diese Anschaffungen nicht schon vor Jahren getätigt?»

«Weil sie extrem teuer sind, natürlich», entrüstete sich sein Nachbar von rechts.

«Und Sie sind sicher, dass extrem teure Neuanschaffungen die angespannte finanzielle Lage so erheblich und schnell verbessern werden, dass wir ohne Kalkulation darüber entscheiden sollten.»

Stille.

«Risiko gibt es immer.»

«Richtig. Aber man kann es erheblich dezimieren, indem man genau kalkuliert.» Er drückte seine Zigarre in dem kleinen Silberascher aus, der für jeden Teilnehmer bereitstand. «Ich wünsche die Pläne auf meinem Schreibtisch. Noch diese Woche.» John nickte dem Protokollanten zu, der an einem kleinen Tisch neben der Tür saß und jedes Wort mitschrieb. Der Mann machte sich eilig eine Notiz.

«Auf dem Schreibtisch Ihres Vaters, meinen Sie wohl. Oder haben Sie vor, ins Geschäft einzusteigen?» Wieder der Nachbar von rechts.

«Ganz sicher nicht», erwiderte er lächelnd. «Aber ich weiß nicht, wie lange mein Vater ausfallen wird. Und bis er vollständig genesen ist, möchte ich genauestens im Bilde sein, wenn Sie erlauben.» Sein Ton war kaum merklich schärfer geworden. Er machte klar, dass er auf niemandes Erlaubnis warten würde.

«Investitionen in die Zukunft sind nicht immer genau kalkulierbar. Außerdem, bei allem Respekt, Ihr Vater hat die Pläne längst abgesegnet.»

«Schriftlich?»

«Nun, das nicht. Aber ...»

«Ich bin sicher, wenn die Kalkulationen vorliegen und der Nutzen so eindeutig und überwältigend ist, wie Sie prophezeien, wird sich daran auch nichts ändern. Außerdem sind da noch die Arbeiter.»

«Die Arbeiter?», ertönte eine Stimme vom anderen Ende des Raumes.

«Sie sind unzufrieden.»

«Sie sind immer unzufrieden.» Einstimmiges Lachen. «Werden ständig selbstbewusster. Der Sozialismus macht eben auch vor unserer Tür nicht halt.»

«Was genau fordern sie?» Langsam machte ihm das Ganze hier richtig Spaß.

«Mehr Urlaub natürlich», kam die entrüstete Antwort. «*Fünf Tage* im Jahr. Manche sogar eine Woche. Hat man so was schon gehört.»

«Neuneinhalb Stunden Arbeit am Tag sind nun wirklich nicht zu viel verlangt, wenn man mich fragt. Und dann noch jeden Sonntag frei. Außerdem zahlen wir im Krankheitsfall den Lohn zwei Wochen weiter, wo gibt es das schon! Das muss man sich mal vorstellen. Und trotzdem beschwerten sie sich.»

«Wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, wollen sie die ganze Hand. Das ist hier nicht anders als daheim mit den Ehefrauen», warf ein jüngerer

Blonder zwei Stühle weiter ein, und grölendes Gelächter antwortete ihm.

John lachte nicht.

«Das werden Sie schon auch noch verstehen.» Sein Tischnachbar stieß ihn kameradschaftlich in die Rippen. «Nicht mehr lange bis zur Hochzeit, wie man hört?»

«Ich sehe ein Bierembargo auf uns zukommen.» Das Gelächter verstummte. Entgeistert sahen die Männer ihn an. «Die Arbeiter sind unzufrieden. Und die Wirte werden eine Preiserhöhung nicht einfach so hinnehmen.»

«Woher wollen Sie das wissen?» Ihm gefiel ganz und gar nicht, wie der Mann mit dem Backenbart das «Sie» betonte.

«Ich habe Kontakte», erwiderte er gelassen. «Und ich habe gehört, dass die Männer eine Lohnerhöhung fordern. Sechs Mark die Woche mehr! Und was ist mit den Eistransporten? Müssen wir damit rechnen, dass die Kutscher bald ihre Dienste verweigern?»

Beinahe war er traurig, dass Julius nicht hier war, um in die erstaunten Mienen zu blicken. Er hätte sich königlich amüsiert.

«Die Männer werden sich schon wieder beruhigen.»

«Ich habe vorhin erst mit ihnen gesprochen, sie wirkten auf mich ganz und gar nicht beruhigt. Wenn sie die Arbeit niederlegen, haben wir ein Problem.»

Der Herr mit dem Backenbart winkte ab. «Da müssten die sich organisieren, dazu sind die gar nicht in der Lage.»

John dachte an den großen Mann, der so energisch sprach und der ihm auf unerklärliche Weise so bekannt vorgekommen war. Die Kutscher waren vielleicht nicht dazu in der Lage, dachte er. Aber Jaris Nord war es sicherlich.

«Ihr Wort in Gottes Ohr. Wann sind die Verhandlungen angesetzt?»

«In ein paar Wochen.»

«Sie werden den Forderungen nicht nachkommen?»

«Das könnte denen so passen.» Der Backenbart schnaubte, und es entstand allgemein zustimmendes Gemurmel.

John nickte und erhob sich. Er hatte genug. «Dann hoffen wir mal, dass Sie recht behalten und die Männer das stillschweigend hinnehmen. Ich erwarte die Kalkulation für die Investitionen innerhalb der nächsten fünf Tage.»

Entrüstete Blicke trafen ihn, aber niemand widersprach. John lächelte. «Meine Herren.» Er nahm seinen Hut und klopfte zum Abschied mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. «Ich empfehle mich.»

Vor dem Büro ihres Bruders saß eine Frau. Abrupt blieb Blanche stehen, und das Klacken ihrer Schnürstiefel auf dem marmornen Gang verstummte. Sie sah sofort, dass die Frau hier nicht hergehörte. Ihr Gesicht war auffallend schön geschnitten, das Kleid jedoch einfach und verwaschen. Etwas an ihr zog Blanchés Blick an, und ihr entfuhr ein erschrockener Laut. Die Frau hatte blaue Flecken auf Nase, Hals und Wangen, ihr linker Mundwinkel sah aus, als wäre er aufgeplatzt und gerade erst verheilt. Als Blanche weiterging, trafen sich ihre Augen. Verunsichert lächelte sie. Die Frau schien überrascht, aber nach einer Sekunde erwiderte sie das Lächeln mit einem Nicken.

Blanche klopfte an die Tür, an der ein silbernes Gravurschild mit der Aufschrift *Dr. John A. Reeven* hing, und wartete auf das «Herein». Als sie ins Zimmer trat, spürte sie den Blick der Frau im Rücken.

«Wer ist das da draußen?»

John verschwand beinahe hinter seinen Aktenbergen. Trotzdem war alles hier drinnen penibel aufgeräumt. Ihr Bruder würde lieber im Büro übernachten, als abends nach Hause zu gehen, mit auch nur einem Brieföffner am falschen Platz. Sie bewunderte ihn dafür – und zog ihn gleichzeitig erbarmungslos damit auf. «Hast du diese Akten mit dem Lineal gestapelt?» Vor seinem Schreibtisch blieb sie stehen. «John, wer ist diese Frau?»

«Gib mir eine Sekunde!» Er hob die Hand, schlug mit konzentrierter Miene eine Seite um. Seine Augen flogen über die Zeilen. Blanche seufzte. Der vollere Bart stand ihm gut, wenn er ihn auch etwas strenger wirken ließ, die dunklen welligen Haare zeigten noch keine Spur von Grau, obwohl er die dreißig schon länger überschritten hatte. Er wirkte streng und professionell, wie er da hinter dem großen Schreibtisch saß. Sie persönlich mochte ihre Brüder lieber am Wochenende, wenn sie segelten oder ausritten und die Anzüge und Krawatten im Schrank ließen. John schnaubte leise, strich energisch etwas durch, schob die Lesebrille auf die Stirn. Sie wusste, dass es ihm unangenehm war, wenn man ihn damit sah. Es war lächerlich, er sollte dankbar sein, dass er eine Brille besaß. Eine Dame könnte sich niemals in der Öffentlichkeit mit Sehgläsern sehen lassen, und war sie noch so kurzsichtig.

Endlich klärte sich sein Blick. Er lächelte, legte die Akte beiseite, trat um den Schreibtisch und küsste sie auf die Wange. «Entschuldige. Komplizierter

Fall.» Amüsiert ließ er seinen Blick an ihr hinuntergleiten. «Wie hast du es geschafft, so das Haus zu verlassen?»

Blanche drehte sich im Kreis, damit er sie gebührend bewundern konnte. Das bestickte Korsett ihres hellgrünen Seidenkleides endete knapp unterhalb der Brust und gab den Blick auf die cremefarbene Bluse frei, die sie darunter trug. «Mutter war im Garten», gab sie zu. «Wer ist diese Frau da draußen?»

Seine Augen weiteten sich erstaunt. «Ist sie immer noch da?», knurrte er. Mit energischen Schritten ging er zur Tür und riss sie auf. «Frau Bloom, ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich nichts für Sie tun kann.»

Blanche mochte die Stimme nicht, mit der er sprach. Es war jener kühle, strenge Ton, in dem er verhandelte – oder mit Julius stritt.

«Hören Sie, ich gehe jetzt mit meiner Schwester mittagessen, und wenn ich wiederkomme, möchte ich Sie hier nicht mehr sehen. Ich bedaure Ihre Situation. Aber Sie müssen in die Fürsorgesprechstunde. Ich habe zu tun. Ich muss ebenso sehen, wie ich mein Geld verdiene, wie alle anderen auch.»

Blanche biss sich auf die Lippen. Das stimmte nicht ganz. Keiner der Geschwister müsste arbeiten, das Familienvermögen würde ausreichen, um sie und wahrscheinlich auch noch ihre Urenkel ein Leben lang komfortabel mit Nichtstun verbringen zu lassen. Aber sie wusste natürlich, wie er es meinte. Und John hätte sich niemals auf dem Geld ihres Vaters ausgeruht.

«Ich will nicht, dass Sie umsonst arbeiten. Ich will nur einen Ratschlag.»

«Den habe ich Ihnen bereits am Samstag gegeben.»

«Aber er hilft mir nicht weiter.»

Blanche konnte am Gesicht ihres Bruders sehen, dass er kurz davor stand, die Geduld zu verlieren. Das überraschte sie. John verlor nie die Geduld.

«Ich denke noch einmal über Ihre Situation nach. Reicht Ihnen das?»

Die Frau schien zu nicken. Blanche hätte ihr gerne gesagt, dass sie es lieber gleich aufgeben sollte.

John nahm Mantel und Hut vom Haken neben der Tür und bedeutete Blanche mit einer ungeduldigen Geste, ihm zu folgen.

«Wer ist diese Person?», flüsterte sie, als sie bereits ein Stück den Gang hinuntergelaufen waren. Sie hakte sich bei ihm ein und blickte über die Schulter zurück.

«Niemand», erwiderte er barsch. Er fasste ihr Kinn, um ihren Kopf wieder nach vorne zu richten. «Jetzt starr sie doch nicht so an! Was wollen wir essen?»

Blanche ignorierte sowohl seine Frage als auch seinen Versuch, sie abzulenken, sah stattdessen noch einmal über die Schulter. «Was will sie von dir? Was ist ihr passiert?»

Er seufzte hörbar. «Sie will sich scheiden lassen.»

«Oh.» Schockiert blieb Blanche stehen, aber John zog sie weiter. «Und du sollst den Fall übernehmen?» Sie musste dem Drang widerstehen, sich noch einmal umzudrehen. Eine Frau, die sich scheiden lassen wollte. So etwas las man ab und zu mal in der Zeitung, aber selbst gesehen hatte sie es noch nie.

«So weit kommt es noch! Sie will nur Beratung. Ihr Mann stimmt nicht zu. Sie kann sich einen Prozess nicht leisten und sucht jetzt einen Ausweg.»

«Das ist ja furchtbar!»

Entschlossen stieß er das große Eichenportal auf, und Blanche trat an seinem Arm in den warmen Herbsttag hinaus. Das Gewimmel der Menschen auf dem Rathausplatz, das Klingeln der Pferdeomnibusse und Rasseln der Straßenbahn bildeten einen starken Kontrast zu der Stille im Gebäude, aber sie liebte das laute Treiben der Stadt. Es kam nicht oft vor, dass sie es auskosten konnte. «Und warum hilfst du ihr nicht?»

Das Gesicht ihres Bruders verfinsterte sich noch mehr. «Weil ich kein Wohltätigkeitsverein bin, Blanche. Sie kann in die Sozialsprechstunde kommen, wie alle anderen.»

Ein paar Schritte ging sie schweigend neben ihm her. «Aber was soll sie tun, wenn sie kein Geld hat? Sicher gibt es Möglichkeiten?» An seinem verkrampten Kiefer sah sie, dass sie lieber nicht weitersprechen sollte. Natürlich ignorierte sie das. «Sie kann doch nicht gezwungen sein, bei einem Mann zu bleiben, der sie misshandelt, nur weil ihr die finanziellen Mittel fehlen.»

«Doch, genau das ist sie. Es ist nun wirklich kein Einzelfall.»

Sie sah ihn so empört an, dass er ungehalten auffuhr: «Das ist die Realität, kein Marlitt-Roman, Blanche. Du weißt genauso gut wie ich, dass man nicht jedem helfen kann. Hör auf, mir ein schlechtes Gewissen zu machen, nur weil du mal eben kurz hier vorbeischaust und einen Blick in das echte Leben wirfst.»

Blanche liebte ihren Bruder sehr, aber manchmal war er ein überheblicher Idiot. Meist merkte er das zum Glück jedoch recht schnell. Abwartend musterte sie ihn von der Seite. Nach ein paar Sekunden veränderte sich sein Gesichtsausdruck. «Das war unnötig», gab er unwirsch zu.

«Und wie», erwiderte sie lächelnd, und er brummte etwas Unverständliches und zog sie über den Platz in Richtung der Mietdroschken.

Sie aßen im Wintergarten des Hamburger Hofes. Das Luxushotel war eine der besten Adressen Hamburgs und verfügte über eine vorzügliche Küche, aber er kam hauptsächlich so oft her, weil es von seinem Büro aus fußläufig zu erreichen war. John gab sich Mühe, seinen Gefühlsausbruch wiedergutzumachen, aber wie es ihre Art war, hatte Blanche den Disput bereits vergessen und war zu ihrem üblichen fröhlichen Selbst zurückgekehrt. Er beneidete sie um ihre Unbeschwertheit und Naivität. Sie hatte keine Ahnung, wie es außerhalb ihrer wohlbehüteten Welt am Feenteich zuing. Und das war auch gut so.

Sie bestellten Rinder-Tournedos an Portweinsoße. Bis sie beim Nachtsch angekommen waren, führten sie eine lebhafte Diskussion über das neu eröffnete Kaufhaus Karstadt in der Mönckebergstraße – «Niemand braucht so etwas!» «Aber ich brauche es ganz unbedingt, John!» – und über den langsam abebbenden, aber dennoch schrecklich unterhaltsamen Klatsch des letzten Sommers, die Tatsache, dass der dänische König in Hamburg gestorben war – nach dem Besuch eines Edelbordells. Zuvor hatte er in ebenjenem Hotel residiert, in dem sie gerade speisten, was Blanche jedes Mal erwähnte, wenn sie hier waren.

Johns Unmut war wie weggeblasen. Niemand hob seine Laune schneller als seine Schwester. Er war mehr als froh, dass ihr Mann noch einige Wochen in Übersee weilen würde. So bekam er Blanche zumindest eine Zeit lang zurück. Wenn Niklas in der Stadt war, veränderte sie sich, wurde stiller und ernster, die Anspannung zwischen ihr und ihrem Mann war greifbar. Er wusste, dass es damit zusammenhing, dass die beiden noch immer kein Kind erwarteten, und nutzte jede Gelegenheit, sie aufzumuntern.

Auf dem Rückweg machten sie daher einen Abstecher in das besagte Kaufhaus, in das er normalerweise keinen Fuß gesetzt hätte, und obwohl er Blanches Begeisterung beim Anblick der Waren genoss, schaute er immer wieder verstohlen auf die Uhr. Die Arbeit wartete nicht. Was er tagsüber nicht schaffte, verschob sich in den Abend. Um schneller zurückzukommen, ließ er sich von Blanche überreden, die Haltestelle von der Mönckebergstraße bis zum Rathaus mit der Untergrundbahn zu fahren. Sie stiegen in die U3, die einzige bereits eröffnete Linie der Stadt, und John beobachtete amüsiert, wie

Blanche sich an seinen Arm klammerte und bei jedem Rütteln des Wagens begeistert aufschrie. Es war ein Vergnügen, von dem Gesa niemals erfahren durfte. Zwar war die Bahn für alle Schichten Hamburgs ein gern genutztes Verkehrsmittel geworden, allerdings gab es *Damen* und *Damen*. Allein die Tatsache, dass er mit Blanche regelmäßig in einer Gastwirtschaft speiste, und war es eine noch so feine Adresse, wäre Gesa sauer aufgestoßen – was den Spaß daran noch ein wenig steigerte.

Als John gut gelaunt in die Kanzlei zurückkehrte, hatte er Frau Bloom vollkommen vergessen. Bis er um die Ecke bog und ihre Silhouette im Flur erblickte. Kerzengerade saß sie da, genau wie er sie verlassen hatte.

«Ich habe doch gesagt, nicht heute.» Mit einem kaum unterdrückten Seufzer blieb er vor ihr stehen. «Und nicht hier. Kommen Sie am Samstag wieder in die Sprechstunde.» Wie oft sollte er ihr das eigentlich noch sagen? Plötzlich bemerkte er, dass nun auch noch jemand neben ihr saß. Überrascht runzelte er die Stirn. Das kleine Mädchen hatte genauso dunkle Haare wie Frau Bloom, allerdings kringelten sie sich bei ihr in Locken um das runde Gesicht. Die braunen Augen sahen misstrauisch zu ihm herauf. John lächelte gegen seinen Willen. Die Miene des Mädchens verfinsterte sich.

«Ihre Tochter?», fragte er, obwohl er eigentlich vorgehabt hatte, an ihr vorbeizugehen und sich in seinem Büro einzuschließen. Diese Frau wollte ihn weichkochen. Nun, da hatte sie sich den Falschen ausgesucht.

Frau Bloom hatte am Morgen einfach vor dem Kanzleigebäude gestanden und auf ihn gewartet. Das war noch nie vorgekommen, in all den Jahren nicht, dass ihm jemand aus der Sozialsprechstunde auflauerte.

«Stimmt Ihr Mann dem Gesuch zu?», hatte er nach einer Schrecksekunde gefragt, als er sie erkannte.

Sie hatte den Kopf geschüttelt. «Ich habe ihn nicht gefragt.»

«Dann hat sich nichts an meiner Antwort geändert.»

Er war an Frau Bloom vorbeigegangen und hatte dabei gespürt, wie sie ihn mit ihren grünen Augen verfolgte.

«Aber ...!», hatte sie protestiert und war ihm nachgelaufen.

Er war nicht stehen geblieben, hatte nur ärgerlich über die Schulter gerufen: «Kommen Sie in die Sprechstunde!»

Da hatte er noch geglaubt, sie wäre gegangen. Doch sie hatte sich einfach vor seiner Tür platziert und beschlossen, ihn hier zu belagern. Man musste es

ihr lassen, sie hatte Durchhaltevermögen. Und woher zur Hölle war plötzlich das Kind aufgetaucht?

«Herr Reeven, geben Sie mir zehn Minuten», insistierte sie nun und erhob sich von ihrem Platz. «Ich kann am Samstag nicht wieder in die Sprechstunde kommen, ich habe schon letzte Woche in der Fabrik gefehlt.» Sie war groß für eine Frau, reichte ihm fast bis ans Kinn. Ihre Nase sah schon ein bisschen besser aus, trotzdem befand sich ihr Gesicht immer noch in einem bemitleidenswerten Zustand. «Wenn ich wieder ausfalle, verliere ich meine Arbeit.»

John musterte sie zähneknirschend. Er hatte einen sehr vollen Tag, zudem hatte sich Evelyn für den Abend angekündigt, was bedeutete, dass er Dinge unerledigt würde liegen lassen müssen. Das verdarb ihm immer die Laune. Er verstand selbst nicht ganz, warum er es tat, aber er schloss wortlos die Tür auf, machte eine Geste mit dem Arm, die sie aufforderte hineinzugehen.

Ihre Miene wechselte von Erstaunen zu Erleichterung, und er spürte einen Stich des schlechten Gewissens, den er zu ignorieren versuchte. Schnell ging sie ins Büro. Ihre Tochter drückte sich an ihre Röcke, ließ ihn dabei aber nicht aus den Augen.

«Ich fürchte, dies ist kein Gespräch für ein Kind.» Versuchsweise lächelte er dem Mädchen erneut zu, und ihr Mund wurde zu einem Strich. Sie sah aus wie eine kleine Katze, die ihm jeden Moment ins Gesicht springen würde.

«Du kannst im Flur warten, nicht wahr?» Frau Bloom blickte auf ihre Tochter hinunter.

«Nein!» Empört blieb das Mädchen stehen.

«Natürlich kannst du das.» Frau Bloom kniete sich hin, sodass sie mit ihrer Tochter auf Augenhöhe war. Die schüttelte stur den Kopf, dass die Locken nur so flogen.

John beobachtete die beiden amüsiert. Sie kam ganz nach ihrer Mutter.

«Vielleicht hat Herr Reeven ein Blatt Papier für dich? Dann kannst du etwas malen, während du wartest.»

«Sicher.» Rasch ging er zum Schreibtisch, riss ein Blatt von seinem Korrespondenzblock und kramte einen Bleistift aus der Schublade. Das Mädchen nahm beides entgegen. Er bemerkte den kleinen ramponierten Stoffbären, der unter ihrem Arm klemmte. «Wie heißt er?»

Offenbar debattierte sie innerlich, ob sie ihm antworten sollte. «Plüsch», erwiderte sie nach ein paar Sekunden.

«Ein passender Name.»

«Er ist Künstler», erklärte sie leicht lispelnd.

«Darf ich mir ein Bild wünschen?» Sein Plan, sich nicht einwickeln zu lassen, funktionierte ja bestens.

Die Kleine schürzte die Lippen, dann nickte sie zögernd.

«Wie wäre es mit einem Hund?»

«Hunde sind schwer», sagte sie zweifelnd. «Ich weiß nicht, ob er das kann.»

«Das schafft er schon, sonst hilfst du ihm.» Frau Bloom strich ihrer Tochter aufmunternd über den Kopf. «Komm, Herr Reeve hat nicht viel Zeit, ich bring dich raus.» Sie begleitete die Kleine auf den Gang. Als sie wieder hereinkam, ließ sie die Tür einen Spalt offen stehen.

«Wie heißt Ihre Tochter?»

Auf seine Geste hin nahm Frau Bloom ihm gegenüber Platz. Plötzlich stahl sich ein Lächeln in ihr Gesicht, warm spielte es um ihre Mundwinkel. Es verwandelte sie vollkommen. «Rosa.»

«Rosemarie?»

«Einfach Rosa.»

John notierte sich den Namen. «Also.» Er legte den Stift beiseite, verschränkte die Hände vor sich auf der Tischplatte, versuchte, professionell zu wirken – und fragte sich gleichzeitig, seit wann er das improvisieren musste. «Sie haben nicht mit Ihrem Mann geredet?»

«Es würde nichts bringen. Im Gegenteil, er würde völlig die Beherrschung verlieren. Wir wären zu Hause nicht mehr sicher.»

Sie waren auch jetzt zu Hause nicht sicher. Das zeigten die Spuren in ihrem Gesicht mehr als deutlich.

«Warum sind Sie dann hier?»

Ihre Brauen zogen sich zusammen. «Es kann nicht sein, dass einem als Frau kein Ausweg bleibt.» Plötzlich klang ihre Stimme wieder hart.

John atmete tief ein und aus. «Ich mache das Gesetz nicht.»

«Aber Sie verteidigen es.»

«Es ist ja auch folgerichtig. Sie haben selbst erklärt, dass es für Sie unmöglich ist, Ihre Tochter allein zu ernähren.»

«Aber doch nur, weil die Gehälter von Frauen viel niedriger sind als die von Männern. Es gibt doch kaum Berufe, in denen ich überhaupt arbeiten könnte.»

John lehnte sich zurück. «Ich weiß nicht, was Sie von mir erwarten, ich kann das alles nicht ändern.»

«Was Sie sagen, hilft mir nicht!»

Gott, war diese Frau anstrengend. Und obwohl sie etwas von ihm wollte und nicht umgekehrt, fühlte er sich in die Ecke gedrängt.

«Sie verstehen das nicht. Vielleicht wird die Situation irgendwann eskalieren.» Plötzlich war ihre Entschlossenheit verschwunden, genau wie die Empörung. Da stand nur noch Angst in ihren Augen. «Wer ist dann für meine Tochter da?»

John wusste keine Antwort auf diese Frage. Schweigend musterte er sie, klopfte gedankenverloren mit seinem Stift auf den Schreibtisch, blickte zur Tür, wo er durch den Spalt Rosa sehen konnte, die auf dem Boden kniete, konzentriert über das Papier gebeugt. «Sind Sie sicher, dass Ihr Mann nicht doch einwilligen würde?», fragte er. «Was hat er von einer Frau, die nicht bei ihm sein will?»

Sie schnaubte leise. «Er würde sein Gesicht verlieren.»

«Was ist mit Ihren Eltern. Können die helfen?»

«Meine Eltern sind ... nicht hier.»

«Nicht hier?»

«Sie sind Fahrende. Schausteller. Ich weiß nicht, wo sie sich momentan aufhalten.» Die Antwort klang seltsam mechanisch.

John hob die Augenbrauen. «Schausteller. Interessant!» Er schrieb es auf.

«Es ist ein Beruf wie jeder andere», erwiderte sie scharf.

«Das weiß ich», sagte er erstaunt. Sie war wie ein Minenfeld. «Ihre Eltern sind also nicht in der Stadt. Sie können Sie nicht unterstützen.»

«Meine Eltern würden einer Scheidung genauso wenig zustimmen wie mein Mann.»

Er nickte, machte sich eine weitere Notiz. «Und Sie sind keine Schaustellerin?»

Ihr Blick veränderte sich. Es dauerte einen Moment, bis sie antwortete. «Ich wollte dieses Leben für meine Tochter nicht. Man hat keinen Ort, an den man gehört. Und es ist immer schwerer geworden, Geld zu verdienen. Die großen Geschäfte verdrängen die kleinen, jedes Jahr kommen neue Attraktionen auf den Markt.» Sie schluckte sichtlich. «Ich wollte ein normales Leben», endete sie mit einem traurigen Lächeln.

«Haben Sie Geschwister?»

«Einen Bruder, er würde uns aufnehmen. Rosa liebt ihn sehr. Aber es wäre keine Lösung auf Dauer.»

«Immerhin, das ist besser als nichts. Dann sind Sie nicht ganz allein.»

«Ja», sagte sie langsam. «Aber wir müssen etwas finden, das von Dauer ist.» Plötzlich schien sie in sich zusammenzusacken. «Es gibt keine Lösung, nicht wahr? Es gibt einfach keine. Vielleicht sollten wir davonlaufen, uns irgendwie durchschlagen.»

«Das wäre keine gute Idee. Sie müssten untertauchen. Wenn das Gericht kein grobes Verschulden seinerseits bescheinigt hat, kann Ihr Mann Ihr ganzes Leben lang weiterhin über Ihr in die Ehe gebrachtes Vermögen bestimmen, auch wenn Sie getrennt leben. Wenn Sie jemals auf andere Weise als durch Arbeit zu Geld kommen sollten, kann er es Ihnen abnehmen. Unter Umständen kann er sogar Ihre künftigen Arbeitsverträge kündigen. Er müsste dafür nur zu einem Vormundschaftsgericht gehen und sich bescheinigen lassen, dass Ihre Arbeit seine ehelichen Interessen beeinträchtigt.»

Fassungslos sah sie ihn an. «Wer macht solche Gesetze?»

John schwieg. Er gab es nicht gerne zu, aber von ihrem Standpunkt aus gesehen war das Ganze absurd. «Sie wollten Beratung, ich berate Sie. Dass Ihnen meine Auskunft nicht gefällt, kann ich nicht ändern. Einen Prozess mit so hohem finanziellem Risiko und so geringer Gewinnchance einzugehen, wäre fahrlässig. Wenn Sie es dennoch wünschen, erklärte ich Ihnen bereits, wie Sie das Ganze angehen können.» Er sah dabei zu, wie ihr ohnehin verschlossenes Gesicht sich noch mehr zusammenzog. Warum schaffte er es nicht, sie vor die Tür zu setzen?

Ein leises Rascheln ließ ihn aufhorchen, sie wandten sich gleichzeitig dem Geräusch zu. Rosa lugte zu ihnen herein. «Mama, es sieht komisch aus.»

«Zeig mal her.»

Schweigend beobachtete John, wie Frau Bloom ihrer Tochter mit gedämpfter Stimme und ein paar raschen Bleistiftstrichen erklärte, wie sie den Hund malen sollte. Er hatte eigentlich erwartet, sie würde das Mädchen für die Unterbrechung rügen, aber sie gab Rosa einen Kuss auf die Wange. Die Kleine hob den Blick, und ihre Augen trafen sich. Er lächelte herausfordernd. Na, komm schon, dachte er. Nach einem Augenblick des Zögerns grinste Rosa und entblößte dabei eine doppelte Zahnlücke.

Ihre Mutter wartete, bis Rosa wieder draußen war. Als sie sich zu John umwandte und ihn ansah, hing noch der warme Ausdruck auf ihren Zügen, der sonst augenscheinlich für ihre Tochter reserviert war. Als ihr Lächeln ihn traf, zog sein Magen sich zusammen. Und in diesem Moment wusste er

plötzlich, dass er aus dieser Nummer so schnell nicht wieder herauskommen würde.

Schweigend sahen sie sich an. «Frau Bloom.» Er holte tief Luft. «Sie müssen das Armenrecht beantragen.»

Sofort öffnete sie den Mund, um zu protestieren, aber er hob die Hand. «Wenn Sie das Armenrecht beantragen ...» Langsam stieß er die Luft wieder aus. Er konnte nicht glauben, was er da gerade tat, hörte sich fassungslos zu, als er sagte: «... werden Sie Prozesskostenzuschüsse bekommen. Dann kann ich mich Ihnen als Rechtsanwalt zuordnen lassen. Die Zivilkammer kann das bewilligen.»

So ganz wusste er nicht, was er erwartet hatte. Sicherlich nicht, dass sie ihm um den Hals fiel. Dass sie ihn allerdings nur mit schmalen Augen prüfend mustern würde, überraschte ihn dann doch.

«Was ändert das?»

«Ganz einfach.» John setzte sich gerader hin. «Wir überlegen uns zusammen eine Strategie. Ich arbeite pro bono, also müssen Sie mich nicht bezahlen. Wir Anwälte werden für Fälle, die wir aus der Fürsorge übernehmen, entschädigt.» Das war eine Lüge. Niemand würde ihn entschädigen. Er sprach weiter, bevor sie die Aussage infrage stellen konnte. «Ich sehe nun die ... *Dringlichkeit* Ihres Anliegens.» Was tat er hier nur? Als ob er nicht genug Arbeit hätte.

Sie nickte überrumpelt, wollte ansetzen, ihm zu danken.

«Danken Sie mir, wenn wir gewonnen haben, Frau Bloom», unterbrach er sie knapp. «Ich mache das nicht aus Wohltätigkeit.» Schnell fuhr er fort: «Wir müssen das Ganze überlegt angehen. Diese Fälle können kompliziert werden, sind lästig für das Gericht, und sie werden fast immer zugunsten des Mannes entschieden. Aber mit einer wasserfesten Strategie können wir es schaffen.» John lehnte sich vor. «Wir müssen beweisen, dass er eine Gefahr für Ihre Tochter darstellt.»

«Er *ist* eine Gefahr. Er schafft es kaum, für sich selbst zu sorgen, und er würde sie sofort an irgendeinen Krämer vermitteln, damit sie Botengänge verrichtet.»

«Er möchte, dass Rosa arbeitet?»

«Ja, er will das Extraeinkommen. Dabei verdienen Kinder doch kaum etwas.»

Er brauchte einen Moment, um diese Information zu verarbeiten. «Nicht zu fassen», murmelte er, setzte die Brille auf, ohne es zu merken, machte sich eine rasche Notiz. *Gegenseite bei Gelegenheit zu Kleinholz verarbeiten.*

«Hat er Rosa je geschlagen?»

Ihr ganzer Körper schien einzufrieren. «Das hätte ich nicht zugelassen.»

«Ich muss das fragen, Frau Bloom.»

«Wenn er es versucht hätte, hätte ich ihn umgebracht.»

Daran hatte John keinen Zweifel. «Besser nicht», erwiderte er mit einem schiefen Lächeln. «Sonst muss ich Sie auch noch wegen Mordes verteidigen.»

Ihre Mundwinkel zuckten kaum merklich. Er verbuchte das mal als Fortschritt.

«Gibt es Zeugen, die für Sie aussagen würden, dass er keine gute Aufsichtsperson ist?»

«Meine Nachbarn.» Sie nickte. «Und mein Bruder.»

«Was verdienen Sie momentan?»

Es war sehr wenig. Aber immer noch zu viel für das Armenrecht.

«Wie gesagt, Sie müssen entweder reduzieren oder den Rest des Geldes für die Dauer des Prozesses unter der Hand erwirtschaften, damit Sie nicht Gefahr laufen, im Falle einer Niederlage die Prozesskosten zu tragen. Aber empfehlenswert ist es nicht. Wenn es herauskommt, wirft es kein gutes Licht auf Sie.» John trommelte nachdenklich mit den Fingern auf den Tisch.

«Gleichzeitig müssen wir vor Gericht glaubhaft in Aussicht stellen, dass Sie nach dem Prozess genug verdienen werden, um Ihre Tochter und sich allein zu versorgen. Was, wie Sie selbst angemerkt haben, für eine Frau äußerst schwierig ist.»

Konzentriert hörte sie zu, schien jedes seiner Worte aufzusaugen.

«Es wird drauf ankommen, welche Richter den Vorsitz haben. Die meisten halten es für richtig, dass Frauen weniger verdienen, weil Frauen eigentlich überhaupt nicht arbeiten und auch nicht alleine wohnen oder alleine für ein Kind verantwortlich sein sollten. Wir müssen also unmissverständlich klarmachen, dass Sie das eigentlich genauso sehen, sich jedoch in einer besonderen Situation befinden.»

«Aber ich sehe es nicht so ...», protestierte sie empört.

John schüttelte den Kopf. «Das ist egal.» Er rang mit sich. Eigentlich war er selbst der Meinung, dass Frauen nicht arbeiten sollten und dass es nicht richtig für ein Kind sein konnte, nur eine Mutter zu haben und keinen Vater.

Diese Welt war nicht für Frauen gemacht. Ohne einen Beschützer würden die beiden nicht lange auskommen. Allerdings sah auch er, dass die Dinge hier anders lagen. Und wenn es eine Frau gab, die es alleine schaffen würde, dann war das ganz sicher sie. Einen Augenblick erlaubte er sich, sie zu mustern. Er dachte, dass er noch nie eine Frau erlebt hatte, die so stur war, die nicht einen Millimeter nachgab. Sein Blick glitt über ihr Gesicht. Er fragte sich, wie sie aussah, wenn ihre Züge nicht von Spuren der Gewalt gezeichnet waren.

Immer noch konnte er nicht glauben, dass er das gerade getan hatte, einfach so, ohne Grund. Pro bono einen Fall mit mehr als ungewissem Ausgang anzunehmen, zusätzlich zu allem, was er auf dem Schreibtisch hatte ... Glückwunsch, John, dachte er. Was für eine Glanzleistung. «Ich muss jetzt weiterarbeiten. Wann können Sie wiederkommen?»

«Gibt es eine Möglichkeit, Sie abends anzutreffen? Ich könnte daheim behaupten, ich wäre bei der Arbeit aufgehalten worden.»

«Ich bin meistens bis acht hier. Manchmal auch später.»

Sie schien erleichtert. «Sobald ich eine Bleibe gefunden habe, ist das Verstecken nicht mehr nötig.» Sie sah ihn an. «Danke. Sie wissen nicht, was Sie ...»

«Ich habe Ihnen doch gesagt ...»

«Ich möchte Ihnen *jetzt* danken!», unterbrach sie ihn, und er verstummte. Als er schließlich unwillig nickte, lächelte sie zum dritten Mal an diesem Tag. Und dass er mitzählte, beunruhigte ihn mehr als alles andere.

Rosa wippte im Türspalt auf und ab. «Ich bin fertig!» John erhob sich, umrundete seinen Schreibtisch, und sie reichte ihm das Bild. «Dich habe ich auch gemalt.»

«Sie», korrigierte Frau Bloom rasch.

«Sie!», verbesserte Rosa sich.

«Du ist in Ordnung. Für Leute, die mir Hunde malen», brummte er mit einem halben Lächeln und betrachtete ihr Werk. Das war er, unverkennbar, mit seinem Anzug und der Lesebrille, neben ihm ein riesiger Hund, der seltsamerweise Burchard ähnelte. «Das ist unglaublich.» Verblüfft musterte er Rosa. «Hast du das gemalt? Oder war das Plüsch?»

«Fast alles ich», erklärte sie mit unverkennbarem Stolz. «Aber er hat geholfen.»

«Du hast Talent.»

«Ich weiß.» Sie nickte, und er musste lachen.

Frau Bloom strich ihrer Tochter über die Haare, einen seltsamen Ausdruck im Gesicht. Sie sagte kein Wort. Und sie lachte auch nicht.

«Nun, vielen Dank, Rosa. Und Plüsch. Ich werde mir das Bild aufhängen.»

Sie strahlte und lief davon. «Hast du gehört? Er hängt es sich auf», flüsterte sie laut in Richtung des Bären in ihrer Ellenbeuge.

Plötzlich hatte er einen Stein im Magen. Ließ er die beiden gerade in eine Situation schlittern, die noch gefährlicher war als die, in der sie sich bereits befanden? Einem Impuls folgend streckte er die Hand aus und berührte Frau Bloom, die gerade ihren Mantel überzog, am Arm. Überrascht drehte sie sich um und sah zu ihm auf.

«Ich muss es Ihnen noch einmal in aller Deutlichkeit klarmachen ...», begann er mit gedämpfter Stimme, damit Rosa nichts hörte. «Die Scheidung werde ich durchbekommen. Aber das Sorgerecht ist eine vollkommen andere Sache. Die Chance, dass es Ihnen nicht zugesprochen wird, ist groß. Sehr groß. Sie müssen sich des Risikos bewusst sein.» Er hielt inne. «Ich bin gut. Aber ich kann nicht zaubern.»

Ihr Blick flackerte. Schließlich nickte sie kaum merklich. «Danke für Ihre Ehrlichkeit.»

Zögernd ließ er sie los. Als sie gingen, sah er ihnen nach, versuchte, das ungute Gefühl zu verdrängen, das sich seiner bemächtigt hatte. Er hatte untertrieben. Er war nicht nur gut. Er war einer der besten Anwälte der Stadt, vielleicht sogar des Landes. Aber das Kindeswohl würde in diesem Fall an erster Stelle stehen, dicht gefolgt vom Recht des Mannes. Es sah nicht rosig aus für Frau Bloom. Und der Blick ihrer durchdringenden grünen Augen hatte ihm gesagt, dass sie das genau verstand.

Und dass es ihr schreckliche Angst machte.

In der Nordmarsch

1896

* * *

Als meine Eltern mich verkauften, gab man mir einen neuen Namen. Sie nannten mich Christina. Ein frommer, schüchterner Name, der sich falsch anfühlte. Die Dame des Hauses warf einen Blick auf mich und sagte: «So kann sie nicht bleiben.» Sie gaben mir neue Kleider, die seltsam rochen und auf der Haut kratzten. Sie wuschen meinen Kopf mit Lauge und schnitten mir die Haare auf Schulterlänge, setzten eine Schleife hinein und dachten, damit sei die Arbeit getan. Damit sei ich befreit vom Schmutz meiner Herkunft. Zumindest in den Augen der Nachbarn, die sich natürlich fragten, wo ich so plötzlich hergekommen war.

Das Dorf war klein und die Neugierde groß.

«Du bist eine Nichte aus Holstein!» Wie oft sie mir das einschärften. Irgendwann begann ich, es selber zu glauben. «Wenn dich jemand ausfragt, tust du so, als wärst du schüchtern. Rede bloß nicht zu viel.»

Rede bloß nicht zu viel. Noch nie hatte mir jemand gesagt, dass ich zu viel sprach oder zu laut war. Jetzt wurde ich ständig ermahnt.

Zwar hatten meine Eltern des Öfteren die Möglichkeit angedeutet, dass ich fortsollte. Aber ich hatte nie geglaubt, dass sie es wirklich tun würden. Dass sie es tun *könnten*.

Als ich verstand, was geschah, war es wie ein Beben der Welt. Ich schrie und schrie, ich trat nach den neuen Leuten, ich rannte meinen Eltern hinterher, warf mich auf den Boden, bettelte, weinte. Ich sah, dass es ihnen wehtat, dass sie es nicht wollten. Später hat mir das ein wenig geholfen: dass es sie auch schmerzte. Die Augen meines Vaters schienen zu brennen. «Es geht nicht anders. Irgendwann holen wir dich zurück.» Sanft, aber bestimmt löste er meine Hände von seiner Jacke, an die ich mich klammerte. Meine Mutter gab sich kalt; wenn etwas sie berührte, verschloss sie sich. «Nun mach es uns nicht so schwer!», befahl sie und klopfte mir den Staub vom Kleid.

Dann gingen sie, mit dem Geld, das sie für mich bekommen hatten. Bis heute weiß ich nicht, wie viel es gewesen ist, was ich wert war. Bis heute rede ich mir ein, dass es ihnen vor allem um mich ging, darum, mich zu beschützen, mir etwas Besseres zu bieten als unsere zwei kleinen Wagen und das Leben auf der Straße. Aber wer weiß das schon. Ich sehe sie noch vor mir, zwei dunkle Silhouetten, die langsam immer kleiner wurden.

In meiner Erinnerung haben sie sich nicht umgedreht.

Das Dorf lag mitten in den Fennen. Es gab keine Berge und keine Wälder, nur Weite und Grün. An das Haus des Pastors war eine Wirtschaft angeschlossen, es thronte am Dorfplatz. Vom Salon aus konnte man die Nachbarschaft überblicken und hatte das Gefühl, genau in der Mitte der Häuser zu sein. Über der Tür zur Wirtschaft hing ein rostiger Hahn aus Eisen. Wenn ich abends im Bett lag, hörte ich ihn im Wind quietschen. Noch heute bilde ich mir manchmal ein, ich wäre wieder dort, in dem kleinen Dorf inmitten der Wiesen, ich höre im Halbschlaf das Quietschen und erwarte, dass mich gleich ein gequältes Rufen aus dem Schlaf fahren lässt.

Die Frau des Pastors hieß Mechthild. Sie war sehr klein und sehr krank. Ich vermutete schnell, dass sie mich hergeholt hatten, weil niemand anderes sie pflegen wollte. Ihr Siechtum war schrecklich. Der Geruch ihrer Krankheit heftete sich an mich, kroch in meine Haut, mein Haar, und egal, wie sehr ich mich abends wusch und mit der Wurzelbürste schrubbte, er ging nicht ab. Als ich ins Haus kam, konnte sie noch gehen. Gestützt auf ihren Stock oder den Arm ihres Mannes drehte sie langsam ihre Runden im Garten und im Parterre. Sie kleidete sich gut in diesen ersten Tagen, achtete streng auf ihre Toilette und hatte noch die Kraft, so lange an mir herumzunörgeln, mithilfe der Köchin meine Haare zu schneiden und meine Nägel zu schrubbten, bis sie mich für einigermaßen vorzeigbar hielt.

«Die Malaisen meiner Frau sind leider vielfältig.» An meinem ersten Abend saß mir der Pastor im Wohnzimmer gegenüber. Die große Standuhr tickte. Er schlang seine langen dünnen Beine übereinander und zündete sich eine Pfeife an. «Sie ist sehr krank. Ihr Körper ist von Geschwüren befallen, die sie langsam immer mehr schwächen.» Sein Blick verlor sich im Dunkeln vor dem Fenster. «Mechthild braucht jemanden, der für sie da ist, der ihr zuhört.»

Ich konnte noch nicht begreifen, was er mir sagte, zu groß war an diesem Tag die eigene Angst. Mechthild interessierte mich nicht. Alles, was ich wollte, war, zurück zu meinen Eltern zu kommen. Ich hatte im Haus einen ganzen Raum, der nur für mich gedacht war. Über dem Bett hing ein Bild von einem Dackel, ein bunter Flickenteppich lag auf dem Boden. Aus dem Fenster konnte ich zum Dorfplatz hinuntersehen. Die Köchin hatte eine Torte gebacken, und Erika, die junge Haushälterin, führte stolz die Kleider vor, die für mich in dem blauen Schrank hingen. Diese Leute wollten eindeutig, dass ich mich

wohlfühlte. Aber alles schien mir wie ein schlimmer Traum. Man blieb nicht einfach bei fremden Menschen.

Als sie mich frisiert und gewaschen hatte, führte Erika mich vor den großen Spiegel im Flur. Ich war mir erst sicher, dort ein anderes Mädchen zu sehen, und zuckte erschrocken zurück. Meine wilden schwarzen Haare reichten mir nur mehr bis zum Schlüsselbein, ich trug einen weißen Kragen und Lackschuhe. Noch nie hatte ich so feine Kleider am Leib gehabt und so gut geduftet. Aber ich fühlte mich nicht mehr wie ich.

Den ganzen ersten Tag rechnete ich jede Sekunde damit, dass meine Eltern zurückkommen und dieser Albtraum ein Ende haben würde. Aber als es vor den Fenstern langsam zu dunkeln begann, begriff ich, dass ich in diesem Haus übernachten musste, und die Angst, die in meinem Magen schwelte, wuchs zur Panik. Alles roch anders, das Haus schien mir viel zu groß, ich wusste ja nicht, was noch hinter den geschlossenen Türen lauerte. Die geschwungene Treppe, die vom Salon ins obere Stockwerk führte, machte mir Angst, der Keller machte mir Angst. Und besonders die Wirtschaft. Sie wurde vom Neffen des Pastors geführt. Man erreichte sie über die hintere Diele, und als der Pastor mich an jenem Abend zu sich rief, um mir alles zu erklären, hörte ich bereits gedämpft das Raunen der ersten Gäste.

Alles war fremd, alles war falsch. Irgendwann lag ich alleine in meinem Zimmer im Bett, und es kam mir vor, als würde die Nacht niemals enden.

Ich wusste nichts vom Leben, aber natürlich glaubte ich, viel zu wissen. Schließlich hatte ich weit mehr von der Welt gesehen als die Kinder aus dem Dorf. Ich war im ganzen Land herumgekommen – und genau das war das Problem. Ich passte nicht hierher, man merkte mir die Andersartigkeit an. Ich wusste nicht, wie man ein Wasserklosett benutzte, und vergaß, an der Schnur zu ziehen. Mit dem vielen Besteck, das sonntags neben den Tellern lag, konnte ich nichts anfangen.

«Wir haben uns eine Wilde ins Haus geholt», bemerkte Mechthild mit spitzen Lippen in Richtung ihres Mannes, als ich den Fisch mit dem Suppenlöffel attackierte. Aber bald saß sie ohnehin nicht mehr oft mit zu Tisch. Als auch Erika merkte, wie wenig ich wusste, nahm sie mich beiseite und erklärte mir in der Küche, wie man die Ellbogen halten musste, wohin die Messerspitze zu zeigen hatte und dass man den Mund vor dem Trinken an der Serviette abtupfte. Meine Mutter hatte auf Tischmanieren geachtet, aber sie

hatte sie uns Kindern wohl anders erklärt, denn was auch immer ich machte, es war falsch.

Der Pastor war ein großer, dünner Mann mit weißen Haaren, die ihm in Strähnen um den Kopf flirrten. Er hatte einen Buckel und einen ganzen Schrank voller Bücher, saß abends über den Eichentisch gebeugt und las mithilfe seiner Lorgnette die dicken Wälzer, während sich der Rauch seiner vergessenen Pfeife gen Decke kräuselte. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass er mich mochte. Aber meistens schien er mich wie einen Hausgegenstand zu sehen. «Ach, Christina», sagte er oft, wenn wir uns über den Weg liefen, und lächelte ein halbes, überraschtes Lächeln, als hätte er vergessen, dass es mich gab. Er gewöhnte sich aber schnell an, mich wegen allem zu rufen, und so wurde ich nicht nur Krankenpflegerin und Gesellschaft für Mechthild, sondern auch Hausmädchen, das ihm seine Schuhe brachte, seinen Kaffee aufsetzte, seine Unordnung aufräumte und ihn an seine Termine erinnerte. Später dachte ich oft, dass ein gebildeter Mann wie er nicht hätte zustimmen dürfen, ein Kind seiner gewohnten Umgebung zu entreißen, es gegen seinen Willen in ein fremdes Leben zu stecken. Aber sie waren wohl verzweifelt. Oder sie hatten Geldsorgen. Jedenfalls schienen sie darin kein Unrecht zu sehen.

Mechthild schrie nach mir zu jeder Tag- und Nachtzeit. Der Schmerz saß in den Nieren, im Magen, hinter den Augen, und wenn er sie überkam, wurde sie hilflos wie ein kleines Kind. Anfangs, bevor der Arzt die Dosis ihrer Medikamente erhöhte, schlief ich nachts keine zwei Stunden am Stück, lief tags umher wie in dicken Nebel gehüllt, zu müde, um zu denken oder zu protestieren. Ich holte Eis oder Schleim, je nachdem, was sie brauchte, ich flößte ihr die Medizin ein, die nicht wirkte, ich machte Vorhänge auf und zu, half ihr zum Nachttopf und brachte dessen grausamen Inhalt auf den Mist. Ich rieb ihr die schmerzenden Beine und gab ihr Suppe zu essen, Löffel für Löffel, wenn ihr Zahnfleisch wieder so stark blutete, dass sie nicht kauen konnte. Ihr Zustand verschlechterte sich rasch. Sie hatten mich gerade zur rechten Zeit geholt.

Mechthild hatte ein ganzes Schränkchen voller Puder und Cremes, um ihren Zustand zu überdecken, und im Dämmerlicht konnte sie ab und zu für kurze Zeit vormachen, es stünde um sie gar nicht so schlimm. Aber man sah es ihr deutlich an ... dass sie langsam von innen heraus starb.

Auf ihrer Kommode stand eine alte Fotografie, die sie kurz vor ihrer Verlobung zeigte. Ich betrachtete sie oft und versuchte, Ähnlichkeiten zwischen den beiden Frauen zu finden, aber es schienen mir zwei grundverschiedene Menschen.

Als sie das erste Mal vor mir die Perücke abnahm, dachte ich, ihr Kopf würde herunterfallen. Ich schrie so gellend, dass sie mir zwei schallende Ohrfeigen verpasste. «Sei doch still!», rief sie, genauso laut wie ich, und sah sich aufgeschreckt um. Ihr Gesicht lief rot an, und sie ließ mich einfach stehen, schloss sich in ihrem Schlafzimmer ein und kam den ganzen Tag nicht mehr hinaus. Später verstand ich, dass sie sich schämte. Ich hatte ihr vor Augen geführt, wie sie für andere aussah. Aber ich war ein Kind, gerade zwölf Jahre alt. Ich wusste es nicht besser.

Von Anfang an plante ich, fortzulaufen. Doch meine Familie war längst weitergezogen, sie lebten dort, wohin die Arbeit sie rief, ich hatte keine Ahnung, wo ich sie suchen sollte. Also blieb ich. Und Tag für Tag wurden das Pastorenhaus und seine Bewohner ein Stückchen mehr zu meinem neuen Leben. Ich tat, was man mir sagte, und versuchte ansonsten, nicht im Weg zu sein. Aber die Nächte waren schlimm. Zwischen meinen Besuchen bei Mechthild lag ich schlaflos da, hörte den Hahn vor dem Fenster im Wind quietschen und quälte mich mit der Frage, warum meine Eltern mich weggegeben hatten.

Erika schlief im Parterre, wo sie zwei hübsche kleine Räume für sich hatte, von deren Fenstern aus sie den Garten überblickte. Bei der Arbeit sang sie den ganzen Tag entsetzlich schief vor sich hin. «Nun hör doch auf, das hält ja keiner aus», rief die Köchin, wenn die Gesänge besonders laut wurden.

«Ja, was soll man denn sonst machen? Sonst hört man doch den ganzen Tag seinen Gedanken zu», erwiderte sie und trällerte unverdrossen weiter. Ihre Lieder waren meistens traurig, manchmal klang sie so, als würde sie nur singen, damit sie nicht weinte. Aber bald gewöhnte ich mich an ihren Gesang, und wenn sie einmal beim Bäcker oder einholen war, fehlte er mir beinahe.

Die Köchin hieß Rine und war eine übellaunige, dicke Person mit roten Haaren. Sie wohnte mit ihrer Mutter zusammen am Ende des Dorfes in einem schiefen Haus und hatte Anweisung, mir mit freier Hand Manieren beizubringen, wenn ich nicht spurte. Beinahe täglich setzte es Ohrfeigen. «Nu mach mir kein Wippchen!», schimpfte sie, wenn ich im Weg war oder etwas fragte, was sie nicht beantworten wollte, und drohte mit der flachen Hand.

Bezahlt wurde ich nicht für meine Arbeit. Ich fragte mich, wie lange es wohl dauern würde, bis das Geld, das meine Eltern für mich erhalten hatten, abgegolten war. Musste ich einfach alles tun, was man mir auftrug, bis ich irgendwann erwachsen war? Oder konnte ich zu meiner Familie zurück, wenn es aufgebraucht war? Es quälte mich, keine Ahnung zu haben, wo sie waren. Ich wusste nur eines: Im Winter kamen sie auf den Hamburger Dom. Das größte Volksfest des Nordens hatten wir nie ausgelassen, verdienten dort oft in den paar Wochen vor Weihnachten mehr als im Rest des Jahres zusammen. Ich musste es bis zum Dom aushalten, wenn ich weglaufen und sie finden wollte. Dieser Gedanke hielt mich davon ab, zu verzweifeln. Er war ein Anker in dieser fremden Welt, eine Hoffnung, an die ich mich klammerte, wenn ich nachts wach lag und in mein Kissen weinte. Aber es war Februar. Bis zum nächsten Dom dauerte es noch fast ein ganzes Jahr. Also biss ich die Zähne zusammen. Nur nachts hatte ich weiter Angst. Der Wind heulte um die Giebel, und der Hahn draußen über der Tür quietschte in meine Träume hinein.

Das halbe Dorf schien mit dem Pastor und seiner Frau verwandt, und es gab wohl noch mehr Familie, die über die Höfe verteilt in der umliegenden Nordmarsch lebte. Die Menschen gingen bei uns ein und aus, und alle hatten ihre Meinung dazu, ob es klug gewesen sei, mich zu holen, oder nicht. Besonders gern diskutierten sie sonntags beim Essen darüber, wenn ich mit gesenktem Kopf am Tisch saß und ihnen zuhören musste.

Die Lauteste dabei war Käthe. Mit ihrer Witwentracht und der Haube sah die Schwester des Pastors aus wie ein schwarzes Huhn. Ein Huhn, das ständig irgendwo im Weg hockte und Ärger machte.

«Sie ist anders als wir», bemerkte sie an jenem ersten Sonntag, an dem sich die gesamte Familie in unserer Stube zum Abendessen versammelt hatte. Ich durfte mit zu Tisch speisen, denn obwohl ich zum Arbeiten hergeholt worden war, lebte ich offiziell als Nichte des Pastors im Haus. Stumm saß ich da und fühlte ihre Blicke auf mir. Es war kaum auszuhalten, also starrte ich auf das große Eichenbuffet mit den gedrehten Säulen. Das silberbeschlagene Kristall glänzte im Licht der Hängelampe. Wortlos trug Rine die Nickelschüssel mit kochendem Wasser herein und platzierte sie in der Tischmitte, gleich darauf brachte Erika die Ente aus dem Backrohr und stellte sie darüber. Die Haut zischte noch.

«Wie meinst du das?» Der Pastor nahm das Tranchiermesser auf.

Mechthild saß neben mir und warf mir unter ihren schweren Lidern einen Blick zu. «Nun, ein wenig fremdländisch ist sie vielleicht, mit den dunklen Haaren. Aber uns wurde versichert, dass sie deutscher Abstammung ist.»

«Wer's glaubt, wird selig», murmelte Inge, unsere Nachbarin aus dem Nebenhaus und Käthes Schwiegertochter, ohne mich anzusehen. Ihr Sohn Friedemann saß mir gegenüber. Er war schon fast erwachsen, hatte schwarze Haare und einen buschigen Oberlippenbart. Seine beiden blonden Schwestern Berte und Grete hingegen waren in meinem Alter. Sie wirkten kurz erschrocken, dann kicherten sie gleichzeitig los.

Der Pastor zerteilte die Ente. Es knackte unter seinem Messer. Er gab erst Friedemann und dessen Vater Werner, dann Käthe, Mechthild, Inge und den Mädchen, und zuletzt mir ein kleines Stück, an dem noch ein Knochen war. Ich hatte noch nie Ente gegessen. Mit dem Messer schien es mir viel zu schwierig, der Knochen ließ sich ja nicht schneiden. Feiner Schweiß brach mir im Nacken aus. Als alle nach einem kurzen Gebet zu essen begannen, nahm ich langsam Messer und Gabel auf und säbelte ein winziges Stück Fleisch ab.

«Ihr schmeckt's nicht», verkündete Käthe und beobachtete mich vorwurfsvoll mit ihren stechenden Augen. «Na, sie wird wohl anderes gewohnt sein.»

Käthe sah alles. Und sie wusste auch alles, verbrachte ihre Tage damit, im Dorf von Veranda zu Veranda zu laufen, Neuigkeiten einzusammeln und zu verbreiten. Die Rollläden an ihrem Haus auf der anderen Seite des Dorfplatzes waren nie ganz heruntergelassen, immer stand unten ein Spalt offen, durch den sie auch nachts hindurchschauen und von ihrem Sessel aus das Geschehen überwachen konnte. Sie hatte braune Altersflecken im Gesicht und roch stechend nach Gelenksalbe. Mich musterte sie stets mit zusammengepresstem Mund, als lauerte sie nur auf meinen nächsten Fehltritt. Manchmal erwischte ich den Pastor dabei, wie er rasch mit seiner Zeitung das Weite suchte, wenn er sie über den Dorfplatz herannahen sah. Oft saß sie in der Küche und klönte mit der Köchin. «Dürre Ärmchen hat sie», sagte sie, wenn ich an ihr vorbeiging, und versuchte, mich festzuhalten. Ich lernte schnell, ihren prüfenden Fingern zu entkommen.

«Von mir kriegt sie genug.» Die Köchin hob abwehrend die Hände, wenn sich Käthe beschwerte, dass ich zu spillerig sei. «Aber sie isst nichts.»

Mochte das Essen auf meinem Teller auch noch so duften, ich musste mich zu jedem Bissen zwingen. Mein Hals war in diesen ersten Wochen wie

zugeschnürt, ich vermisste meine Familie so sehr, dass es wehtat.

Das Leben im Haus war streng geregelt. Besonders die Mahlzeiten. Jeden Mittag hatten wir Frikadellen, sonntags gab es Braten und Bouillon, montagabends falschen Hasen, dienstags die Scheiben vom falschen Hasen nochmals aufgebraten, mittwochs Klopse und sonnabends Ragout vom Suppenfleisch oder, wenn wir Glück hatten, saure Nierchen.

«So mag es der Pastor», erklärte Rine achselzuckend, als ich einmal wissen wollte, warum sie immer das Gleiche zubereitete, und dann nahm sie ihr Tuch und schlug es mir um die Ohren, weil ich so frech fragte. Es schien mir mehr Gewohnheit als echter Ärger, denn eigentlich hatte ich das Gefühl, dass sie auch gerne mal etwas anderes gegessen hätte.

Morgens und abends las der Pastor aus einer Postille eine kurze Andacht vor, und sonntags standen Erika und ich früher auf, damit wir vor dem Gottesdienst unsere Arbeit schafften. Mechthild kam nie mit uns zur Kirche. Anfangs erzählte Erika den Nachbarn noch Ausreden, aber irgendwann wussten wohl alle im Dorf, wie es um Mechthild bestellt war, denn ich sah viele, die dem Pastor teilnahmsvoll den Arm drückten und sich nach ihr erkundigten.

Mit Gott hatte meine Familie nichts am Hut gehabt, darum verstand ich bei den Andachten nicht viel. Außerdem war ich meist so müde, dass ich in der Bank wegdämmerte. Erika hingegen saß stockgerade da; ein halbes Lächeln im Gesicht, die Hände im Schoß gefaltet, klebte sie dem Pastor geradezu an den Lippen. Wenn ich unruhig wurde, weil die anderthalb Stunden mir lang waren und mein Rücken zu schmerzen begann, stieß sie mir mit dem Ellbogen in die Rippen oder kniff mich ins Bein. Aber einmal begann sie während des Gottesdienstes leise zu summen, und als ich sie daraufhin anstieß, sah sie sich erschrocken um, ob es jemand bemerkt hatte. Offenbar hörte sie ebenfalls nicht besonders gut zu.

Mechthild und ich hatten ein sonderbares Verhältnis. Sie stellte mir nie auch nur eine Frage, es schien ihr vollkommen gleichgültig, wer ich war. Aber dass ich da war, war wichtig, denn sie hatte Angst, allein zu sein. «Lass mir ein Licht an», bat sie mich abends. Sie tat mir leid, so einsam mit ihrer Krankheit. Oft dämmerte sie vor sich hin, schreckte dann plötzlich auf, und ihr Blick irrte umher, bis er mich fand. Dann seufzte sie und sank tiefer in die Kissen. «Gutes Kind!», lobte sie, wenn ich ihr etwas reichte, wenn ich ihre schmerzenden Gelenke massierte oder einfach am Fenster stand und ihr beschrieb, wie es

draußen aussah. Beim Trinken gurgelte und schmatzte sie, das Schlucken fiel ihr schwer, und wenn sie sich erleichtern musste, dauerte es manchmal eine halbe Stunde, während der ich im Flur wartete, weil ihre Muskeln zu schwach waren, um es schneller zu erledigen.

Wenn die Schmerzen sie besonders schlimm quälten, wurde sie wütend. Dann war sie wie von Sinnen, schlug nach mir, kratzte und schimpfte, dass ich bald lernte, ihre Worte auszublenden, so sehr erschreckten sie mich. Sie passten so wenig zu der stillen, frommen Frau, die sie sonst war.

Mechthild brachte mir bei, wie man abends betete. «Ja, habt ihr denn in deiner Familie nicht zu Gott gesprochen?», rief sie entsetzt, und als ich sie daraufhin nur stumm ansah, murmelte sie: «Dass Horst mir eine Heidin ans Bett setzen würde. Ich fasse es nicht. Nun, du bist noch jung. Du findest schon noch zu Ihm. Dafür wird Er sorgen.»

Sie sagte mir die Worte vor, und ich öffnete brav den Mund und fiel mit ein:

«Euch, ihr meine Lieben,
soll heute nichts betrüben,
kein Unfall noch Gefahr.
Gott lass euch selig schlafen,
stell euch die güldnen Waffen
ums Bett – und seiner Engel Schar.»

Mechthild erklärte mir, dass die Engel nachts zu uns kamen, um uns zu beschützen. Also lag ich wach im Bett und wagte nicht, die Augen zu schließen, aus Angst, dass ich sie verpassen würde. Ich war sehr enttäuscht, als sie nicht erschienen.

«Man kann sie nicht sehen», erklärte sie kopfschüttelnd, als ich am nächsten Tag danach fragte. «Weißt du das denn nicht?»

Manchmal rief sie mich nachts, und wenn ich wie betrunken vor Müdigkeit in ihr Zimmer stolperte, um ihr die Arznei zu geben, stieß sie meine Hand zur Seite. «Ich hab solche Angst», wisperte sie, die Augen groß und dunkel.

«Aber wovor denn?», fragte ich sie dann, obwohl ich ja schon wusste, was sie antworten würde.

«Vorm Sterben», erwiderte sie, stets im gleichen Tonfall, und ich sah, dass sie wirklich Angst hatte. Tiefe, tiefe Angst, die in ihrem Blick loderte.

Einmal sagte ich, um sie zu trösten: «Aber die Engel sind doch da.»

Da wurde sie wütend und stieß mit dem Fuß nach mir.

Wenn sie in diese Zustände kam, weckte ich meist den Pastor, der in einer kleinen Kammer am Ende des Flurs schlief. Sofort war er hellwach, erhob sich in seinem gestreiften Schlafanzug und schickte mich zurück in mein Bett.

«Aber Hildchen», sagte er, wenn er zu ihr ins Zimmer ging. Er setzte sich in den grünen Sessel und erzählte seiner Frau mit ruhiger Stimme, warum sie keine Angst haben müsse, dass dort drüben alle auf sie warteten, ihre Eltern und ihr Bruder, und dass es schwer sei, hinüberzugehen, aber dann sei man im Licht und würde nie mehr Schmerzen haben. Ich hörte zu, halb hinter der Tür verborgen, und auf seltsame Weise trösteten mich seine Worte. Auch Mechthild schienen die Worte zu beruhigen, ihr Atem wurde gleichmäßiger, ihre Augen verloren den fiebrigen Glanz.

In der Kirche sprach der Pastor oft von der Liebe. Besonders das Hohelied aus dem Korintherbrief hatte es ihm angetan. «Die Liebe erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand. Die Liebe höret nimmer auf.» Er wiederholte es oft.

Manchmal klang es, als müsste er sich selbst daran erinnern.

Die Tage vergingen mit den Aufgaben, die es zu erledigen galt. Abends saßen wir in der Stube, der Pastor las, Erika und ich stickten. Ich kam aus einer Welt des Bunten, Lauten, einer Welt voller Fantasie und Musik. Nun war ich in eine Welt der Stille und des Gehorsams geraten. Und ich konnte mich einfach nicht daran gewöhnen. Während meine Eltern bei der Arbeit gewesen waren, waren mein Bruder und ich über die Jahrmärkte gestreunt. Unsere Familie besaß eine Hutwurfbude und ein Hängebodenkarussell mit kleinen Holzpferden. Ich konnte in voller Fahrt von einem Pferd zum anderen springen, und mein Bruder hängte sich an eine der Metallstangen und ließ die Hände los, sodass seine Haare im Wind flogen.

Als wir älter wurden, bediente er das Karussell allein, lockte mit lauter Stimme die Kinder zum Kauf eines Billetts, und meine Mutter verkaufte zusätzlich Waffeln und Roggenkaffee von einem kleinen Handwagen. Mein Vater betrieb die Hutwurfbude und handelte nebenher mit Selbstgebranntem, den er in der Küche in einem unserer Wagen herstellte.

Mein Bruder passte immer auf mich auf, und so fühlte ich mich nie allein, auch wenn meine Eltern den ganzen Tag arbeiteten. Von klein auf lernten wir, uns tagelang um uns selbst zu kümmern und nur für schnelle Mahlzeiten oder einen Groschen zurückzukommen. Natürlich hatten wir auch Pflichten. Die

Hühner mussten versorgt werden, ebenso wie die Pferde, die die Wagen zogen. Wäsche musste ausgekocht und gemangelt werden, fast immer hingen an den Leinen zwischen den Wagen Kleider und Laken im Wind. Meiner Mutter war kaum etwas wichtiger als Sauberkeit. «Die Leute reden schon genug, gebt ihnen ja keinen Anlass, recht zu haben!»

Wenn wir aus der Schule kamen, machte ich mich an die Hausarbeit, mein Bruder half beim Geschäft und versorgte die Tiere. Er liebte unsere beiden Pferde, auch die Hühner kannte er beim Namen und trug sie manchmal unter seiner Jacke wie kleine Hunde. Erst am späten Abend, wenn die Lichter ausgingen und die Musik langsam verstummte, kam die Familie wieder zusammen. Dann kochte meine Mutter, und wir aßen zusammen am Tisch. Wenn ich an sie denke, sehe ich sie vor meinem inneren Auge auf der Stufe unseres Wagens sitzen, wo sie bei jedem Wetter Kartoffeln und Rüben schrappte, ein Tuch um die Haare gebunden, die Füße in Holzgaloschen, die Nase rot gefroren. In meiner Erinnerung hat sie nie gelacht.

Wir Kinder hingegen liebten unser Leben. Wenn wir nicht halfen oder die Schule besuchten, dann war der Jahrmarkt unsere laute, bunte Bühne. Wir durften tun und lassen, was wir wollten, liefen in wechselnden Gruppen zwischen den Buden umher, an Regentagen bis zum Hosenboden mit Schlamm bedeckt, und hatten im Winter rot gefrorene Finger. Wir ernährten uns tagsüber von Zuckermandeln und durchgebrochenen Grillwürsten, morgens und abends gab es eine warme Mahlzeit im Wagen.

Aber die Konkurrenz wurde immer größer. Es gab pyrographische Feuerbilder, es gab riesige Berg-und-Tal-Bahnen, Kinematographen, die Bewegungsfilme zeigten. Wann immer wir konnten, stahlen wir uns in eine Vorführung, mein Bruder gab sein ganzes Geld dafür aus. Nicht nur die Fahrgestelle wurden größer und die Ausstellungen skurriler. Menschen aus anderen Ländern wurden vorgeführt wie Tiere im Zoo, es gab Riesen und Zwerge, das größte Schwein der Welt, bärtige Frauen, Schlangen und Affen.

Manchmal hörte ich meine Eltern abends miteinander reden. Wir konnten nicht mithalten mit den anderen Attraktionen. Obwohl es weiter die traditionellen Angebote gab, die Glücksbuden, Zigarrenstände, Flohzirkusse, Bratwurstgrills und Marionettentheater, die Lachkabinetts und Schießbuden, zog es die Massen doch mehr zu den neuartigen Fahrgeschäften. Es zeichnete sich schon lange ab, dass es nicht gut um uns stand, ich hatte gesehen, wie meine Mutter seufzte, wenn wir mal wieder aus einem Paar Schuhe viel zu

schnell herausgewachsen waren, hatte gesehen, wie wenig Kohle wir zum Heizen hatten, und oft meinen knurrenden Magen ausgehalten, wenn die Pferde mehr zu essen bekamen als wir.

Ich hatte es gespürt. Aber ich hatte nie verstanden, wie arm wir wirklich waren.

Und ich merkte erst jetzt, wie frei wir gewesen waren. Erst jetzt, im Haus des Pastors, wurde mir klar, wie viel ich nicht kannte und wusste. Wie seltsam man mich hier finden musste.

Eines Abends bat Mechthild mich, ihr etwas vorzulesen. «Komm, Kind, nimm das Buch und setz dich zu mir. Die Augen tun mir weh.» Mit glühendem Kopf griff ich das Reclamheft, das sie mir hinhielt, und begann, stotternd aus der *Iphigenie* zu lesen. Sie hörte eine Minute lang mit starrem Gesicht zu, dann befahl sie mir aufzuhören. «Horst!», rief sie. «Horst, komm sofort hoch!»

Als der Pastor die Treppe heraufeilte, saß sie kerzengerade im Bett. «Das Kind kann nicht lesen!», stieß sie hervor, und er sah mich erstaunt an.

«Ich kann es doch», protestierte ich, denn ich war ja zur Schule gegangen. Aber anders als die anderen Kinder hatten wir beinahe jede Woche den Wohnort gewechselt, und somit auch das Klassenzimmer. Der Stoff war überall ein bisschen anders, und wenn in der einen Schule gerade die Buchstaben geübt wurden, war in der anderen Erdkunde dran. Bei oft über siebzig Kindern verschiedenen Alters und einer einzigen Lehrkraft war es vielleicht sogar verständlich, wenn man sich mit uns keine Mühe gab. Wir würden ja ohnehin bald wieder gehen.

Von da an ließ der Pastor mich jeden Abend eine halbe Stunde das Lesen üben. Er ging dabei im Wohnzimmer auf und ab wie ein Schulmeister und korrigierte jedes Wort. Bald wurde ich besser, er schien erstaunt, wie schnell ich Fortschritte machte, und es freute mich, wenn er zufrieden mit mir war.

Vor dem Abendessen ging der Pastor spazieren. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Blick auf den Boden gesenkt, als wäre er tief in Gedanken versunken, schlenderte er durch das Dorf und über die Wiesen an der Graft entlang und rauchte dabei seine Pfeife. Seine weißen Haare sah ich schon von Weitem. Mit dem Buckel und den langen dünnen Beinen gab er eine sonderliche Figur ab. Manchmal begleitete ihn Erika. Sie legte sich dann einen Mantel wie einen Muff über die Arme und lief so kerzengerade, wie sie in der

Kirche saß. «Sie mag eben gesehen werden», sagte die Köchin, mit einem sauren Zug um den Mund. Und sie hatte wohl recht, denn ich erwischte Erika ein paarmal dabei, wie sie sich vor den Spaziergängen zurechtmachte, die Haare kontrollierte und einen Hauch Duftessenz auflegte.

Wenn Mechthild schlief und die Köchin mich meiner Pflichten enthoben hatte, nahm er auch mich ab und an mit. Wir redeten nicht viel bei diesen Spaziergängen, ich ging meist ein Stückchen hinter ihm, überließ ihn seinem Grübeln. Aber hier und da blieb er stehen und erklärte mir etwas, und so lernte ich über die Wochen das Dorf und die Umgebung kennen, die Familien und die Feldwerkzeuge, die Funktion der Schleuse in der Dorfmitte und das kleine Schulhaus, den Schlachter, den Kram- und Kolonialladen, das Backhaus und die Fischerei.

«Was magst du gerne, Christina?», erkundigte er sich bei einem dieser Rundgänge und überraschte mich damit, denn Fragen zu meiner Person waren auch bei ihm selten.

Ich musste eine Weile über die Antwort nachdenken. Es gab viele Dinge, die ich mochte, Cremeschnitten, schöne Toiletten und kleine Katzen. Aber dann war die Antwort plötzlich da. «Farben», sagte ich, denn Farben waren etwas, das mir immer auffiel. Farben waren wichtig für alles. Erikas Schürzen mussten weiß sein, es sei denn, wir hatten Gäste, dann zog sie die dunklen, seidenen Zierschürzen an. Wangen hatten rosig zu sein und Haut weiß wie Milch, Haare waren am besten blond und Augen vorzugsweise blau, Lippen rot und Wimpern schwarz. Alte Männer hatten graue Haare, Käthe hatte ihre braunen Altersflecken, und Mechthild hatte wegen ihrer Krankheit andere Farben im Gesicht als alle anderen.

«Farben?», fragte er und sah mich einen Moment an, wie er mich noch nie angesehen hatte. Als ob er sich fragte, wer ich eigentlich war. «Farben», wiederholte er. «Was für eine schöne Antwort. Gott hat die Erde wirklich mit einem Reichtum an Farben ausgestattet.» Er lächelte. «Nicht viele können das würdigen.» Und er wuschelte mir kurz über den Kopf, als wäre er sehr zufrieden mit mir.

Den ganzen Heimweg glühte ich vor Stolz, und es schien mir, an diesem Abend leuchteten die Farben ganz besonders. Das tiefe Grün des Flusses. Das milchige Weiß des Mondes, der schon über den Dächern wartete. Und das warme Braun der Kühe, die hinter Hoffmanns Gatter standen und leise schnaubten, als ich meine Hände zu ihnen ausstreckte.

Am Ende unserer Runde gelangten wir zur Kirche, wo er leise summend nach dem Rechten sah, während ich den Altar bewunderte, langsam den Mittelgang entlangschritt und meine Finger über die Bankrücken streifen ließ, ehrfurchtsvoll den blutenden Jesus am Kreuz anstarrte und mich fragte, was er getan hatte, um so zu leiden, und warum man ihn hier hinhängte, um ihm bei seinem Leiden zuzusehen. Der Pastor hatte mir erklärt, dass Krankheiten wie die seiner Frau eine Prüfung Gottes waren und dass Mechthild bald erlöst sein und ewigen Frieden finden werde. Ich verstand das nicht. Warum wollte Gott sie prüfen? Was hatte sie getan, um das zu verdienen? Und warum erlöste er sie erst nach ihrem Tod und nicht schon jetzt, wo es ihr doch so schlecht ging?

Die Wirtschaft war Teil des Hauses. Jeden Abend hörte ich das Grölen und das Gelächter, das Gläserklirren und die schweren Schritte unter meinem Fenster, wenn die Gäste sich zu später Stunde nach Hause schleppten. Manchmal stahl ich mich morgens in den verlassenen Schankraum, wenn die Läden noch vor die Fenster geklappt waren. Es roch so anders hier, nach dem Poliermittel für den alten Holzboden, dem Rauch, der sich in die Deckenbalken gefressen hatte. Und nach Männern. Ihr Schweißgeruch hing in der Luft und ließ sich nie ganz vertreiben. Abends durfte ich mich den Türen nicht einmal nähern. Auch Mechthild hielt sich streng von der Wirtschaft fern. Die Flügeltüren des Wohnraumes wurden nach dem Abendessen zugezogen, ebenso die schwere dunkelgrüne Portiere, und so hörte ich nur entfernt die Geräusche aus dem Schankraum. Der Pastor ging ab und an hinüber, wenn jemand zu Gast war, den er kannte, oder wenn es mit Friedemann und Werner etwas zu besprechen gab. Wenn er zurückkam, roch er anders und bewegte sich fahriger als gewohnt.

Sonntags kamen die Frauen in die Wirtschaft. Dann hatten Männer keinen Zutritt. Auch ich durfte mit, musste aber besonders darauf achten, dass meine Fingernägel rein waren, die Strümpfe löcherfrei, dass der Spitzenkragen richtig saß und ich Ohren und Hals ordentlich gewaschen hatte. Sogar Mechthilds Krankheit schien vor dem Sonntag der Frauen haltzumachen. Es ging ihr meist besser an diesen Tagen, sie war aufgeregt und freudig, und das ließ sie die Schmerzen vergessen. In den ersten Wochen nach meiner Ankunft war sie noch selbst bei den Treffen dabei, umständlich hergerichtet mit Pudern und Lippenfarbe. Als es später nicht mehr ging, bestand sie darauf,

dass ich dort aushalf und sie alleine ließ. Wenn ich dann wiederkam, glänzten ihre Augen erwartungsvoll, sie klopfte mit ihrer sehnigen Hand neben sich aufs Bett: «Erzähl», sagte sie. «Erzähl mir alles!»

Woche für Woche stapelten sich Körbe mit Gebäck auf dem Tresen, die Frauen überboten sich geradezu darin, die besten Speisen mitzubringen. Sie häkelten und strickten um die Wette, und am meisten redeten sie. Die Gaststube schien zu summen von ihren Stimmen. Ich fragte mich, was es so viel zu reden gab, das Leben im Dorf schien mir immer gleich, nichts passierte je, und sie sahen sich doch sowieso ständig. Aber den Frauen ging nie der Gesprächsstoff aus. Ich lief hin und her und schenkte Kaffee ein, verteilte Sahne in Tassen und Windbeutel und räumte Teller in die Küche. Dabei achtete ich darauf, den Blick zu senken und mich möglichst unsichtbar zu machen. So hörten sie nicht auf zu reden, wenn ich in der Nähe war, und ich konnte Mechthild später mehr berichten.

Käthe saß gern an einem kleinen Tisch neben der Tür, wo sie einen guten Überblick hatte, und die Frauen wechselten sich damit ab, sie dort zu besuchen. Als ich einmal mit einem Tablett voller Tassen an ihr vorbeiging, sagte eine hutzelige alte Nachbarin, die gerade bei ihr hockte: «Ein Witwerhaus ist kein Ort für ein so junges Ding.»

Käthe nickte und betrachtete mich, als verdächtigte sie mich, etwas unter meiner Schürze zu verstecken.

Die Nachbarin drehte sich zu Käthe und gab vor zu flüstern, aber ich hörte jedes Wort. «Na, wenn die mal nicht in Anfechtung gerät, über kurz oder lang. Aber wer soll es entscheiden, es liegt ja bei ihm. Der wird sie sicher nicht weggeben. Hübsch wie sie ist. Du solltest doch ein Wörtchen mit ihm reden, Käthe.»

«Über sie mach ich mir keine Gedanken.» Käthe winkte ab. «Da gibt's doch ganz andere Luder.» In diesem Moment ging Erika vorbei, und Käthe sah ihr mit schmalen Augen nach.

Anscheinend hatte Käthe die Nachbarin in den Schwindel über meine Person eingeweiht. Ich freute mich, dass sie mich hübsch genannt hatte, fand es aber unschicklich, von einem Witwerhaus zu sprechen, wenn Mechthild ja noch nicht einmal tot war. Mit gesenkten Augen gab ich neue Sahne in die Windbeutel und fragte mich, was *Anfechtung* bedeutete.

Und wie ich verhindern könnte, hineinzugeraten.

* * *

«**W**ir haben dich ein wenig älter gemacht, also müssen wir jetzt auch dabei bleiben. Hier soll schon alles ordentlich zugehen.» Mit diesen Worten erklärte mir Käthe eines Nachmittags, dass die Familie einstimmig beschlossen hatte, mich einsegnen zu lassen. Jeden Sonntag und Mittwoch besuchte ich nun die Konfirmationsstunde. Der Pastor gab acht, mir im Unterricht nur Fragen zu stellen, auf die er mich vorbereitet hatte. Diese Methode funktionierte gut, und wenn wir abends spazieren gingen oder morgens zu Tisch saßen, erzählte er mir von Bileam und dem Esel oder von der mutigen Königin Ester aus dem Alten Testament. Allmählich bekamen die Konfirmanden den Eindruck, ich wäre gut bewandert in biblischen Fragen, und ich merkte, wie ich in ihrer Achtung stieg.

Aber ich wusste ja, dass ich nicht fromm war. Dass wir nur so taten, als gehörte ich dazu. Und die Angst, eines Tages von Gott bestraft oder geprüft zu werden wie Mechthild, beschäftigte mich sehr. Aufrichtigkeit schien unumgänglich zu den Dingen zu gehören, die Gott von den Menschen forderte.

Im Haushalt des Pastors hatten sie gedacht, dass die Lüge kein großes Problem darstellen würde. Aber dann zeigte sich immer wieder, wie wenig ich wusste und konnte. Wenn die Sprache auf die Schule kam, musste ich sagen: «Ich werde wahrscheinlich nach dem Sommer anfangen, aber ich war länger krank und muss mich erst erholen. Bis dahin unterrichtet mich mein Onkel zu Hause.»

Die Kinder fanden es geheimnisvoll und interessant, und da nie jemand den Pastor der Lüge bezichtigt hätte, kamen wir damit durch. Ich fragte mich manchmal, warum wir nicht einfach sagten, dass der Pastor mich gekauft hatte. Inge, Werner, Käthe, Friedemann, Erika und die Köchin wussten Bescheid. Sicher haben die Leute geredet. Es wird überall geredet, und besonders in einem so kleinen Dorf mitten in der Nordmarsch, in dem die Zeit stillstand und nichts je passierte.

Bis alles auf einmal passierte.

* * *

Mechthild wurde kränker, und ich wurde freier, weil sie schlief und schlief. In dieser Zeit freundete ich mich mit den Großnichten des Pastors an. Berte war jünger als ich und sehr still, Grete etwas älter und wurde oft gezwungen,

sich mit mir abzugeben. Sie wohnten im Haus nebenan. Meistens sprachen sie von Dingen, die ich nicht verstand. «Nach der Einsegnung müssen die Lehrer in der Schule ‹Sie› zu uns sagen, sie *müssen!*», erklärte Grete mir bei unserem ersten Besuch, und es schien furchtbar wichtig. «Wir dürfen dann auch nicht mehr alleine mit den Jungs spielen. Und wenn *es* endlich passiert ist, schon mal gar nicht. Aber es passiert sowieso, bevor man vierzehn wird. Hast du es schon?»

«Es?», fragte ich verständnislos.

Sie verdrehte die Augen. «*Es*», erklärte sie bedeutungsvoll. «Du weißt schon.»

Ich wusste es nicht, also schüttelte ich nur den Kopf.

Grete guckte zufrieden. «Das dachte ich mir. Mama sagt, vor der Konfirmation erklärt sie mir alles, aber ich weiß es natürlich schon.» Sie lachte. «Wir haben ihre Romane gelesen, sie liegen bei uns offen im Kasten, und da steht alles drin.»

Ich traute mich nicht zu fragen, was *alles* war. Das Erwachsenwerden schien mir eine riesige Hürde, für die ich lauter Dinge wissen musste, die vor mir geheim gehalten wurden.

Grete hatte eine Gruppe von Freundinnen, die mit ihr zur Schule gingen. Nach und nach eröffneten sie mir die Welt der Gleichaltrigen. Alles Städtische war schrecklich modern und wurde von ihnen nachgemacht, wo sie nur konnten, und gleichzeitig war es verpönt. Mondlichtfarben war angesagt, alle Mädchen wünschten sich mondlichtfarbene Kleidung und Buch-Enveloppes für die Schule, und ich tat es ihnen gleich, dabei mochte ich Grün am liebsten und hatte gar keine Bücher, die ich hätte einwickeln können.

«Wenn man verheiratet ist, muss man sich abends vor seinem Mann ausziehen. Oh, aber das werde ich niemals tun, eher sterbe ich!», verkündete Grete an einem anderen Tag empört, als wir im Garten saßen und Limonade tranken und erwachsen taten.

Die anderen nickten zustimmend. Ich hatte entsetzt zugehört und nickte mit, dabei konnte ich mir nicht vorstellen, dass das stimmte. Aber die Mädchen schienen nicht überrascht über diese haarsträubende Aussage. Woher wusste Grete das alles, und wozu sollte es nützlich sein? Doch während ich noch darüber nachgrübelte, kam das Gespräch schon auf ein anderes Thema.

Ich begann, das Dorf zu mögen. Die Fennen hatten diesen ganz besonderen Geruch, nach dunkler, nasser Erde, nach Moos und Sumpf und Marsch. Auch das Dorf hatte einen eigenen Duft, es roch nach Jauche und brennendem Torf, nach Hühnern und dem zähen Wasser aus der Graft. Wenn ich im Garten den kühlen Nebel einatmete, der vom Fluss hochzog und sich in der Abenddämmerung ins Dorf hineinstahl, überkam mich oft ein seltsames Gefühl. Ich stellte mir dann vor, wie es wäre, wenn mein Bruder und meine Eltern hier bei mir wären. Wir könnten alle zusammen in einem kleinen Haus leben, Gemüse anbauen, vielleicht sogar in die Kirche gehen. Vor Gott hatte ich Angst, doch die Kirche mochte ich, es war friedlich dort, und die Lieder gefielen mir. Ich mochte, dass alle im Dorf sich kannten, dass jeder Tag ähnlich dem vorherigen war. Ich mochte die Vorstellung, eine Heimat zu haben.

Einen Ort, an den ich gehörte.

Früher war Heimat für mich meine Küchenbank in unserem Wagen gewesen. Heimat war das Quietschen der Räder auf der Straße, waren die Stimmen meiner Eltern, die ich durch die Wand hörte.

Aber ein Ort war es nicht.

Grete lachte mich aus. «Du kannst dir das nicht einfach machen, wie es dir passt. Du hast ja schon eine Heimat», sagte sie, als ich einmal in einem unbedachten Moment von meiner Sehnsucht sprach. «Hier ist sie nicht, das wüsste ich aber. Heimat hat man nur eine im Leben. Und deine ist Holstein.»

«Also Christina, dein Haar!» Beinahe jeden Tag ging das so. Wenn ich morgens runterkam, wurde ich missbilligend gemustert, und dann klemmte Erika mich zwischen ihre Knie, und die Tortur begann. Es ziepte höllisch. «Krause Haare, krauser Sinn. Gib dir doch wenigstens Mühe dazuzupassen.»

Das tat ich ja, jeden Tag. Aber es wollte einfach nicht gelingen.

Ich fand schnell heraus, dass «Die anderen haben» oder «Die anderen sagen» ein Argument war, mit dem ich im Haus des Pastors überzeugte. «Die anderen tragen Maschen im Haar», erzählte ich wie beiläufig am Tisch, und sofort besprach der Pastor sich mit Erika, dass dann wohl auch für mich Maschen hermussten. Es war ein seltsamer Zustand, drinnen war ich Mädchen für alles, draußen war ich die Nichte vom Pastor, wurde begrüßt, und die Männer deckelten tief, wenn wir vorbeigingen. «Die anderen kaufen sich Karamellen», sagte ich, und sie beschlossen, dass ich ein Taschengeld bekommen sollte. Zum ersten Mal in meinem Leben besaß ich eigenes Geld,

und wenn es nur ein paar Kreuzer waren. Nun konnte ich mit Grete und den anderen in den Laden gehen und mir Zuckerwaren und Schokoladenfrösche kaufen, und wenn ich etwas sparte, sogar Cremeschnitten vom Konditor. Wenn ich noch mehr sparte, hätte ich auf die Fähre steigen und wegfahren können. Ich hätte aber nicht gewusst, wohin. Deswegen begnügte ich mich mit den Cremeschnitten.

Gretes kleine Schwester Berte hatte Meißner Puppen, ein ganzes Regal voll, und sogar einen kleinen Wagen dazu. Obwohl Inge sagte, dass diese Puppen zum Sitzen da waren und nicht zum Spielen, fuhr Berte doch mit ihnen herum, flocht ihnen Frisuren und malte ihre Münder mit Himbeersaft an. Bei den seltenen Gelegenheiten, zu denen ich bei Grete und Berte im Haus war, bewunderte ich die feinen Puppengesichter und streichelte heimlich ihre Haare.

Ich hätte alles gegeben, um mit Berte zu tauschen, lag nachts wach und stellte mir vor, wie es wäre, die kleinen Kleider zu ordnen und zu falten, meine eigene Puppe zu haben, um die ich mich kümmern konnte. Noch mehr wünschte ich mir eine Mutter, die mir Gute Nacht sagte, die es kümmerte, wenn ich schlecht träumte oder Bauchweh hatte. Aber eine Puppe war realistischer.

Als mich die anderen Mädchen fragten, was ich mir zur Einsegnung wünschte, antwortete ich unbedacht: «Eine Puppe wie Bertes.»

Entsetzt starrten sie mich an. Es wurde ganz still. «Dafür bist du doch viel zu alt!» Grete zog die Augenbrauen so hoch, dass sie hinter ihren Ponyfransen verschwanden. Die anderen kicherten.

Das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben, war mir schon vertraut. Wäre ich nicht die Nichte des Pastors gewesen, sie hätten mich ganz sicher keines Blickes gewürdigt. Trotzdem spürte ich die Scham in mir kochen.

«Wenn man blaue Ringe unter den Augen hat, dann hat man *es*! Und wenn man *in anderen Umständen* ist, hat man *es* nicht mehr.» Grete kam wieder auf das Thema zurück, als wir an einem anderen Tag bei ihr im Salon saßen und Teegesellschaft spielten. Sie meinte jene seltsame Krankheit, die Frauen nach der Einsegnung einmal im Monat befiel und von der ich zuvor noch nie etwas gehört hatte, über die aber nun ständig gesprochen wurde, wenn wir Mädchen unter uns waren. Wir wussten nicht viel, nur dass wir es auch bekommen würden. Der Gedanke machte mir Angst.

«Und haben die Männer es auch?», fragte ich, und die anderen sahen sich an.

«Ja», erwiderte Grete zögernd. «Aber nur selten.»

Dann sprachen sie von etwas, das sie *die Sache* nannten. Anscheinend war es etwas, das Ehepaare miteinander taten. «Man heiratet deswegen», erklärte Grete. «Deswegen müssen die Betten zusammenstehen, dann heißt es *Ehebett*. Man muss unbedingt das Licht ausmachen, das ist ganz wichtig, es muss jeden Abend sein, sonst kommt kein Kind. Und es tut schrecklich weh, aber man muss es trotzdem tun.»

Die Betten von Mechthild und dem Pfarrer standen nicht zusammen, nicht einmal mehr in einem Raum, nun erst fiel es mir auf. Als ich dies in unserer Teegesellschaft berichtete, nickte Grete.

«Deswegen haben sie keine Kinder. Es stimmt also», flüsterte sie.

In diesem Moment kam Inge herein. «Was redet ihr denn nur?», rief sie, da sie Gretes letzte Worte aufgefangen hatte.

Ich bewunderte Grete, die laut vor ihrer Mutter wiederholte, was sie gerade zu mir gesagt hatte. Ich hielt die Luft an, erwartete ein Donnerwetter, darin war Inge fast noch besser als ihre Schwiegermutter Käthe. Zu meiner Überraschung schüttelte sie bloß den Kopf. «Na, aber Mädchen, das war früher ganz anders bei den Pastors.» Mit großen Augen schaute sie uns an. «Das kommt doch wegen dem Krebs. Und sie haben ja sehr wohl Kinder empfangen, nur liegen die jetzt eben auf dem Kirchhof. Es hat nicht sollen sein. Das ist nichts zum Lachen, und dass du es bloß nie in Mechthilds Haus erwähnst!»

Wir gingen sofort auf den Kirchhof und suchten nach den Kindern, die dort liegen sollten. Aber wir fanden sie nicht.

* * *

Im Frühjahr bekam Grete Diphtheritis. Ihr Fieber stieg auf 41,7, und alle rechneten damit, dass sie sterben würde. Inge und Käthe wachten rund um die Uhr an ihrer Seite, und die Wirtschaft blieb geschlossen.

«Aus Respekt», wie ihr Vater Werner sagte, der in diesen Tagen oft untätig bei uns in der Küche saß.

«Ohne die Wirtschaft weiß er nicht, wo er mit sich hinsoll ...», bemerkte die Köchin mit spitzen Lippen, sobald er hinaus war.

Erika zwang mich, für Grete zu beten. Sie hörte sogar auf zu singen, ebenfalls «aus Respekt», und das Haus wurde ganz still.

«Herrje, stell dir vor, der Herr holt das Kind, bevor er mich holt.» Mechthild, der ich alles berichten musste, hungerte geradezu nach Informationen und vergaß darüber beinahe ihr eigenes Leiden.

Ich war mir sicher, dass Gott genau wusste, dass ich die Gebete zwar sprach, aber keine Ahnung hatte, was sie bedeuteten. Ganz bestimmt wirkte es sich negativ auf meine Gebete aus, wenn ich meine Füße falsch hielt oder der Rücken nicht richtig gerade war.

Als Erika mich dabei erwischte, wie ich sie beim Beten anstarrte und ihre Haltung nachahmte, wurde sie wütend. «Nimm dich doch nicht so wichtig. Herrgott, als ob's den da oben interessiert, was du tust, du Fratz», blaffte sie mich an, und ich erschrak zutiefst, denn Erika war meistens freundlich zu mir und wurde nur selten laut.

Bald ging es Grete wieder besser, sie lag in ihrem Bett, mit vielen Kissen im Rücken, und durfte Besuch empfangen. «Sieht sie nicht reizend aus? Das Leiden steht ihr so gut, findet ihr nicht?» Krank sein war angesagt unter den Mädchen, und da jetzt feststand, dass Grete überleben würde, waren sie neidisch auf ihren Zustand. Wir drängten uns in einer Traube um ihr Bett. «Männer finden es schön, wenn man lila Schatten unter den Augen hat», sagten sie tröstend zu ihr. «Das macht dich verletzlich.»

Ich konnte nicht verstehen, warum es plötzlich für alle so wichtig war, was Männer dachten.

«Wenn du vierzehn bist, bekommst du einen Verehrer. Alle müssen einen haben. Du solltest schon einmal anfangen, die Augen aufzuhalten», erklärten sie mir.

Am Abend ging ich also mit einer neuen Sorge ins Bett. Jetzt musste ich einen Verehrer finden. Ob die Männer wussten, dass ich in Wahrheit noch gar nicht vierzehn war, und mich deshalb nicht wollen würden? Wo sollte ich einen herbekommen, und wie würden wir ausmachen, dass er jetzt mein Verehrer war?

Grete genas, aber Mechthild ging es schlechter. Sie dämmerte meist vor sich hin. Eine Weile war die Rede davon, sie solle nach Davos zur Kur, aber sie war zu krank, und bald sprach niemand mehr davon.

Irgendwann verblühten die letzten Christrosen im Garten, die Tage wurden heller und wärmer. Endlich konnten wir unsere kratzigen schwarzen Wollstrümpfe im Schrank lassen und die Wintergaloschen in den Keller bringen. Doch im April kam noch einmal Frost, die Luft trug auch am Nachmittag einen Hauch Eis mit sich, und es wurde stürmisch und grau.

Nordwind bringt Ärger, hatte mein Vater stets gesagt. Wenn Kälte im Wind war, hatte er den Himmel beobachtet, Sorge im Blick, und eine Hand gehoben, als wollte er die Böen damit aufhalten. Das Leben in einem Wagen war näher an der Natur als das Leben in einem Haus. Der Wind brachte die Pferde durcheinander, er drückte das Feuer im Ofen herunter und riss uns die Wäsche von der Leine.

In diesem Frühjahr wehte der Nordwind fast drei Wochen. Er zerrte an den ersten grünen Zweigen der Birken, heulte nachts um die Giebel, ließ das Gartentor quietschen und brachte uns um den Schlaf. Als die Wildkirschen trotzig zu blühen begannen, fegte er die zarten weißen Blätter über den Dorfplatz wie duftenden Schnee. Wir Mädchen liefen darin herum und spielten Feen.

Dann legte sich der Wind wieder. Von einem Tag auf den anderen kam die Sonne hervor.

Der Ärger kam später.

An einem Abend saßen wir im Wohnzimmer, Erika stickte, der Pastor las, die Köchin war längst nach Hause gegangen. Hinter Mechthild lag ein schwerer Tag, der Pastor hatte den Doktor einbestellt, der ihre Dosis erhöhte, uns aber ermahnte, ihr nicht zu viel auf einmal zu geben. «Sonst wirkt es irgendwann nicht mehr», erklärte er, und ich sah die Angst in Mechthilds Blick. Nun schlief sie, frisch gewaschen und eingecremt, und würde sich bestimmt erst nachts wieder rühren.

Ich blätterte in einem Buch mit griechischen Sagen. Das Lesen fiel mir noch schwer, aber ich war fest entschlossen, es bald so gut zu können, dass Mechthild mir gerne zuhörte.

«Was bedeutet *ver-führt*?» Ich hatte mir nichts bei der Frage gedacht, aber ich konnte spüren, wie die Atmosphäre im Raum sich veränderte.

Die beiden sahen mich an, Erika die Nadel in der Hand, der Pastor seine Pfeife. «Wie bitte, Kind?» Er räusperte sich. «Du meinst sicher *verfolgt*?»

«Nein, ver-führt, es steht hier.» Ich las: *«Zeus war ein Gott und der Herrscher des Olymp, und Leda war die Frau des spartanischen Königs. Aber Zeus fand Gefallen an der schönen Leda, sodass er sie nachts in Form eines Schwans aufsuchte. Er landete in ihrem Schoß und verführte sie.»*

Als ich vom Buch aufblickte, schmunzelte der Pastor. «Ah, Leda mit dem Schwan!» Er nickte und entspannte sich sichtlich.

Erika begann wieder zu sticken, aber mir entging nicht, dass sich zwei rote Kreise auf ihren Wangen gebildet hatten.

«Kind», begann der Pastor umständlich, «du weißt doch, dass es nur *einen* Gott gibt. Man darf die Sagen nicht für bare Münze nehmen, das sind nur alte Märchen. Sie lehren uns viel, doch sie sind nicht wahr.»

«Aber was bedeutet das Wort?»

«Sie sollte so etwas nicht lesen, es ziemt sich nicht! Das ist doch gottlos», mischte Erika sich ein.

«Alles kommt von Gott, Erika», erwiderte der Pastor milde, und sie presste die Lippen zusammen, legte aber artig den Kopf schief. «Auch die griechische Mythologie. Deswegen sollten wir sie nicht verschmähen, sondern versuchen, sie zu verstehen. Und es gibt viele, die die gleiche Frage gestellt haben, bedeutende Männer, Schiller, Heine ... Wenn sie sich fragen, wie beides zusammengeht, dann dürfen wir es wohl auch. Schiller hat sich sogar zurückgesehnt in die Zeit der Antike.» Plötzlich erhob der Pastor beide Hände und rief: *«Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät.»*

Verblüfft sahen wir ihn an. Erika rutschte beinahe der Stickrahmen von den Knien.

Der Pastor lachte auf. *«Die Götter Griechenlandes*, ja, Kinder, lernt ihr das denn nicht in der Schule?» Dann schien er gewahr zu werden, mit wem er sprach, er räusperte sich und rückte seinen Stuhl gerade.

«Meine Mutter hat immer gesagt, Schiller war ein Heide.»

Ich war erstaunt, dass sie ihre Mutter erwähnte, Erika sprach sonst nie darüber, wo sie herkam. Ich wusste inzwischen, dass ihre Eltern tot waren. Und ich glaube, ihr Früher war einer der Gründe, warum sie so viel sang und so wenig nachdenken wollte.

«Das würde ich nicht sagen. Er hat Gott stets hochgehalten, wenn auch nicht unbedingt das Christentum. Gottes Wege sind unergründlich. Alle diese Geschichten sind Ausdruck der Menschen Streben, *Ihn* zu finden.»

Erika und ich wechselten einen Blick. Ich sah genau, dass auch sie kein Wort verstand. «Aber ...», sagte ich und tippte auf die Seite mit Leda und dem Schwan. «Was bedeutet denn nun verführt?»

Der Pastor schüttelte den Kopf. «Das kannst du nicht verstehen.» Mit einem Griff zog er mir das Buch weg, dann stand er auf und schob es ganz oben ins Regal. «Erika hat schon recht, man muss es einordnen können. Hier, das ist eher was für dich, Kind.» Er legte mir eine Ausgabe des *Töchter-Albums* hin. «Da kannst du das Lesen genauso üben.»

* * *

Im Frühsommer kam fahrendes Volk auf die Festwiese vor dem Dorf. Die Leute kampierten etwas außerhalb unten am Fluss bei den Froschteichen, und der Duft ihrer Lagerfeuer zog um die Häuser. Alle Kinder im Dorf waren in heller Aufregung, bettelten bei ihren Eltern um Groschen und die Erlaubnis, mit den anderen hingehen zu dürfen. Sie verkauften nicht nur Essen am Spieß, auf das wir ganz wild waren, weil es so anders und würzig schmeckte, sondern machten auch Taschentricks, die Männer gaben kleine Vorstellungen und ließen danach den Hut herumgehen.

«Komm, wir laufen zum Fluss!» Grete stand am Zaun und winkte mir.

Ich zögerte. «Wir sind keine Zigeuner, merkt euch das», hatte meine Mutter mir eingeschärft. «Wir sind Schausteller. Das ist etwas vollkommen anderes!» Sie sahen auch wirklich anders aus als wir, sie redeten anders, lachten anders und kochten anderes Essen. Ich fand sie faszinierend, ihre großen, lauten Familien, ihre bunte Kleidung und ihre Spiele, die ich nicht kannte. Wann immer wir konnten, stahlen mein Bruder und ich uns zu ihnen. Sie waren freundlich zu uns, aber als wir einmal mit einer neuen Spielkameradin zu uns kamen, schüttelte meine Mutter den Kopf. «Nein!» Ich hatte sie selten so streng sprechen hören. «Das mischt sich nicht!» Wir konnten sie nicht umstimmen. Als das Mädchen verstand, veränderte sich etwas in ihrem Gesicht. Und in einem unaufmerksamen Moment von mir war sie verschwunden. «Sie weiß selber, dass es sich nicht gehört», meinte meine Mutter nur, als sie mein enttäuschtes Gesicht sah. Mein Vater nannte die Leute «Ägypter», meine Mutter «Böhmen». Wenn wir fragten, wo sie herkamen – denn wir wollten alles wissen über diese besonderen Menschen, die genauso heimatlos waren

wie wir und sich doch von uns zu unterscheiden schienen –, sagte unser Vater: «Das wissen sie selbst nicht. Sonst würden sie ja zurückgehen.»

Ich lief nicht mit zum Fluss. Etwas hielt mich davon ab. Einige Tage später spazierte jedoch eine der alten Frauen durchs Städtchen und las den Menschen die Hand. Das Tuscheln war groß, erst wollte keiner etwas damit zu tun haben, dann gingen doch alle hin. Besonders die jungen Frauen, die noch nicht verheiratet waren.

«Die wollen wissen, wann es so weit ist», erklärte mir Grete. Sie war meine nie versiegende Quelle an Weisheiten, die mir zeigte, wie das verästelte Labyrinth des sozialen Gefüges um mich herum funktionierte. «Das dürfen wir nicht, das ist heidnisch!», protestierte sie, als wir uns in einer kichernden Traube Mädchen der alten Frau näherten. Aber dann zog sie doch ihre letzten Münzen aus der Tasche wie die anderen.

Die Alte nahm Gretes Hand in ihre und hielt sie fest. «Du wirst viele Kinder haben», verkündete sie.

Die Mädchen machten anerkennende Laute. «Wie herrlich!» Rita stupste Grete in die Seite.

Da hob die alte Frau den Blick und fixierte sie, das Weiß ihrer Augen war gelblich angelaufen, ihr Blick so durchdringend, dass mich ein Schauer überlief. «Das habe ich nicht gesagt.»

Die Mädchen hörten schlagartig auf zu kichern. Grete wurde blass. «Wie meinen Sie das?», fragte sie mit hoher Stimme.

«Ich meine», erklärte die Wahrsagerin, «dass viele Kinder nicht unbedingt ein Segen für eine Frau sind.» Dann ließ sie Gretes Hand fallen.

«Wer kommt als Nächstes?»

Aber plötzlich genierten sich alle. Ich wollte Grete nicht alleinlassen, und ich wollte wissen, was sie zu mir sagen würde. Also nahm ich mein Geld für die Cremeschnitten und hielt es der Alten hin.

Sie blickte nur eine Sekunde auf meine Hand. «Deine Lebenslinie ist geknickt.»

Ich erschrak bis ins Mark. «Heißt das, ich muss sterben?», hauchte ich. Die anderen wurden ganz still.

«Wir sterben alle über kurz oder lang. Der Tod ist einfach. Er kommt, und dann ist alles vorbei. Der Tod ist nicht das Problem.» Sie ließ meine Hand los und sah mich an. «Es heißt, du wirst es schwer haben – und zwar im Leben.»

Dann ging sie mit meinem Geld davon. An der Ecke schaute sie sich noch einmal nach mir um.

Später habe ich noch das eine oder andere Mal an sie gedacht und mich gefragt, was sie wohl gesehen hat an jenem Tag.

Ob sie wusste, *wie* schwer es werden würde?

Hamburg

1913

4

Energisch zog Alice ihre Tochter an der Hand über die Deichstraße. Es war eiskalt, ihr Atem stieg in sich kräuselnden Dunstwolken vor den Gesichtern auf. Wilhelmsburg lag in Dunkelheit gehüllt, der erste Morgenschimmer war noch fern. Aber der Hafen schlief nie, am Reiherstieg wurden Ballen von Schafwolle mit einem Kran vom Schiff gehoben und über eine Seilbahn direkt auf die Speicherböden geladen, die Männer brüllten sich Befehle zu, das Boot des Hafenarztes zischte vorbei. Über allem das beständige Kreischen der Möwen, das entfernte Dröhnen der Überseeschiffe und der Dampf der Fabrikschornsteine. Es roch nach Eisen, faulem Wasser und Petroleum. Immer wieder donnerte es, wenn Stahl auf Stahl traf. Als Alice zurückblickte, sah sie ganz klein die Kehrwiederspitze, die Feuerglocke und den Zeitball auf dem Turm.

Die Wolle der Kämmerei, in der Alice arbeitete, wurde aus der ganzen Welt geordert, die Schiffe steuerten Hamburg aus Indien, Neuseeland oder Südamerika an. Sie hatte nur einen vagen Begriff von diesen Ländern, in ihrer Vorstellung lagen sie nebeneinander wie an einer Kette aufgefädelt hinter dem Meer. Wilhelmsburg jedoch befand sich vor den Toren Hamburgs, auf einer der Elbinseln. Es war ein weiter Weg hierheraus. Alice und Rosa hatten die Fähre genommen und bewegten sich nun in einer langen Reihe aus Frauen auf die Fabrikture zu. Sie alle traten zu ihrer Schicht auf den Wollböden an und strömten aus den Arbeitervierteln der Stadt hierher. Viele unterhielten sich auf Polnisch. Heute schien Alice die Stimmung ein wenig ausgelassener als sonst. Es war Samstag, am nächsten Tag hatten die meisten von ihnen frei.

Besorgt sah sie zu Rosa hinunter. Ihre kleine Hand war eisig, und sie lief so langsam, dass Alice sie regelrecht ziehen musste. Plüsch klemmte unter ihrem

Arm, wirkte genauso schlaff und müde, wie Alice sich fühlte. Um halb fünf hatte die kleine blecherne Weckuhr neben ihrem Bett gerasselt und sie aus dem Schlaf gerissen. Rosa fielen im Gehen immer wieder die Augen zu. Alice merkte, dass sie ihrer Tochter in der Eile den Mantel falsch zugeknöpft hatte.

Im Umkleideraum der Fabrik zog sie sich den groben weißen Kittel über das Kleid und band die Haare im Nacken zusammen. Sobald sie den Wollboden betraten, begann Rosa zu husten. Alice kannte das, die Luft hier drinnen war von Abertausenden unsichtbaren Fäden durchsetzt. Die Frauen arbeiteten mit Tüchern vor dem Mund, aber sie befürchtete, dass Rosa unter einem Tuch nicht genug Luft bekommen würde, falls sie einschlief. Besorgt sah sie, wie ihre Tochter sich vor Husten krümmte.

«Geht es?», fragte sie, und Rosa nickte mit tränenden Augen.

«Mein Hals juckt!», rief sie. Hier oben war es durch die vielen Maschinen so laut, dass sie sich nur schreiend verständigen konnten.

«Ich weiß.» Alice strich ihr die dunklen Locken aus der Stirn. «Ich bringe dir gleich Wasser, dann wird es besser.»

Schon wollte sie zu ihrem üblichen Platz am Sortiertisch eilen, als ihre Vorarbeiterin auf sie zukam. «Wir haben zu wenig Leute am Band, du bist heute drüben eingeteilt», brüllte sie.

Erschrocken sah Alice zu Rosa hinunter. Ans Band konnte sie sie nicht mitnehmen. «Aber meine Kinderfrau ist krank, und meine Tochter ...»

«Ich drücke beide Augen zu, wenn du sie mitbringst, aber du kannst nicht auch noch Sonderwünsche anmelden. Du musst heute an die Krempel!» Die Vorarbeiterin warf einen Blick auf Rosa. Kurz zuckte so etwas wie Rührung über ihr Gesicht, aber dann ging sie weiter.

Alice sah ihr nach und schloss kurz die Augen. Gut, dachte sie. Dann eben anders.

In der großen Halle standen neben jedem Tisch mannshohe Ballen aus gepresster Wolle, die von den Frauen nach Farbe und Art sortiert wurde. Alice bereitete Rosa ein improvisiertes Bett unter einem der Sortiertische.

Zumindest hatte Rosa es hier weich, warm war es sowieso; direkt unter ihnen befanden sich die Maschinenräume der Fabrik, und die Temperatur auf den Wollböden glich der in einem Kohleofen. «Bleib hier, bis ich dich hole, hörst du?», rief Alice.

Rosa hustete blinzeln und nickte. Alice gab ihr einen Kuss, und als sie sich im Gehen noch einmal umdrehte, sah sie, wie ihre Tochter sich unter dem

Tisch wie ein Hündchen zusammenrollte und Plüsch an sich presste. In Momenten wie diesem brandete der Hass auf Henk über Alice hinweg wie eine Woge. Sie stieß eine Reihe von Verwünschungen aus, die in dem Röhren der Maschinen untergingen. Dann atmete sie tief durch und trat an das Fließband, an dem sie die nächsten zehn Stunden arbeiten würde. Schon jetzt klebte ihr das Kleid vor Hitze am Körper.

Es war eine stumpfsinnige Beschäftigung. Die Arbeiterinnen holten die Rohwolle von einem der großen Wagen und verteilten sie auf dem Band, das langsam von einer Seite des Raums zur anderen lief. Dann zupften sie die Büschel, so klein es ging, auseinander. Die ersten Minuten verlor Alice sich in Fantasien darüber, wie sie es Henk heimzahlen könnte. Wie hatte sie nur so dumm sein können zu glauben, eine Hochzeit mit ihm wäre ihre Rettung? Schnell jedoch löste die Sorge um Rosa diese Gedanken ab. Man konnte von einem Kind nicht verlangen, dass es zehn Stunden lang ruhig unter einem Tisch lag. Was, wenn sie herumliefe und in eine Maschine geriet oder eine der vielen Treppen hinunterstürzte?

Vom Fett der Wolle waren ihre Hände weich geworden, aber ihre Nägel starrten vor Dreck. Die Wolle kam direkt vom Schaf und war voller Kot, Schmutz, Milben und anderer kleiner Tierchen. Alice hatte unzählige Narben an Fingern und Handrücken von Scherben, Nägeln oder Stacheldrahtstücken, die unsichtbar zwischen den dicken Ballen verborgen waren. Wenn die Frauen zwischen den Tierhaaren etwas entdeckten, das nicht schnell genug zu entfernen war, musste das Band gestoppt werden. Das verschaffte ihnen dann eine ersehnte, wenn auch meist nur sekundenlange Pause.

Am anderen Ende des Raumes kam die Wolle in große Bottiche, wo sie mit Bleichmittel und Chlor ausgekocht wurde. Das war noch schlimmer, als an der Krempel zu stehen. Der Wasserdampf verströmte eine solche Hitze, dass den Frauen der Schweiß in Bächen am Hals hinabrann. Wenn die Wolle gewaschen war, wurde sie gekämmt, große Walzen mit nadelfeinen Zinken zogen sie so lange hin und her, bis nur noch die längsten Wollfasern übrig waren. Kaum vorstellbar, dass aus den stinkenden Haufen, die sie am Band behandelte, einmal hauchfeine Damenstrümpfe und elegante Herrenmäntel werden sollten.

Nach sechs Stunden Arbeit hatte Alice fünfzehn Minuten Pause und eilte in die Halle. Rosa lag nicht mehr auf ihrem Schlafplatz. Aber als Alice sich hektisch umsah, stand ihre Tochter neben einer älteren Arbeiterin auf einem

Hocker und half mit konzentrierter Miene, die Wolle zu sortieren. Sprechen konnten die beiden nicht miteinander, dafür war es zu laut, aber sie lachten und stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen in die Rippen. Die Frau hatte sogar daran gedacht, Rosa ein Tuch vor den Mund zu binden.

Mit den anderen Arbeiterinnen aus ihrer Kolonie machten sie Mittagspause. Alice schlang ihr Brot hinunter, ohne etwas zu schmecken. Für Rosa hatte sie zusätzlich eine Makrele und eine Apfelsine dabei, aber kaum hatte sie das Obst geschält, war die Pause schon vorbei. Viele der Frauen hatten die fünfzehn Minuten genutzt, um kurz zu schlafen, besonders die jüngeren unter ihnen gingen abends gerne aus. Es schien Irrsinn, aber wo sollte man einen Mann kennenlernen, wenn man zehn Stunden am Tag arbeitete? Alice konnte es ihnen nicht verdenken, auch wenn sie ihnen gerne zugeflüstert hätte, dass die Ehe eine Falle war.

Weitere vier Stunden später stolperten sie aus der Fabrik. Wieder befanden sie sich in einem Strom aus Frauen, aber nun unterhielten sich nur noch wenige von ihnen. Alle Frauen stanken nach Wolle und Schaf, hatten schmutzige, blutende Hände und waren bis auf die Haut durchgeschwitzt, ihren Gesichtern war die lange Schicht anzusehen. Alice fühlte sich wie benebelt, das ohrenbetäubende Dröhnen sumnte ihr noch im Kopf.

«Bin ich jetzt auch eine Wollmaus?» Rosa sah zu ihr hoch. Wollmäuse nannte man in Hamburg die Frauen, die auf den Wollböden arbeiteten.

«Nein», sagte sie streng. «Du bist ein Kind. Das heute war eine Ausnahme. Und ich bin auch keine Wollmaus, ich bin eine Arbeiterin.»

Die Nichtraucherkabine auf der Fähre war voll, und so drängelten sie sich nach hinten durch bis ans Heck, pressten sich an die Reling und sahen zu, wie die Schiffsschraube das schwarze Wasser der Elbe aufwühlte. Alice stützte ihr Kinn auf Rosas Haar. Sie waren im Dunkeln gekommen und gingen im Dunkeln. Trotzdem tat die frische Luft gut. Ihr fielen immer wieder die Augen zu. Rosa hingegen hatte sich ausgeschlafen und plapperte nun fröhlich über alles, was sie sah, dabei hustete sie röhrend. Alice fragte sich, wie viel Wolle sich wohl im Laufe eines Tages in einer Kinderlunge ansammeln konnte.

Auch im Hafen wechselte eine Schicht in die nächste. Neben dem Fähranleger hoben Arbeiter ein neues Becken aus. Das Wasser war hinter großen Wällen aus Stahl und Holz gestaut. Kurz blieben Rosa und Alice stehen und sahen den Männern zu. Alice fragte sich, wie sie es schafften, den Fluss zu kontrollieren, tonnenweise Wasser hinter die Stauwände zu bannen. Einer der

Männer hob den Kopf und lächelte ihr zu. Es erstaunte sie, sie fühlte sich so alt und verbraucht, als hätte sie schon hundert Jahre gelebt. Der Arbeiter war attraktiv, sein Lächeln warm. Alice erwiderte es nicht.

Sie war zu müde.

* * *

«Ich brauche Geld.» Der nächste Morgen war grau und dämmrig, einer jener Herbsttage, an denen die Sonne nicht hinter den Wolken hervorbrach. Alice erhob sich mit steifen Gliedern, fuhr sich mit einem Kamm durch die Haare, wusch sich das Gesicht über der Schüssel. Rosa hatte die ganze Nacht gehustet, und sie war entsprechend übermüdet, immer wieder war sie aufgestanden, um ihrer Tochter Wasser einzuflößen. Aber ausschlafen war nicht drin, der Sonntag bot die einzige Möglichkeit, zum Krämer zu gehen und die anderen Hausarbeiten zu erledigen, die sie unter der Woche nicht schaffte.

Henk schnaubte nur zur Antwort. Er lag noch im Bett.

«Ich muss einkaufen, ich brauche Geld.»

Er tat, als würde er schlafen. Sie beugte sich hinunter und schüttelte ihn. «Es ist nichts mehr da!», knurrte er, schlug ihre Hand weg und drehte sich zur Wand, sodass das Bett wackelte. «Ich werde erst am Mittwoch bezahlt. Du musst anschreiben lassen.»

Ungläubig sah sie ihn an. «Was ist mit meinem Lohn? Ich habe ihn dir erst vor zwei Tagen gegeben.»

«Ich sage doch, es ist nichts da. Ich hab die Miete bezahlt.» Hasserfüllt starrte Alice auf seinen breiten Rücken. Er war gestern erst nach Mitternacht aus der Wirtschaft gekommen, hatte nach Schweiß und Alkohol gerochen.

Rosa hatte sich auf der Küchenbank aufgerichtet und hörte ihnen durch die offene Tür zu, ihr verschlafener Blick glitt zwischen Alice und Henk hin und her.

«Schön. Ich komme gleich wieder.» Alice lächelte verkrampft und küsste ihre Tochter auf den Kopf.

Draußen war es bitterkalt, leichter Nieselregen benetzte ihr Gesicht.

Als sie den Krämerladen an der Straßenecke betrat, verhallte das Klingeln der Türglocke zwischen den Regalen. Durch die Tür hinter der Theke konnte Alice den Wohnraum der Spitzwegs sehen. Sie trat an die Theke. In großen Gläsern warteten Kognakkirschen und Ingwersplitter darauf, gekauft zu

werden. Auf einem Tablett lagen Cremeschnitten unter einer gläsernen Haube.

«Guten Tag.» Frau Spitzweg war eine dicke Frau ohne Kinn. Sie musterte Alice aus schmalen Augen. Missbilligend glitt ihr Blick über ihr offenes Haar.

«Ich brauche Mehl um fünf. Schmalz und Eier, Rauchspeck, ein halbes Pfund.» Sie wusste genau, dass ihr Geld nicht weiter als bis zur Hälfte der Liste reichen würde. Trotzdem sprach sie weiter. «Kakao und vier Bananen.»

Frau Spitzweg füllte wortlos alles Gewünschte ab und legte es auf den Tresen. In ihrem Haaransatz hatte sich Mehlstaub verfangen. Sie schnaubte leise beim Atmen, mit geübten Händen schlug sie den Speck in Papier und faltete es in der Luft zusammen. «Den billigen Kakao oder den guten?» Es waren die ersten Worte, die sie an Alice richtete.

«Den billigen», antwortete sie automatisch. Er war oft mit Ziegelsteinpulver gestreckt und manchmal kaum trinkbar, aber der echte war zu teuer.

Frau Spitzweg ging zur Ladenkasse, hackte mit ihren dicken Fingern darauf, und die Schublade öffnete sich mit einem lauten Ping. «Das macht drei zwanzig.»

«So viel habe ich leider nicht.» Entschuldigend lächelnd schob Alice das Kontobuch auf die Theke neben die große Waage, die Münzen aus ihrer Börse legte sie darauf. «Den Rest müsste ich anschreiben lassen, bitte.»

Frau Spitzweg hob den Blick. «Wir lassen nicht anschreiben.»

«Vor zwei Wochen ging es noch», beharrte sie freundlich.

«Das kann nicht sein.»

«Doch, ganz bestimmt.» Ihre Arme prickelten.

«Dann war das mein Mann. Der macht manchmal Ausnahmen.»

«Ich war davon ausgegangen, dass es gehen würde.» Sie hielt das Lächeln.

«Da sind Sie falsch ausgegangen.» Frau Spitzweg knallte die Ladenkasse wieder zu und legte besitzergreifend eine Hand auf die fertig gepackten Pakete.

Alice hatte Frau Spitzweg auf dem letzten Domfest getroffen, wo sie abends ausgeholfen hatte. Damals hatte sie der Krämerin die verlangte Tüte mit den Zuckermandeln gereicht und erst gemerkt, wer vor ihr stand, als es zu spät gewesen war. «Soooo.» Frau Spitzweg hatte erstaunt den Kopf zur Seite geneigt, das Wort in die Länge gezogen. «Frau Bloom. Na, ich wusste ja gar nicht, dass Sie ... zum Domvolk gehören.»

Seitdem war die Krämerin noch unterkühlter.

«Würden Sie bitte auch eine Ausnahme machen?»

Frau Spitzweg hielt ihren Blick, die Uhr hinter ihr tickte die Sekunden. Dann nahm sie wortlos das Kontobuch von der Theke. Sie zählte die Münzen, notierte den fehlenden Betrag, wischte mit dem Löschblatt über die Buchstaben und riss den Umschlag heraus.

«Ich danke Ihnen!» Alice hasste ihre eigene Unterwürfigkeit. Schnell legte sie die Waren in ihren Korb.

Plötzlich klingelte hinter ihr die Glocke. «Mama!» Rosa drückte mit beiden Armen die Tür auf.

Beim Anblick ihrer Tochter stockte Alice der Atem. Rosa war barfuß und trug noch ihr Nachthemd, hatte nur den kleinen Mantel übergeworfen.

«Du sollst Sigarettsen mitbringen!» Rosa klammerte sich an ihren Rock, ihre Augen aber hingen an den Gläsern mit den Schokofröschen.

«Um Himmels willen, es ist doch eiskalt, das Kind hat keine Schuhe an!» Natürlich erinnerte sich Frau Spitzweg genau jetzt daran, dass sie doch volle Sätze sprechen konnte.

Alice hatte es die Sprache verschlagen. «Aber ...», brachte sie nach einem Schreckmoment heraus. «Warum hast du denn nicht wenigstens Galoschen an?»

«Ich bin gerannt!» Rosa schien das für eine ausreichende Erklärung zu halten. Sie nahm den Blick nicht von den Gläsern.

Alice konnte es nicht fassen, dass Henk sie so nach draußen geschickt hatte. «Deine Füße werden erfrieren!», murmelte sie gepresst und nahm Rosa auf den Arm. Meist war es ihr herzlich egal, was andere über sie dachten, aber der Blick von Frau Spitzweg trieb ihr die Schamröte ins Gesicht.

«Zahlbar bis Ende des Monats!», blaffte die Krämerin und reichte ihr die Waren. «Nun machen Sie, dass Sie nach Hause kommen und der Kleinen etwas anziehen. Sie holt sich ja den Tod.» Im Weggehen hörte sie, wie die Krämerin zischte: «Alle gleich, das Gesindel.»

* * *

«Es wird nicht besser mit ihm.» Am Abend öffnete Marietta Alice mit müdem Gesicht die Tür. «Vielleicht sind es doch nicht die Röteln.»

Alice sah schon von der Schwelle aus Willies blasse Gestalt zwischen den Laken. Zögernd trat sie ein. Die Räumlichkeiten hier waren noch beengter als

ihre eigenen, Marietta und Bertie hatten wegen der Dachschrägen nur einen einzigen Raum zur Verfügung. In der einen Ecke bollerte der schwarze Küchenherd, in der anderen stand unter dem Fenster das Eisenbett, in dem sie zu dritt schliefen. Die Wände waren dunkel vom Ruß, die Luft erfüllt vom Dampf des großen Kochtopfs.

Hier drin kann man nicht gesund werden, dachte Alice schauernd. Sie war hergekommen, um zu fragen, ob sie Rosa einen weiteren Tag in der Fabrik ersparen konnte. Aber sie sah auf den ersten Blick, dass sie sich keine Hoffnung zu machen brauchte. Willie lag mit geschlossenen Augen im Bett. Sein Atem rasselte wie eine Säge.

«Er hört nichts.» Marietta schaute mit angespannter Miene auf ihren Sohn hinunter. «Seine Ohren eitern.»

Vorsichtig setzte Alice sich auf die Bettkante. Willie hatte braunrote Haare wie seine Mutter und ein herzförmiges Gesicht mit kleinen Grübchen in den Wangen. Alice kannte ihn schon sein ganzes Leben, Willie war Rosas einziger Freund. Etwas an seinem Anblick gefiel ihr ganz und gar nicht. Bevor Henk ihr verboten hatte zu malen, hatte sie Gesichter studiert, wo auch immer sich die Möglichkeit bot. Sie wollte verstehen, wie die Tausenden verschiedenen kleinen Regungen und Emotionen sich in ihnen widerspiegeln. Damit sie sie später, wenn sie zu Hause war, aufs Papier bannen konnte. Sie beobachtete genau. Und irgendetwas stimmte nicht.

«Bertie wollte ihn heute früh zu Vater Kohl bringen, aber er ist zu krank. Der Alte kommt ja niemals die Treppen hier rauf, selbst wenn er wollte. Ich gehe später zu ihm und hole Medizin. Bertie hat Extraschichten in der Halle angenommen diese Woche, damit wir sie bezahlen können.» Marietta trat an den Herd, um einen Blick in den Topf mit der Kochwäsche zu werfen. Auf dem Hocker neben Willie lag ihr Flickzeug. Der Tisch war bedeckt mit Tabak. Abends rollte Bertie Zigaretten, um seinen Lohn aufzubessern. Oft half Willie dabei, sein Vater lobte ihn gerne, seine geschickten Finger könnten schneller rollen als die beiden Erwachsenen zusammen.

Alice beugte sich vor. «Willie.» Sanft fasste sie den Jungen an der Schulter. «Willie, kannst du deine Zunge rausstrecken?»

Marietta runzelte die Stirn. «Denkst du ...?», fragte sie alarmiert und legte den Kochlöffel beiseite, mit dem sie in der brodelnden Wäsche gestochert hatte.

«Ich weiß es nicht.» Alice wollte ihre Freundin nicht unnötig beunruhigen, aber der Verdacht drängte sich ihr geradezu auf.

«Willie, streck deine Zunge raus für Mama!», befahl Marietta, aber er hörte sie nicht. Alice sah, wie ihm der Eiter aus den Ohren lief. Marietta kniete sich neben ihren Sohn aufs Bett und versuchte, seinen Mund mit den Fingern zu öffnen. Der Junge wand sich in ihren Armen und wimmerte, bis sie es aufgab. «Ich hab ein Auge drauf», versprach sie Alice schließlich und richtete sich schwer atmend wieder auf.

«Marietta, wenn es Scharlach ist, dann solltest du ...»

«Ach, sicher nicht.» Marietta winkte ab. «Er hat doch keinen Ausschlag.»

«Hat er etwas gegessen?»

«Er wollte nichts. Aber die ganze Nacht hat er getrunken wie verrückt.» Im Gesicht ihrer Freundin stand die gleiche hilflose Sorge, die Alice selbst so gut aus durchwachten Nächten kannte. Die Welt war voller Krankheiten, und Kinder bekamen sie so leicht. Jahrelang hatte Rosa beinahe den ganzen Winter hindurch gefiebert. Meist konnte man nichts tun außer warten und trösten.

«Wie geht es Rosa?» Erschöpft sah Marietta sie an.

«Gut. Sie hustet, aber das kommt von der Wolle.»

Ein besorgter Schatten huschte über die Miene ihrer Freundin. «Bist du dir sicher?»

«Sie hat sonst keinerlei Anzeichen.» Alice schickte den Worten ein stummes Stoßgebet hinterher. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen. Automatisch griff sie nach den Zigaretten und begann zu drehen.

So saßen sie oft abends zusammen. Im Schein der Stearinkerzen verrichteten sie Näharbeiten oder drehten, tranken Ersatzkaffee und redeten. Die Stunden mit Marietta gehörten zu den besten in Alice' Leben. Wenn Rosa schlief und Henk im Wirtshaus war, fiel für einen kurzen Moment die Anspannung von ihr ab.

«Hast du es dir noch einmal überlegt?» Auch Marietta nahm eine Handvoll Tabak, aber anstatt zu drehen, musterte sie Alice. «Ihr habt gestern wieder gestritten.»

Henk und sie hatten kein einziges Wort über den Vorfall gewechselt, der mit dem Holzscheit endete. Inzwischen war Alice' Gesicht wieder einigermaßen abgeschwollen, und auch Henks Ohr schien zu heilen. Sie wusste nicht, ob er sich erinnerte. Vielleicht schämte er sich, von seiner Frau niedergeschlagen worden zu sein, und zog es vor, das Ganze zu vergessen. Die

letzten Tage hatten sie sich größtenteils angeschwiegen, aber am vorigen Abend war ein hitziger Streit darüber entbrannt, wo Rosa bleiben sollte, wenn Marietta weiter ausfiel. Natürlich hatte es das halbe Haus mitbekommen.

Alice schüttelte den Kopf. «Es ist zu gefährlich. Der Anwalt hat es wieder und wieder gesagt.»

Sie leckte über das Papier und warf die fertige Zigarette auf den Haufen. Seit sie bei der Beratung gewesen war, schien ihr das Leben noch schwerer. Die mahnenden Worte, die John Reeven ihr zum Schluss ihrer Unterredung in seinem Büro mitgegeben hatte, hatten ihr klargemacht, wie hoch das Risiko war. Tagelang hatte sie gegrübelt. Und inzwischen hatte sie sich entschieden: Sie konnte es einfach nicht riskieren. Auch nicht mit John Reeven als Anwalt. Vielleicht konnte sie sich scheiden lassen, wenn Rosa volljährig war, doch bis dahin musste sie durchhalten. Das Sorgerecht zu verlieren war keine Option. Alice spürte, wie sich bei dem Gedanken, noch so viele Jahre in diesem Leben festzusitzen, ein Gewicht auf ihre Schultern legte. Und sie wollte das Leben ja auch nicht einfach nur ertragen, sie wollte, dass es Rosa gut ging – doch auch wenn sie sich trennte und es irgendwie schaffte, das Sorgerecht zu bekommen, hätte sie in der Folge so viel arbeiten müssen, dass auch für die kleinsten Freuden keine Zeit geblieben wäre.

«Hier ist sie wenigstens sicher», sagte sie entschlossen.

Marietta öffnete den Mund, schüttelte den Kopf. Ihr Blick glitt über Alice' Gesicht. Durch die Dielen hörten die beiden von unten Rosas gedämpften Husten. «Aber es muss doch einen Weg geben», beharrte sie schließlich, nachdem sie eine Weile stumm nebeneinander Zigaretten gedreht hatten.

«So?» Alice spürte Irritation in sich aufsteigen. Warum musste sie das ständig zu ihr sagen? «Wenn du dich mit Willie alleine durchschlagen müsstest, was würdest du tun? Du kannst doch auch so schon deinen Beruf nicht mehr ausüben. Wo würdest du hingehen? Wie würdest du die Miete bezahlen? Würdest du ihn in eine Anstalt geben, damit du arbeiten kannst? Verrat mir das mal.»

Marietta hob hilflos die Schultern. «Ich meinte doch nur ...» Vom Bett her kam ein gequälter Laut, und sie sprang auf, nahm einen Lappen, fuhr Willie damit über die schweißnasse Stirn. «Geh ruhig wieder runter», flüsterte sie und nickte mit dem Kinn in Richtung Tür. «Es ist doch schon spät.»

Immer noch ärgerlich schüttelte Alice den Kopf, nahm eine Handvoll Tabak. «Du musst Medizin holen. Du kannst nicht warten, bis Bertie kommt»,

erwiderte sie schroff. «Ich passe auf.»

Willie wimmerte leise. Unentschlossen sah Marietta sie an, schließlich nickte sie. «Du hast recht. Ich beeile mich. Versuch, ihm etwas Brei zu geben.»

Die nächsten zwei Stunden wechselte Alice zwischen der Flickwäsche und dem kleinen Jungen hin und her, strich ihm den Schweiß von der Stirn, versuchte, ihm den flüssigen Brei einzuflößen. Doch er biss im Fieberwahn die Zähne aufeinander und stieß sie von sich.

Als Marietta endlich zurückkam, hatte Alice eine Kiste voller Zigaretten gedreht und war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen.

«Vater Kohl sagt, wenn er das nimmt, wird er ruhiger.» Marietta hielt eine kleine dunkle Flasche hoch. Auf ihrem Mantel glitzerten Regentropfen. Beunruhigt trat sie ans Bett und beugte sich über ihren Sohn.

Blinzelnd hob Alice den Kopf und rieb sich über die Druckstelle auf ihrer Wange.

Marietta wandte sich zu ihr um, mit ihren kalten, sanften Händen schob sie ihrer Freundin ein paar verirrte Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sie lächelte. «Geh jetzt. Du musst morgen früh raus.»

Als sie in die Küche kam, hing Henks Mantel neben der Tür am Haken. Rosa lag auf der Bank unter ihrer Decke und hustete. Alice flößte ihr einen Schluck Tee ein, aber der Husten war so stark, dass sie fast alles ausspuckte. Beinahe sofort schlief Rosa wieder ein, die Wangen rot, die dunklen Locken verschwitzt. Alice' Hand krampfte sich um den Becher. Sie blickte zur Schlafzimmertür.

Henk lag in voller Montur auf dem Bett und schnarchte. «Ich nehme sie morgen nicht mehr mit. Sie hustet von der Wolle. Du musst dich kümmern.» Er hatte sich nicht einmal die Schuhe abgestreift. Wütend starrte Alice auf den Schlamm an seinen Sohlen. Sie beugte sich über ihn und rüttelte ihn an der Schulter. «Hast du gehört?»

«Ich kann sie nicht nehmen, ich muss arbeiten», knurrte er, und ohne die Augen zu öffnen, versuchte er halbherzig, nach ihr zu greifen.

Alice wich ihm aus. «Bei euch kann sie wenigstens atmen.»

«Es ist eiskalt dort.»

«Ich. Nehme. Sie. Nicht. Mit.»

Mühsam öffnete er die Augen. Offenbar hatte er verstanden, wie ernst es ihr war, denn er brummte etwas Unverständliches, protestierte aber nicht mehr. Nach einer kurzen Pause murmelte er: «Ein Vater, der Kindermädchen spielt, hat man so was schon gehört.»

Alice setzte sich neben ihn aufs Bett und begann, ihre langen Wollstrümpfe auszuziehen. «Ein Vater, der seine Familie nicht ernähren kann, hat man so was schon gehört.»

Ohne Vorwarnung fuhr er in die Höhe und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Alice' Kopf flog herum, sie gab ein Keuchen von sich. Ihr Mund schmeckte nach Blut. Einen Moment lang starrten sie sich wortlos an, dann ließ Henk sich mit einem abfälligen Schnauben zurück auf die Matratze fallen und zog die Decke über sich.

Das Rolltor gab ein unwilliges Knirschen von sich. Henk schob Rosa vor sich in die Halle. Hier drinnen roch es nach verbranntem Gummi und Beize. Er hoffte, unbemerkt an seinem Vorarbeiter vorbeischlüpfen zu können. Rosa hatte getrödelte, war auf dem Weg ständig stehen geblieben, um irgendetwas anzuschauen, und nun war er spät dran.

Einige seiner Kollegen lehnten im Kreis an einem Flaschenzug und rauchten. Henk nickte in die Runde. Auf die eine oder andere Weise war er mit fast allen hier verwandt, trotzdem mochte er die wenigsten von ihnen. Wortlos zog er Rosa hinter sich her, hob sie auf eine Werkbank und bedeutete ihr mit einem Brummen, sitzen zu bleiben, bis er sich umgezogen hatte.

«Mir ist kalt.» Sie war müde und schlecht gelaunt, genau wie er. Wortlos gab er ihr seinen Pullover aus dem Spind. «Der stinkt!» Sie ließ ihn in die Sägespäne fallen und drehte das Gesicht weg.

«Dann frier!» Hinter seinen Schläfen pochte es.

Er fand es nur recht und billig, dass Alice arbeitete. Neue Geräte und Erfindungen machten den Haushalt lächerlich einfach, da war es nur konsequent, dass die Frauen jetzt in die Fabriken gingen. Sollte Alice vielleicht den ganzen Tag rumsitzen, während er malochte? Und auch Rosa wurde verwöhnt und faul, wenn sie weiter einfach gar nichts tat. Er hatte als Kind früh mitgeholfen, war den Eltern zur Hand gegangen, hatte die Zugtiere von ihren Wagen versorgt. Das war vollkommen normal. Aber Alice war in dieser Frage so hartnäckig, dass er nicht gegen sie ankam. Mit zusammengebißenem Zähnen packte er seine Werkzeugkiste und den Sichtschutz, hob den dicken Wollpullover auf, der wirklich nach Schweiß und Farbe stank, und zog ihn über. Seine Nase tropfte, er wischte sie am Ärmel ab. Es war eiskalt. Rosa zitterte in ihrem dünnen Mantel. «Geh raus und stell dich ans Feuer.»

«Und was soll ich da machen?»

Sie lispelte, seit sie die Zahnlücke hatte. Es versetzte ihm einen seltsamen Stich in der Brust. «Dich aufwärmen. Ich muss arbeiten», erwiderte er barsch.

«Ich will nicht alleine gehen.» Ihre anklagende Stimme erinnerte ihn an ihre Mutter.

«Ich kann dich hier nicht brauchen.»

Ihr Blick schickte ihm einen Schauer über den Rücken. Manchmal sah sie ihn schon genauso an wie Alice. Als würde sie verstehen, wer er wirklich war.

Wortlos hob er sie von der Werkbank, und sie stiefelte davon. Plüsch baumelte in ihrer Hand. Henk sah seiner Tochter nach und fragte sich, wann sie Feinde geworden waren.

Als kleines Kind hatte sie oft auf seinen Schultern gesessen, ihre speckigen Händchen um seinen Hals geklammert, und er hatte nichts tun müssen, als schneller zu laufen, um sie zum Jauchzen zu bringen. Und nun hatte er keine Ahnung, was er mit ihr reden sollte. Natürlich lag das an Alice. Wie alles Schlechte in seinem Leben. Die beiden schlossen ihn aus. Ließen ihn nicht teilhaben an ihrer kleinen, glücklichen Gemeinschaft. Sogar der verdammte Bär durfte dabei sein, aber Henk konnte nur von außen zuschauen wie durch eine Fensterscheibe. Ohne mich gäbe es sie nicht, wollte er manchmal schreien, wenn sie zusammen lachten und dann verstummten, sobald er sich näherte. Du hast sie vielleicht geboren, aber ich habe sie gemacht, sie gehört mir, auch wenn sie aussieht wie du, ihr gehört beide mir, also hört auf, euch zu benehmen, als wäre ich ein Parasit in eurer Wohnung.

Schlecht gelaunt zog er die Schutzweste über. Er war hauptsächlich als Schweißer angestellt, kümmerte sich um die Ketten der Fahrgeschäfte. Manchmal erledigte er auch Handlangerarbeiten, fuhr nach Bayern, um eine besondere Drehorgel zu zerlegen, oder in die Schweiz, um handgeschnitzte Krippenfiguren für den Hamburger Dom zu holen.

Auf einem gigantischen Eisengestell in der Halle wartete die neue Berg-und-Tal-Bahn auf den letzten Schliff. Ein Ungetüm von Bauwerk. Größenwahnsinnig. Aber die Konkurrenz schlief nicht.

Henks Großcousin Josef Schippers war der Gründer der noch relativ neuen Familiendynastie. Als 2,17 m großer Riese hatte er selbst seine Karriere als Jahrmarktsattraktion begonnen, war mit einer Schaustellertruppe durch die Welt getingelt. Aber sein riesiger Körper hatte die Strapazen nicht lange ausgehalten, darum hatte er in Hamburg zusammen mit Otto van der Ville ein Schaustellerunternehmen gegründet. In der großen Halle in Altona standen neben der Achterbahn und der Berg-und-Tal-Bahn ein Kettenkarussell, eine Raupenbahn und mehrere kleine Fahrgeschäfte für Kinder. Die Nebensaison war die arbeitsreichste Zeit, sie wurde genutzt, um zu warten, aufzubessern, neue Geräte zu bauen.

Henk tat der Rücken weh, er hatte Hunger, und wenn er daran dachte, dass er die nächsten Stunden hinter der Schweißermaske verbringen musste, wollte er am liebsten ausspucken. Und wofür das Ganze? Nie war es genug. Schulden mussten beglichen und die Miete bezahlt werden. Er blinzelte, und Rosa war schon wieder aus irgendwas herausgewachsen. Wenn er nicht eisenhart den Daumen draufhielt, kaufte Alice irgendwelchen Schwachsinn. «Siehst du die Frauen hier im Viertel vielleicht rumsitzen und malen?», hatte er gebrüllt, vollkommen außer sich, als er kurz nach der Hochzeit das vierte Mal in Folge nach Hause gekommen war, ohne dass Essen auf dem Tisch stand. Stattdessen saß sie in einer Ecke, eine neue Leinwand vor sich, und pinselte das Dach auf eine kleine Kirche, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. Er hatte das Bild genommen und gegen die Wand geschleudert.

Rosa hatte die Besessenheit mit Farben und Pinseln natürlich geerbt, wie sie alles von ihrer Mutter geerbt hatte, und nichts von ihm. Die beiden liebten Fantasiévollles, erzählten sich abends Geschichten, spielten Theater, sangen Lieder. Er schnaubte unwillig. Das verschwendete Geld und die verträdelte Zeit waren nicht einmal das, was ihn an der Malerei wirklich störte. Wenn Alice malte, veränderte sich ihr Wesen. Ihr Gesicht entspannte sich, sie lächelte, summt vor sich hin. Sie war glücklich, wenn sie malte. Und das konnte er nicht ertragen.

«Ich hab doch gesagt, ich brauch dich diese Woche für die Berg-und-Tal-Bahn!» Sein Cousin Bernhard kam auf ihn zu, die buschigen Augenbrauen ärgerlich zusammengezogen. Er trug Schutzhandschuhe und seine dicken, farbverschmierten Arbeitsstiefel. «In ein paar Wochen beginnt der Dom. Es schweißt sich nicht von alleine.»

«Ich bin da, oder nicht?» Nur weil sie miteinander verwandt waren, hieß das nicht, dass Bernhard ihn rumkommandieren konnte.

«Reichlich spät, findest du nicht?»

«Meine Frau hat mich gebraucht.»

«Wenn ich 'ne Frau wie deine hätte, würde ich auch zu spät kommen!»

Einer der Arbeiter war unbemerkt näher gekommen, ein buckliges altes Männchen mit eingefallenem Mund. Er lachte krächzend und schlug ihm auf die Schulter. Henk hätte ihm gerne die zahnlose Fresse poliert.

Jetzt lachten auch die anderen, machten anzügliche Bemerkungen. Er zwang sich zu einem schiefen Grinsen. Früher hätte es ihn gefreut, dass sie so offensichtlich neidisch wegen Alice waren. Heute schien es ihm wie ein Tritt in

den Unterleib. Ihr habt ja keine Ahnung, dachte er zähneknirschend. Ihr habt keine Ahnung, wie sie ist.

Als Alice ihm damals vom Schicksal geschenkt worden war, hatte er sein Glück kaum fassen können. Es war nicht seine erste Ehe. Nachdem Elisa kurz nach der Hochzeit an Schwindsucht gestorben war – elendig krepirt traf es wohl besser –, hatte er für ein paar Jahre den Halt verloren. Geliebt hatte er sie zwar nicht, aber sie war dennoch der Mittelpunkt seines Lebens gewesen, der Grund, warum er morgens aufstand. Als sie starb, war sie im siebten Monat schwanger. Nach ihrem Tod war die Welt grau geworden. Seht ihr denn nicht, dass alles anders ist, hatte er schreien wollen, wenn er in die Wirtschaft kam und jeder Abend ablief wie bisher, niemand auch nur zu ahnen schien, wie es in ihm aussah.

Dann war Alice aufgetaucht. Über die verschlungenen Wege der Schausteller war sie ihm in den Schoß gefallen wie ein Geschenk Gottes. Er hatte geglaubt, dass sein Leben sich endlich so anfühlen würde, wie er es immer erträumt hatte, eine kleine Familie, ein warmes Zuhause, eine schöne Frau, die bewundernd zu ihm aufsaß, sich um ihn kümmerte.

Aber während sie ihm wie die Erfüllung seiner Sehnsüchte schien, wurde schnell klar, dass es sich umgekehrt anders verhielt.

Sie hatte diesen Blick, der nur so tropfte von Verachtung und stummen Vorwürfen. Als wäre er der dümmste Mann, dem sie je begegnet war. Sie war klüger als er, viel zu schlau für eine Frau, das hatte er rasch bemerkt.

Manchmal hatte er diesen unbändigen Zorn auf sie. Er glühte in ihm wie ein schlafendes Ungeheuer, kochte hoch und ließ sich dann nicht mehr kontrollieren. Sie hatte ihn getäuscht. Sie hatte ihm vorgegaukelt, eine Frau zu sein, die sie nicht war, hatte ihm ein Leben versprochen, das er niemals haben würde. Das Schlimmste war, dass er sie liebte. Sie gehörte zu ihm, sie war ein Teil von ihm geworden mit den Jahren, er war süchtig nach ihr, nach ihrem Geruch, ihrer Stimme, den kleinen weißen Brüsten, dem Haar, das immer ein wenig nach Ruß roch. Er konnte nicht mit ihr leben, aber auch nicht ohne sie. Und erklären konnte er es auch nicht. Er hatte eine ruhige, friedliche Frau gewollt, die ihm keinen Ärger machte, tat, was er sagte, ein paar Kinder bekam und sich verhielt, wie Frauen sich verhalten sollten. Aber Alice war anders. Etwas stimmte nicht mit ihr.

Als ihre Eltern sie ihm anboten, hatte er versprochen, keine Fragen nach ihrer Vergangenheit zu stellen. Das war der Deal, er bekam die schöne Frau,

und sie bekam einen Neuanfang, einen Ring an den Finger, seinen Namen, den Schutz der Ehe, den sicheren Hafen.

Bis zu Rosas Geburt hatte sie manchmal stundenlang am Fenster gesessen und nach draußen gestarrt. Wenn er sie dann ansprach, hatte sie ihn angesehen, als wüsste sie nicht, wie sie in dieses Zimmer gekommen war. Auf ihrem Rücken waren diese seltsamen Narben, über die sie nicht sprach. Und als er in der Hochzeitsnacht in sie eingedrungen war, hatte er an der routinierten Art, wie sie ihr Becken anspannte und die Beine anzog, keinen Mucks von sich gab, sofort gemerkt, dass sie keine Jungfrau mehr war.

Vielleicht hätte er doch Fragen stellen sollen. Vielleicht war es doch wichtig zu wissen, warum eine Frau, die aussah wie sie, einem Mann angeboten werden musste wie Vieh auf dem Markt. Warum sie manchmal im Schlaf anfang zu schreien und sich nicht beruhigen ließ, erst wenn er sie schüttelte, bis ihr Blick wieder klar wurde und sie verstand, dass sie nicht mehr träumte.

Rosa hatte alles verändert. Alice war aufgeblüht, ihre Wangen hatten Farbe angenommen, sie hatte ab und an sogar gelächelt, und er hatte einen kleinen Blick darauf erhascht, wie sie für ihn hätte sein können. Sie wurde stärker und selbstbewusster. Und gleichzeitig entfernte sie sich immer weiter von ihm. Sie fing an, ihm Widerworte zu geben. Von ihm zu verlangen, dass er mehr Geld nach Hause brachte, länger arbeitete, eine bessere Wohnung suchte. Sie fand ihre Stimme. Legte sich diesen Blick zu, den er so hasste. Schon vor der Geburt gab sie Rosa alle Liebe und Fürsorge, die er sich von ihr erhofft hatte und die ihm als Ehemann auch zustanden.

Manchmal wachte er auf und hatte nicht die Kraft, sich zu bewegen. Was wartete denn schon auf ihn? Was kam noch in diesem Leben? Er wurde langsam alt, die Haare gingen ihm aus, er hatte im letzten Jahr zwei Backenzähne verloren, und morgens war sein Rücken so steif, dass er manchmal kaum aufstehen konnte. Seine Mutter würde in nicht allzu ferner Zukunft sterben, und dann hatte er niemanden mehr, der ihn mochte. Manchmal war er nicht einmal sicher, dass *sie* ihn mochte. Alle die Träume, die er einmal gehabt hatte, schienen verpufft. Die Wohnung stank, war eiskalt, und sie saßen der Nachbarin quasi auf den Füßen, aber um sich etwas Besseres leisten zu können, hätte er mehr verdienen müssen. Und die Energie dafür besaß er nicht.

«Was macht Rosa da draußen?» Bernhard hatte die nervige Angewohnheit, aus dem Nichts aufzutauchen.

«Berties Kind hat Röteln», brummte er. Mariettas Mann arbeitete ebenfalls in der Halle, Henk hatte ihm den Posten vor ein paar Jahren verschafft, als sie beide noch so eine Art Freundschaft verband.

Bernhard schnalzte mit der Zunge. «Und Alice?»

«Schicht.»

«'ne Ehefrau, die in der Fabrik malocht ...»

«Was ist einzuwenden gegen ehrliche Arbeit?»

«Es gibt Arbeit und Arbeit», sagte Bernhard abweisend.

So langsam bekam Henk Kopfschmerzen. Was mischte sich Bernhard in alles ein?

«Wie auch immer.» Sein Cousin hatte offenbar das Interesse verloren. «Das hier ist kein Ort für Kinder.»

«Ist ja nur vorübergehend.»

Taxierend glitt Bernhards Blick über den Wagen, an dem Henk arbeiten sollte. «Was machen die Ketten?»

«Alles bestens», knurrte er. Reflexartig ließ er die Schweißermaske fallen, die er noch immer in der Hand hielt. Mit einem lauten Scheppern schlug sie auf dem Boden auf. «Ich muss los.»

Überrascht ließ Bernhard seine Brauen in die Höhe schnellen. «Du bist doch gerade erst ...»

«Hab 'nen Termin. Komme später wieder.» Er hatte immer Termine. In der Wirtschaft. Aber hey, er hatte keinen richtigen Arbeitsvertrag, bekam das meiste schwarz auf die Kralle, und wenn sie es sich schon sparten, ihn ordentlich zu beschäftigen, mussten sie eben damit leben, dass seine Stunden hier flexibel ausfielen.

Bernhards Augen wurden schmal. «Kommst du morgen?»

Er kratzte sich unter der Mütze. «Wenn ich's einrichten kann.»

«Wenn du's einrichten kannst?»

«Genau. Wenn ich's einrichten kann.»

Er ließ seine Sachen liegen, wo sie waren, und ging nach draußen, wo in einer Tonne ein Feuer zum Aufwärmen brannte. Neidisch schielte er im Vorbeigehen auf den Räucherfisch und die dick belegten Rundstücke, die einer der Männer gerade aus seiner Büchse zog. Er selbst hatte Schwarzbrot mit Steckrübenscheiben dabei. Billig, aber widerlich.

«Rosa, wir gehen», bellte er, sobald er in den Hof trat. Abrupt blieb er stehen. Ein paar der Arbeiter wärmten sich am Feuer die Hände. Rosa war

nirgends zu sehen. Die Kollegen hatten schnell den Schnaps verschwinden lassen, den sie sich teilten, aber als sie sahen, dass nur er es war, entspannten sie sich.

«Wo ist meine Tochter?» Hektisch sah er sich um.

«Ah, die Kleine. Eben war sie noch da», brummte einer von ihnen.

«Und wo ist sie hin?»

«Keine Ahnung. Sie wollte nicht mit uns reden.»

«Rosa!» Der Hof war voller Schutt und verrosteter alter Fahrgestellteile.

Einen gefährlicheren Ort für Kinder konnte man sich kaum ausdenken. Als er sie nirgends entdeckte, hastete er vom Gelände auf die Straße. Plötzlich hatte er das Gefühl, nicht mehr richtig atmen zu können. Immer wieder rief er ihren Namen. Und dann sah er sie. Ein kleiner Punkt am Ende der Gasse.

Sie blieb nicht stehen, als er brüllend hinter ihr herlief. Er war ewig nicht gerannt, die Lunge stach, seine Beine brannten. Endlich bekam er sie zu fassen, wirbelte sie herum. «Bist du verrückt geworden? Wo läufst du hin?»

«Ich will zu Mama!»

Henk blickte in ihr verkniffenes Gesicht. Sie hatte geweint. Er packte sie an den Schultern und schüttelte sie, von einer Sekunde auf die andere schlug seine Sorge in Wut um. «Bist du von Sinnen? Du kannst doch nicht alleine durch die Stadt laufen.»

Sie versuchte, sich loszureißen, und er holte aus und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige.

Einen Moment lang starrten sie sich entsetzt an. Dann begann Rosa zu schreien.

* * *

Alice blieb im Türrahmen stehen. Rosa saß mit zusammengepressten Lippen am Tisch, Henk stand am Herd und aß im Stehen von dem Eintopf, den sie am Vortag gekocht hatte. Sie hätte die Luft im Raum mit einem Messer schneiden können. Ihr Blick huschte zwischen den beiden hin und her.

«Endlich, ich muss los.» Henk trug bereits seine Kappe.

Sie fragte nicht, wo er hinwollte, es war ihr egal, wenn er nur ging.

Sie nickte bloß. Als sie neben ihn an den Herd trat, sah sie, dass der Topf leer gekratzt war. «Ich war zehn Stunden in der Fabrik.» Mit aller Kraft

versuchte sie, die Wut zu unterdrücken, die sofort in ihr hochschoss. Es brachte nichts, wütend zu werden. Nichts außer Streit.

«Und hab ich etwa nicht gearbeitet?» Unbekümmert warf er den Löffel hin. «Ist wohl das Mindeste, dass ich mich satt essen kann.»

«Wie war euer Tag?» Misstrauisch sah sie ihn an, dann ging sie zu Rosa und gab ihr einen Kuss auf den Kopf.

«Gut.» Er wich ihrem Blick aus, zog die Schuhe an, nahm den Mantel vom Haken. «Ich habe früher Schluss gemacht, und wir waren noch auf dem Markt. Rosa, zeig deiner Mutter den Papierflieger, den du bekommen hast.»

Rosa hustete. Wortlos schob sie das Spielzeug über den Tisch.

«Alles in Ordnung? Du hustest ja immer noch.» Alice strich ihr die Haare aus der Stirn, dann hielt sie inne. «Warum ist deine Wange so rot?»

«Sie ist hingefallen.» Henk trat an den Tisch. «Ist eben kein Ort für Kinder da. Das habe ich dir ja gesagt.»

«Sie ist aufs Gesicht gefallen?»

«Sie ist ein Kind, Alice. Kinder fallen hin. Hör auf, Theater zu machen. Ich muss los. Sieh zu, dass für morgen was zu essen da ist.»

Sie wartete, bis seine Schritte auf der Treppe verklungen waren, dann setzte sie sich Rosa gegenüber. «Hattet ihr einen schönen Tag?»

Rosa nickte. Sie schob Plüschi über den Tisch, der in einem kleinen hölzernen Eisenbahnwaggon saß.

«Und was hast du gemacht?»

«Ich will da nicht mehr hin.» Rosa sah sie nicht an.

«Zu Papas Arbeit?»

Rosa nickte wieder. «Es stinkt.»

Alice seufzte tief. «Ich weiß, aber ...»

«Ich will mit zu dir kommen.»

«Es ist ungesund mit der Wolle», sagte Alice leise.

«Ich will da nicht mehr hin», brüllte Rosa, und wie auf Kommando schlug Frau Westram nebenan gegen die Wand, als Zeichen, dass sie leiser sein sollte. Das traute die Alte sich nie, wenn Henk noch in der Wohnung war.

Überrascht vom Gefühlsausbruch ihrer Tochter, zuckte Alice zusammen. «In Ordnung», sagte sie schließlich. «In Ordnung, dann lassen wir uns etwas anderes einfallen.» Sie blickte zur Decke. «Wenn du im Bett bist, gehe ich kurz hoch. Vielleicht geht es Willie ja schon besser.»

Marietta riss die Tür auf. Erschrocken wich Alice einen Schritt zurück.

«Sein Hals ...», flüsterte Marietta mit angstvoll aufgerissenen Augen. «Er bekommt keine Luft mehr. Bertie ist einen Arzt holen gegangen. Über Nacht ist es plötzlich schlimmer geworden, und jetzt ist er den ganzen Tag schon so. Es ist doch der Scharlach, Alice.»

Zögernd betrat Alice die Wohnung. Der kleine Junge lag im Bett, rang nach Luft, sein Atem drang nur als Pfeifton aus seiner Lunge. Alice sah auf einen Blick, dass sich sein Zustand dramatisch verschlechtert hatte. «Kann ich irgendetwas tun?»

Mariettas Gesicht war verkrampft vor Sorge. Sie hob ratlos die Schultern. «Vielleicht Wasser holen», sagte sie im gleichen Atemzug.

Sie lief in den Hof und versuchte, Wasser aus einem der allgemeinen Hähne abzapfen, aber wie so oft am Abend war es schon leer und würde erst am nächsten Tag wieder aufgefüllt werden. Sie wartete an der Straße, bis sie einen Wasserwagen anhalten konnte, um welches zu kaufen.

Rosa schlief, als sie Stunden später zurück in die Wohnung kam. Immer wieder hustete sie röhrend. Alice setzte sich neben sie. Ihr war kalt, obwohl der Küchenofen bollerte. Die Angst kroch wie Eis durch ihren Körper. Es ist nur die Wolle. Sie wird nicht krank, dachte sie immer wieder. Aber sie konnte den Blick nicht von Rosas Gesicht lösen, als würde der Scharlach nicht ausbrechen, wenn sie sie nur ganz genau beobachtete und ihm keine Chance gab, sich heimlich anzuschleichen. Draußen heulte ein wütender Nordwind, die Fenster knackten protestierend, wenn die Böen sie trafen. Alice merkte nicht, wie ihr irgendwann das Kinn auf die Brust sank.

Ein Poltern im Flur ließ sie in die Höhe fahren, Männerstimmen drangen durch die Holzwände. Erschrocken blickte sie zu Rosa, aber ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Der Wind draußen schien stärker geworden. Langsam löste Alice die kleinen Finger, die sich im Schlaf um ihre Hand geklammert hatten.

Bertie trug seinen Sohn auf den Armen durchs Zimmer. Der Junge an seiner Brust schien leblos, er hatte die Augen geschlossen. Der Schreck fuhr Alice bis ins Mark. In den wenigen Tagen seiner Krankheit war er abgemagert, die kleinen Händchen so dünn, dass sie jeden der zarten Knochen sah. Das Gesicht hingegen war auf eine Weise geschwollen, dass er kaum wiederzuerkennen

war. Sein Atem pfiff so laut, dass sie erst gar nicht verstand, dass das Geräusch von ihm kam.

Beinahe so schlimm wie der Anblick des Jungen war der seines Vaters. Berties Gesicht war aschgrau, der Ausdruck in seinen Augen eine Mischung aus Entsetzen und Hilflosigkeit.

Am Tisch saß ein fremder Mann, offensichtlich ein Arzt. Er trug einen Anzug aus blauem Samt und ein Monokel, vor ihm stand eine offene Tasche. Alice fragte sich sofort, was Marietta und Bertie bezahlt hatten, damit er hierherkam, und sie begriff, dass sie vom Schlimmsten ausgingen.

Der Arzt warf ihr nur einen schnellen Blick zu. Marietta war an den Herd getreten. «Das ist Doktor Blaustin. Ich mache Willie etwas zum Inhalieren», erklärte sie in Alice' Richtung. Mit hektischen Bewegungen fuhrwerkte sie herum, ließ den Topfdeckel fallen und schrie auf, als er mit lautem Scheppern zu Boden ging.

«Ich mache das.» Alice schob sie behutsam zur Seite.

«Das wird ohnehin nichts bringen.» Der Arzt betrachtete Alice durch sein Monokel. «Das Zeug können Sie genauso gut in den Abfluss gießen.» Er wandte sich an Marietta. «Wie war die Progredienz der Erkrankung?»

Marietta tauschte einen Blick mit Bertie. «Die was?», fragte sie unsicher.

«Der Verlauf der Krankheit.» Der Arzt seufzte irritiert. «Was haben Sie zuerst bemerkt?»

«Ach so, ich ... Nun, erst dachte ich, er hat die Röteln. Aber er hatte nur leichtes Fieber, und am Morgen schien es besser zu gehen. Abends war seine Zunge dann doch geschwollen, und er konnte nicht gut atmen ...»

«Ich verstehe. Und was haben Sie ...»

«Das ist doch egal.» Bertie fuhr dazwischen. Er sah aus, als wollte er dem Arzt jeden Moment an die Kehle springen. «Er kann nicht atmen. Herr Doktor, er kriegt keine Luft. Jetzt tun Sie doch etwas.»

Willies verzweifelter Ringen um Luft war kaum zu ertragen, Alice musste sich zwingen, sich nicht die Ohren zuzuhalten.

«Wenn ich behandeln soll, muss ich wissen, womit ich es zu tun habe», erwiderte der Arzt, ohne von seinem Notizbuch aufzusehen, in dem er minutiös notierte, was Marietta gesagt hatte.

Plötzlich begann der kleine Junge zu brabbeln, seine Augen waren weiter geschlossen, aber er bäumte sich in den Armen seines Vaters auf, seine Hände flogen in die Höhe, und er gestikulierte wild.

«Ruhig, ruhig, Willie!» Bertie trug ihn zum Bett und legte ihn vorsichtig ab, versuchte, seine Arme zu fassen, aber Willie war nicht zu bändigen. «Was hat er denn? Was hat er?», rief Bertie panisch.

Endlich erhob sich der Arzt. In aller Seelenruhe legte er seinen Stift hin und schloss das Notizbuch. Dann trat er ans Bett, beugte sich zu Willie hinunter und fühlte am Hals seinen Puls. «Er halluziniert», erklärte er knapp. «Das unkoordinierte Fingerspiel ist ein Zeichen einer Hirnschädigung. Zu wenig Sauerstoff.»

Alice hielt den Atem an. Ohne den Blick vom Geschehen abzuwenden, fasste sie nach Mariettas Hand. Willie bäumte sich wieder auf, rang nach Luft, aber Alice konnte hören, dass es ihm nicht gelang, zu atmen.

«Der Verlauf seiner Scharlacherkrankung ist septisch geworden.» Der Arzt seufzte bedauernd, steckte sein Monokel in die Brusttasche, betastete weiter Willies Hals. Dann steckte er ihm zwei Finger in den Mund und drückte rabiat die Zähne des Jungen auseinander.

Alice spürte, wie sich Mariettas Fingernägel in ihre Hand bohrten. Willie hatte nicht die Kraft, sich gegen die grobe Behandlung zu wehren, er wimmerte nur leise.

«Und ... was heißt das?» Alice konnte Mariettas Angst beinahe riechen.

«Die Krankheit ist zu weit fortgeschritten. Ich kann ihm nur noch etwas geben, um seine Schmerzen ein wenig zu lindern.»

Der Schock in den Gesichtern seiner Eltern war für Alice beinahe noch schlimmer mit anzusehen als der Todeskampf des kleinen Jungen.

«Aber ...» Bertie griff nach dem Arm des Arztes. «Aber Sie meinen doch nicht ... Sie meinen doch nicht ...»

Der Arzt wich zurück. «Bedaure!» Er trat an den Tisch und begann, etwas in seiner Tasche zu suchen.

Wie gelähmt vor Fassungslosigkeit sahen sie ihm zu. Plötzlich gab Willie einen so gequälten Laut von sich, dass Alice und Marietta gleichzeitig aufschrien.

«Er wird blau!» Bertie stürzte zu seinem Sohn. «Er wird blau. Er kann nicht atmen!»

«Ja.» Der Arzt trat wieder ans Bett, bedauernd sah er auf Willie hinunter. «So geht es zu Ende. Ich verabreiche ihm jetzt etwas gegen die Schmerzen, dann wird er zumindest nicht mehr leiden.»

Es dauerte nicht einmal eine Stunde, aber Alice kam es vor wie die Ewigkeit selbst. Schließlich versuchte Willie einen letzten, gequälten Atemzug, der keinerlei Luft in die Lunge ließ.

Dr. Blaustin zog eine Uhr aus der Weste. «Todeszeitpunkt: dreiundzwanzig Uhr vierundfünfzig.»

Bertie presste seinen Sohn an sich, wiegte ihn vor und zurück. Unablässig schüttelte er den Kopf, als wollte er nicht akzeptieren, was er eigentlich schon wusste; dass sein einziges Kind tot war. «Nein», flüsterte er mit rauher Stimme. «Nein, nein!»

«Mein aufrichtiges Beileid.» Der Arzt hatte immerhin den Anstand, einen Moment innezuhalten. Dann ging er zurück zum Tisch, schrieb etwas auf einen Block. «Die Rechnung», sagte er mit einem kleinen Räuspern und riss den Zettel ab. «Zu begleichen bis zum Ersten des folgenden Monats.»

Alice warf einen Blick auf die Summe, sprachlos starrte sie auf die Zahlen. «Aber ... Sie haben doch gar nichts gemacht», sagte sie mit heiserer Stimme. «Er ist ja tot. Er ist ja tot, obwohl Sie hier waren. Sie haben ihn ja nicht einmal richtig angesehen.»

Marietta stand mit hängenden Armen in der Mitte des Raumes, als wüsste sie nicht mehr, wer sie war.

Der Arzt musterte Alice abschätzend. «Ich war über eine Stunde hier, werte Frau. Kostbare Zeit, die ich auch bei anderen Patienten hätte verbringen können. Bei Scharlach in diesem Stadium kann man nichts tun», antwortete er knapp. «Trotzdem habe ich seelischen Beistand geleistet. Hausbesuche sind nicht kostenlos. Sie können froh sein, dass ich noch einen Termin in der Nähe hatte, sonst wäre ich gar nicht hier.»

Bertie hatte die Augen keine Sekunde von Willies Gesicht genommen. Nun sah er auf. Er wirkte wie ein anderer Mensch. «Raus», sagte er leise.

Der Arzt blinzelte erschrocken.

«Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus!», brüllte Bertie mit einem Mal so laut, dass Alice zusammenzuckte und sogar Marietta kurz aus ihrer Starre erwachte und ihren Mann am Arm fasste.

Mit wütenden Bewegungen packte Dr. Blaustin seine Tasche und ging zur Tür. «Das hat man davon», murmelte er, «wenn man dem Pack Nächstenliebe entgegenbringt.»

Alice zögerte. Willie war tot. Aber *ihr* Kind lebte noch. Sie drehte sich um und lief dem Arzt nach. «Warten Sie!» Die Stiege war dunkel wie immer,

niemand machte sich jemals die Mühe, die Talglichter anzuzünden, die an den Wänden hingen, aber aus der geöffneten Wohnungstür drang etwas Helligkeit. Zwei Stufen über ihm blieb sie stehen. «Sie haben gesagt, in diesem Stadium kann man nichts mehr tun», flüsterte sie, damit Marietta und Bertie sie nicht hörten.

«Richtig», blaffte er. Er machte Anstalten, sich umzudrehen und zu gehen.

«Was kann man tun, wenn es noch nicht so schlimm ist?» Ihr Herz wummerte in ihrer Brust. «Meine Tochter hustet, ich habe Angst, dass sie sich angesteckt hat.»

Er musterte sie im Halbdunkel des Treppenhauses. «Scharlach ist Scharlach, die Krankheit hat ihren eigenen Willen. Es gibt nichts, was den Verlauf ändert. Man kann nur hoffen und Linderung schaffen. Heiße Bäder. Blutegel, wenn Sie welche bekommen können. Die Methode ist veraltet, aber sie wirkt, sie werden an den Kopf gesetzt.» Hinter ihm quiekte eine Ratte in der Dunkelheit, und er verzog entsetzt das Gesicht. «Aber wenn Sie mich fragen, in einem Haus wie diesem kann ein Kind gar nicht gesund bleiben.»

«Aber man muss doch irgendwas tun können!», rief sie.

Er zuckte mit den Schultern. «Beten», sagte er kalt.

Alice stand im dunklen Treppenhaus, lauschte seinen Schritten und spürte, wie sie am ganzen Körper zu zittern begann. Denn sie wusste ja, dass es nichts half. Dass Beten nie etwas brachte.

Sie hörte Bertie die ganze Nacht lang schreien. Ab und an wurde es ruhig über ihrem Kopf, dann fuhr sie wieder zusammen, weil er brüllte wie ein gequältes Tier, laut wimmerte, hin und her lief. Sie hörte, wie Marietta auf ihn einredete. Und dann ertappte sie sich dabei, wie sie auch nach Willies Stimme lauschte, und ihr wurde bewusst, dass sie ihn nie wieder hören würde.

Bis zum Morgen saß sie bei Rosa, starrte in die Dunkelheit, verkrampfte jedes Mal vor Angst, wenn sie glaubte, ihre Tochter bekäme nicht genug Luft. Aber als Rosa aufwachte, waren ihre Wangen rosig. Sie rieb sich die Augen, gähnte herzhaft. «Ich habe Hunger.»

Alice fühlte, wie Erleichterung sie durchströmte. «Komm mal einen Moment her.» Sie zog Rosa auf ihren Schoß, atmete ihren warmen Kinderduft ein. «Ich muss dir etwas sagen.»

John probierte die Klinke und stellte erstaunt fest, dass die Gartenpforte verschlossen war. Früher hatten Julius und er diesen Schleichweg hinter dem Stall oft genutzt, um sich zum Krämer davonzustehlen und Schokoladenzigaretten zu kaufen, aber nun war er seit bestimmt zehn Jahren nicht mehr in dieser Ecke des Gartens gewesen. Sicher hatte seine Mutter angewiesen, die Pforte verriegelt zu halten. Zu häufig las sie beunruhigt Zeitungsartikel über Banden von Straßenkindern, die aus den Tiefen der Arbeiterviertel kamen, in die Gärten der Villen einbrachen und die Beete plünderten. Wenn man in Hamburg von der Uhlenhorst sprach, dachte man nur allzu gerne an den Feenteich, an das verträumte Villenviertel, durchzogen von kleinen Wasserstraßen nach venezianischem Vorbild, an das berühmte Fährhaus von Dr. August Abendroth. Die Uhlenhorst war die Visitenkarte der Stadt. Das Dichter- und Komponistenviertel hingegen, in dem seinem Namen zum Trotz Tausende Arbeiterfamilien auf engstem Raum zusammenwohnten, nicht einmal einen Kilometer vom Feenteich entfernt, vergaß man nur zu gerne. Dabei befand sich dort das Herz der Uhlenhorst.

Es war ein lauer Abend, man spürte die Reste des Sommers noch in der Luft wie eine verblassende Erinnerung. Langsam ging er die Einfahrt hinunter. Der Stallmeister stand in Lederbreeches und Stiefeln vor dem großen Eingangstor und rauchte. John hob die Hand an den Hut, im Gehen holte er ebenfalls eine Zigarette aus der Tasche. Gerade wurden die Straßenlaternen angezündet. Blaue Abendruhe lag über den Häusern. Auf den Anwesen im Umkreis wurde im Sommer beinahe ununterbrochen gefeiert, Regatten, Bälle, Kostümfeste, wenn man abends auf der Terrasse saß, schwappte immer von irgendwo Musik oder Gelächter herüber. Jetzt im Herbst jedoch kehrte langsam Stille ein, die Feste waren für die Saison vorbei oder verlagerten sich nach drinnen.

Er ging am Kanal entlang, überquerte den Winterhuder Weg, bog erst in die Mozart- und dann in die Schumannstraße ein. Wenig später passierte er den Durchgang zu einem jener Hinterhöfe, die man in Hamburg Terrassen nannte. Als er das Haus nicht fand, wurde ihm klar, dass es noch einen zweiten Hof hinter dem ersten gab. Er ging weiter, passierte einen Torweg, blieb schließlich vor einer der vielen Mietskasernen stehen und legte den Kopf in

den Nacken. Er verglich die Adresse mit der, die er sich aufgeschrieben hatte. Der Anblick des Hauses war noch schlimmer, als er es sich vorgestellt hatte. Die Mülltonnen für den ganzen Block schienen hier im Hof abgestellt.

Aus den Fenstern des Nachbarhauses lehnten ein paar Mütter und beobachteten ihre Kinder beim Spielen.

«Guten Abend. Kennen Sie zufällig eine Frau Alice Bloom?» Er blieb vor einer Frau mit strähnigen Haaren stehen, die gerade einem kleinen Mädchen die Galoschen auszog.

Sie musterte ihn mit unverhohlener Neugier im Blick. Dann zeigte sie nach oben, ohne ihre Augen von ihm zu nehmen. «Vierter Stock nebenan. Wat wolln Se denn von der?» Sie gab der Kleinen einen Klaps auf den Hinterkopf. «Los, rein jetzt!»

John ignorierte die Frage. «Besten Dank.» Eigentlich wusste er gar nicht, was er hier machte. Er hatte nur einmal vorbeilaufen, einen Blick erhaschen wollen. Mehr als zwei Wochen waren seit dem Gespräch und seinem Angebot vergangen, dass er den Fall übernehmen würde. Alice war seitdem nicht wiedergekommen. Er machte sich Sorgen. Ihr Gesicht blitzte vor seinem inneren Auge auf, der aufgeplatzte Mund, die blutende Nase. Aber es war vollkommener Unsinn; bei ihr zu Hause aufzutauchen, gehörte weder zu seiner Verantwortung, noch war es klug.

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, betrat er das Haus.

«Vierter!», rief die Frau ihm hinterher.

Er sollte überhaupt nicht hier sein. Trotzdem ging er weiter, wie von einem unsichtbaren Faden gezogen. Das Treppenhaus kam ihm vor wie ein dunkler Schlund. Als hinter ihm die Eingangstür zufiel, wurde es so duster, dass er sich mit einer Hand an der Wand entlangtasten musste, um nicht zu fallen. Was war das für ein Höllenloch? Aus den Wohnungen drangen Lärm, Kinderweinen, der Geruch von Bohnensuppe. Die Stufen waren so unregelmäßig, dass sein Fuß ständig gegen das Holz stieß. Etwas quiekte, dann huschte ein großes Tier über seinen Schuh. Er wich entsetzt zurück, beinahe wäre er die Treppe hinuntergefallen. Ratten!, dachte er entgeistert.

Er zählte die Stockwerke mit. Im vierten gab es zwei Türen. Hinter der einen war es still, aus der anderen drang unverkennbar Rosas Lachen. John lehnte sich vor. Dann hörte er Alice' Stimme. Erleichtert atmete er aus. Sie lebten, es ging ihnen offensichtlich gut, mehr musste er nicht wissen. Jetzt sollte er so schnell wie möglich wieder verschwinden.

Als er sich umdrehte, stand eine Frau vor ihm. John entfuhr ein erschrockener Laut. Es war so dunkel hier, dass er nicht bemerkt hatte, wie sie die Tür geöffnet hatte. Die Frau war klein und alt, machte keine Anstalten, zur Seite zu treten, starrte aus glimmenden Augen zu ihm hinauf. «Kann ich Ihnen helfen?»

«Nein, besten Dank, ich habe mich im Stockwerk geirrt.» Er wollte gehen, aber sie trat ihm in den Weg. Aus der halb geöffneten Wohnungstür hinter ihr fiel kein Licht, stattdessen umwaberte ihn ein seltsamer Geruch.

«Zu wem wollen Sie denn?»

«Es hat sich erledigt.»

«So? Ich dachte, Sie haben sich im Stockwerk geirrt.» Sie wich in dem engen Treppenhaus keinen Millimeter zurück.

Am liebsten hätte er sie gepackt und zur Seite geschoben. Wenn sie weiterhin so einen Aufstand machte, würde Alice sie noch hören. Er lächelte, versuchte, seinen Charme anzuknipsen. «Ehrlich gesagt, habe ich mich im Haus geirrt. Ich wollte eigentlich nach nebenan.»

«Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen. Sie haben gesagt, Sie haben sich im Stockwerk geirrt. Ich weiß genau, was Sie ...»

Plötzlich wurde hinter ihm die Tür aufgerissen. Das Erstaunen in Alice' Gesicht war beinahe komisch. «Sie?»

Einen Moment starrten sie sich wortlos an. «Ich», erwiderte er matt.

«Was *tun* Sie hier?», fragte sie, eindeutig entsetzt.

Er war der größte Idiot der Welt. Sie hatte vollkommen recht. Was tat er hier? Stand er wirklich in diesem stinkenden, rattenverseuchten Flur, in seinem besten Anzug, umweht von seinem Kölnisch Wasser, mit einer dämlichen fliederfarbenen Krawatte? Es gab keine Erklärung dafür.

Alice machte keinerlei Anstalten, ihn hereinzubitten. Die offenen Haare klebten ihr im Gesicht, das von einem feinen Schweißfilm bedeckt war. Aus der Wohnung drangen Schwaden heißer, feuchter Luft. Sie wartete auf eine Antwort.

«Kennen Sie sich? Der hat hier im Flur rumgeschnüffelt. Hat behauptet, er hätte sich im Stockwerk geirrt.» Die Alte stand plötzlich neben ihm.

Mit unverhohlener Abneigung sah Alice die Nachbarin an. «Bitte belästigen Sie nicht meine Gäste, Frau Westram.»

Die Frau plusterte sich auf wie ein Huhn. «Belästigen? Belästigen? Ich werde wohl noch nachsehen dürfen, wenn jemand an meiner Tür lauscht.»

Alice ignorierte sie. «Ich wasche gerade», sagte sie zögerlich, mit einem Blick in ihre Wohnung. Noch immer hielt sie die Tür halb geschlossen. Dann trat sie zurück. «Bitte.» Mit einem taxierenden Blick ließ sie ihn ein und knallte der alten Frau, die gerade dazu ansetzte weiterzuzetern, die Tür vor der Nase zu.

Er nahm den Hut ab, musste sich ducken, um sich beim Eintreten nicht am Türrahmen zu stoßen. Rosa saß am Tisch und malte auf ein Stück Pappe, die Zunge konzentriert zwischen die Lippen gepresst, so versunken in ihr Werk, dass sie ihn erst bemerkte, als er vor ihr stand. Sie starrte ihn beinahe genauso erstaunt an wie ihre Mutter kurz zuvor. «Du!», sagte sie, und er musste lachen.

«Ich!»

«Du bist groß», stellte sie fest, nachdem sie ihn eingehend gemustert hatte.

«Das stimmt.» Er schmunzelte.

«Ich bin viel kleiner.»

Das stimmte ebenfalls, und er bestätigte es.

«Aber ich werde noch groß.»

«Natürlich wirst du das. Wenn du immer deinen Teller leer isst.»

Was zur Hölle redete er da! Seine Großmutter hatte das früher zu ihm gesagt, und er hatte es schon als kleiner Junge dämlich gefunden. John war froh, dass er Alice' Gesicht hinter sich nicht sehen konnte.

Rosa schien die Bemerkung jedoch nicht albern zu finden. «Das mache ich», erwiderte sie ernst, schien dann aber nicht mehr ganz sicher. «Aber nicht Rote Rüben.»

«Furchtbar», bestätigte er nickend. «Weißt du, was ich mit meinen mache?» Er flüsterte laut: «Ich gebe sie dem Hund.»

Sie quiekte erstaunt, sah aber gleichzeitig zweifelnd zu ihrer Mutter. «Wir haben keinen Hund.»

Nein, dachte er. Der würde bei den vielen Ratten im Treppenhaus auch keine Woche überleben.

«Rosa, geh bitte einen Augenblick ins Schlafzimmer.» Alice brachte es fertig, gleichzeitig streng und warm zu klingen. «Ich muss mit Herrn Reeve alleine sprechen.»

«Aber ...»

«Jetzt!»

Mit einem theatralischen Seufzer stand Rosa auf, nahm das Stück Pappe und ihren Stift und stampfte auf nackten Füßen davon.

«Hat noch jemand gesehen, dass Sie hergekommen sind?» Bevor er antworten konnte, sprach sie weiter. «Natürlich haben sie Sie gesehen. Den Klatschmäulern auf dem Hof entgeht nichts – und Sie sind nicht gerade unauffällig.» Ihr Blick glitt missbilligend über seinen Anzug. «Herr Reeven. Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich herbemühen ...» Sie klang, als meinte sie eigentlich etwas anderes. «Aber was, wenn mein Mann hier gewesen wäre? Wie hätten Sie das erklären wollen?»

Sie hatte recht. Er verhielt sich wie ein dämlicher Anfänger. «Es tut mir leid, Frau Bloom. Ich hatte nicht vor, bei Ihnen zu klopfen.» Er merkte selbst, wie seltsam das klang. «Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht. Sie sind nicht wiedergekommen ...»

Er sah das Erstaunen in ihrem Gesicht. «Wir ... Es gab einen Todesfall, der Sohn meiner besten Freundin. Es war nicht leicht in den letzten Wochen.» Ihr Blick flackerte, es schien, als wollte sie noch etwas hinzufügen.

«Oh Gott. Das tut mir sehr leid», sagte er leise. Jetzt sah er die dunklen Schatten unter ihren Augen, die Müdigkeit durchwachter Nächte in ihrem Gesicht. «Bitte verzeihen Sie die Störung. Aber ich bin froh, dass es Ihnen gut geht.» Entschieden wandte er sich zur Tür.

«Ich glaube nicht, dass er heute so früh zurückkommt», sagte sie schnell. John hielt inne. Zögernd sah Alice ihn an. «Er ist in der Wirtschaft. Falls doch, müssen Sie so tun, als wären Sie ein Vertreter.» Ein Lächeln zuckte um ihren Mund. «Der Anzug passt auf jeden Fall. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee?»

Unschlüssig blieb er stehen. Er sollte wirklich gehen. «Gern.»

Sie drehte sich zum Herd und gab ihm damit einen Augenblick Zeit, sich umzusehen. John wusste nicht, was er erwartet hatte, aber das hier war es nicht. An den Wänden hingen ein paar kleine Bilder, ein Bord stand voller Vasen mit halb eingetrockneten Blumen. Augenscheinlich hatte sie versucht, den Raum wohnlich zu gestalten. Aber es war so eng. So dunkel. Waren die Wände etwa ... Er trat näher. Waren die Wände aus Lehm?

John fing ihren Blick auf, sie beobachtete ihn, wie er sich umsah. «Sie haben es nett hier.»

Misstrauisch verengte sie ihre Augen. «Es ist ein Drecksloch. Nichts hier ist nett. Glauben Sie, ich weiß das nicht?»

Alice hob den schweren Topf mit der Kochwäsche vom Herd und stellte stattdessen die Kanne auf. In Frau Westrams Wohnung war es vollkommen still, normalerweise hörte man immer Geräusche durch die Wand, und sie war sicher, dass die Alte dort drinnen stand und darauf lauschte, was bei ihnen vor sich ging. Unauffällig betrachtete sie John Reeven von der Seite. Er war attraktiv, es fiel ihr nicht zum ersten Mal auf, dunkles Haar, dunkle Augen, breite Schultern, so groß, dass er beinahe mit dem Kopf an die Decke stieß. Er versuchte, sich umzusehen, ohne dass sie es merkte. Sie sah ihm an, wie schockiert er von ihrer Wohnung war, und musste sich ein Lächeln verkneifen. Ob ein Mann wie er überhaupt schon einmal ein Haus wie dieses betreten hatte? Schließlich kamen die Menschen aus der Sozialsprechstunde normalerweise zu ihm und nicht umgekehrt. Sie hoffte, dass die Ratten im Flur heute einen ruhigen Tag gehabt hatten.

«Wo wohnen Sie?», fragte sie, während sie die Kaffeedose öffnete.

John drehte sich zu ihr um. «Oh, tatsächlich gar nicht weit von hier.» Er trat ans Fenster. «Wenn das Dach dort nicht wäre, könnte man es fast sehen. Am Feenteich, vorne am Wasser, in dem Haus mit den zwei Türmen.»

«Ah», sagte sie und wusste sofort, welches der palastartigen Gebäude er meinte. «Die Villa mit dem großen Bootssteg hinten und dem Teich im Garten?»

«Genau.»

Plötzlich herrschte eine angespannte Stille zwischen ihnen, sie spürte seine Anwesenheit in der kleinen Küche geradezu körperlich.

«Mama, ich bin fertig!» Rosa drückte zaghaft die Tür auf. «Darf ich rein? Ich sag auch nichts.»

Sie mussten beide lachen.

«Natürlich.»

Rosa hielt ihr das Bild entgegen. «Das ist wunderschön! Zeigst du es Herrn Reeven?»

«John», korrigierte er leise. Dann ging er in die Knie, um das Bild zu betrachten. «Unglaublich», sagte er, ehrlich erstaunt. «Fast noch besser als mein Hund.»

Alice bereitete den Kaffee zu, während Rosa und er sich am Tisch unterhielten. Als sie die Tassen brachte, streifte sie versehentlich seinen Arm. Er fuhr zusammen, für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke. Verwirrung zuckte über sein Gesicht. Oder hatte sie es sich eingebildet? Sie

spürte die Berührung noch, als sie wieder zum Herd ging, wie ein Brennen auf der Haut.

«Zeig bitte Plüsch dein Bild. Und dann weißt du, was du zu tun hast», sagte sie streng, um ihre Verlegenheit zu überspielen, von der sie nicht wusste, wo sie so plötzlich herkam, und drückte Rosa einen Kuss aufs Ohr.

Das Mädchen entwand sich ihr. «Das kitzelt. Plüsch hat es schon gesehen.» Sie ließ sich von der Bank gleiten, nahm ihr Bild, ging zur Ofenklappe, öffnete sie mithilfe eines gehäkelten Handschuhs und warf die Pappe hinein.

John sah entsetzt zu, wie die Flammen nach dem Bild griffen. Rosa hingegen betrachtete scheinbar ungerührt, wie ihr Werk innerhalb von Sekunden vernichtet wurde. Das Feuer warf ein warmes Licht auf ihre runden Wangen.

Alice fing seinen Blick auf, plötzlich wirkte sie müde. «Mein Mann mag es nicht, wenn wir malen.»

«Es ist Zeit-ver-schwendung!» Rosa sprach das schwierige Wort in drei Atemzügen aus und knallte die Ofenklappe zu.

«Verstehe», murmelte er verwirrt. Himmel, er hatte wirklich keine Ahnung, wie man mit Kindern sprach. Hoffentlich würde sich das ändern, wenn er und Evelyn erst Eltern waren.

Rosa sah ihn an, grinste breit und drückte ihre Zunge durch die Zahnlücke.

«Rosa!» Als Alice schallend auflachte, schien etwas in ihm zu verrutschen. John starrte sie an. Warum brachte diese Frau ihn so durcheinander?

«Jetzt werden aber die Zähne geputzt. Es ist langsam Zeit fürs Bett.» Ein wenig fassungslos beobachtete er, wie Alice die Küchenbank aufklappte und eine kleine Matratze herausholte, aus der Strohhalme ragten, dazu eine Decke und ein Kissen, und damit auf der Bank ein Bett herrichtete.

Er räusperte sich, als ihm klar wurde, dass er in Rosas Schlafzimmer saß. «Ich sollte gehen. Bevor ich es vergesse. Ich habe etwas für Sie.» Er zog den Brief aus der Brusttasche, den er bereits seit einer Woche mit sich herumtrug. «Das müssen Sie mir unterschreiben, andernfalls kann ich Sie nicht vertreten.»

«Ich dachte, Sie hätten nicht vorgehabt zu klopfen.»

«Ich hatte ihn für den Fall eingesteckt, dass wir uns draußen zufällig begegnen», log er, ohne mit der Wimper zu zucken.

Alice warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. Sie wurde aus diesem Mann nicht schlau. Vor Kurzem noch hatte er sie unbedingt loswerden wollen, und nun brachte er ihr die Post nach Hause? Seine Miene war undurchdringlich. Schließlich nahm sie das Papier und faltete es auseinander.

*Herrn Dr. John A. Reeven, Rechtsanwalt
erteile ich hierdurch Vollmacht zur Führung des von mir gegen meinen
Ehemann Henk Bloom wegen Scheidung unserer Ehe vom Bande bei dem
Landgerichte oder dem sonst zuständigen Gerichte zu Hamburg angestellten
oder noch anzustellenden Prozesses. Des Weiteren verpflichte ich mich,
meinem gedachten Herrn Bevollmächtigten alle gerichtlichen und
außergerichtlichen Kosten und Auslagen zu erstatten.*

«Natürlich müssen Sie nicht zahlen, das wissen Sie bereits», erklärte er, als er ihr erstauntes Gesicht sah.

«Aber warum steht es dann da?»

Bildete sie es sich nur ein, oder wurde er verlegen? «Es ist immer der gleiche Wortlaut. Beachten Sie es nicht.»

Alice zögerte. Ihre Wangen wurden heiß. Sie hätte es ihm direkt sagen sollen, als er zur Tür hereingekommen war. Warum ließ sie ihn immer noch darüber im Unklaren, dass sie sich längst gegen das Verfahren entschieden hatte?

Er spürte ihr Zögern. «Ich werde alles erst losschicken, wenn Sie bereit sind. Bitte lassen Sie sich vom Wortlaut des Briefes nicht einschüchtern, das Ganze ist reine Formsache.»

Alice nahm den Federhalter, den er ihr hinhielt, und unterschrieb. Sie wusste nicht genau warum, aber sie schaffte es nicht, ihm zu sagen, dass sie es nicht tun würde. Dass sie zu große Angst hatte, das Sorgerecht zu verlieren.

Mit einem zufriedenen Nicken sah er ihr zu. «Und diese Ausführung ist für Sie.» Er hielt ihr eine zweite Version des Briefes hin. Alice unterschrieb auch diese. Das Kratzen auf dem Papier war das einzige Geräusch im Raum.

«Wann immer Sie so weit sind, kann es losgehen.» Er steckte den Umschlag in seine Brusttasche, stand auf, nahm seinen Hut. «Einen schönen Abend, Frau Bloom.» Er lächelte.

«Ihnen auch», sagte sie leise.

Alice lauschte seinen Schritten auf der Treppe. Sein Rasierwasser hing noch im Raum. Sie mochte den dunklen Geruch, ging aber trotzdem rasch zum Fenster und öffnete es, damit Henk später nichts merken würde. Schwer ließ sie sich auf einen Stuhl fallen, saß eine Weile da und starrte auf den Fußboden. Dann nahm sie das Papier, das sie eben unterschrieben hatte, und riss es langsam in kleine Fetzen. Entschlossen öffnete sie die Herdklappe, warf die Schnipsel hinein und sah zu, wie die Flammen sie auffraßen.

* * *

Mariettas Wohnung fühlte sich fremd an. Da war eine Leere zwischen den Wänden, eine Stille. Alice spürte Willies Abwesenheit bei jedem Atemzug.

«Ich hab solche Angst, ihn zu vergessen.» Berties Augen waren rot, die Wangen eingefallen. Wie benommen starrte er vor sich. «Ich weiß schon gar nicht mehr, wie er aussah.»

Marietta legte ihm stumm die Hand auf den Arm. Sie selbst sah immer noch aus, als wüsste sie nicht mehr, wer sie war und was sie hier sollte.

Währenddessen saß Rosa auf dem Boden und beobachtete die beiden verunsichert. Sie stand auf und drückte Plüsch in Berties Hände. «Er tröstet dich», flüsterte sie verlegen.

Überrascht sah Bertie sie an, seine Augen füllten sich mit Tränen. Er nickte, knetete den Bären in den Händen, und ihm entfuhr ein hilfloses Schluchzen.

Am nächsten Tag sollte Willie beerdigt werden. Alice' Hals war so eng, dass sie kaum sprechen konnte. Sie hatte beinahe ein schlechtes Gewissen, dass es Rosa gut ging.

«Mama, bist du auch traurig?» Rosa zupfte sie am Ärmel.

Erstaunt sah Alice sie an. «Natürlich», sagte sie leise.

Forschend betrachtete Rosa ihr Gesicht, und Alice wurde klar, dass sie nicht geweint hatte. Nicht, als Willie starb, nicht, als sie ihn ein letztes Mal wuschen und anzogen, nicht, als er aus der Wohnung geholt wurde und Marietta schreiend zusammenbrach.

War sie so hart geworden, dass sie nicht einmal mehr um einen kleinen Jungen weinen konnte?

* * *

Es wurde eine kleine Trauerfeier auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Rosa saß neben Alice und nahm alles stumm in sich auf. Sie war nie zuvor bei einer Beerdigung gewesen, hatte noch nie jemanden verloren, der ihr nahestand, nun war es ihr bester und einziger Freund. Alice hätte ihr den Schmerz gerne abgenommen.

Sogar Henk war mitgekommen, mit harter Miene saß er neben ihr, aber sie sah, dass auch ihm das Ganze naheging. Während die anderen den Worten des Pastors lauschten, versuchte sie selbst, nicht hinzuhören. Als sie den Kopf drehte, fiel ihr Blick auf eine junge blonde Frau in einer Bank vor ihnen. Sie hielt den Rücken sehr gerade, und für den Bruchteil einer Sekunde war es Alice, als hörte sie jemanden ganz leise und schief summen. Eine Gänsehaut zog ihr über die Arme. Dann bewegte die Frau sich, und Alice sah, dass sie eine Fremde war und kein Geist aus ihrer Vergangenheit. Stumm betrachtete sie das Gesangbuch in ihren Händen und versuchte, die Erinnerungen zu vertreiben, die mit einem Mal auf sie einströmten.

Am Abend holte sie ihren Beutel unter einem der losen Dielenbretter hervor. Darin befand sich ihr wertvollster Besitz: die Stifte und Farben, die sie über die Jahre gesammelt hatte und wie einen Schatz versteckt hielt, dazu einige Bögen unbeschriebenes Papier.

Es war nicht schwer, ihre Hände bewegten sich wie von selbst, fanden Willies Lachen, seine Augen. Als das Bild fertig war, betrachtete sie es lange. Dann ging sie nach oben und legte es Marietta und Bertie vor die Tür. Sie wusste, dass die beiden keine Fotografie von Willie besaßen. Und sie wusste auch, dass Berties Angst begründet war. Man vergaß die Toten.

Man vergaß ihre Stimmen, und man vergaß ihre Gesichter. Auch wenn man das Gefühl für sie nie ganz verlor, war es schrecklich, irgendwann aufzuwachen und nicht mehr ganz sicher zu sein, wie die verstorbene Person einmal ausgesehen hatte.

Sie wusste das nur zu gut.

Manchmal kam er sich hier oben vor wie in einem Gefängnis. Wie Karl III. in seinem Turm, Daidalos, der von König Minos gefangen gehalten wurde. Nur konnte er sich keine Flügel aus Wachs bauen, um mit ihnen davonzufiegen. Er konnte gar nichts mehr, außer lesen und nachdenken. Immerzu nachdenken. Sich erinnern.

Ab und an rollte er seinen Stuhl in den Flur und vor das Treppengeländer und saß einfach da. Hörte zu, wie die anderen lebten. Er kannte alle Geräusche des Hauses, wusste, wie es klang, wenn Julius nachts aus dem Herrenklub kam, zu betrunken, um seinen Mantel aufzuhängen oder die Spülung des Wasserklosetts zu betätigen. Er wusste, wie das Holz der Dielen an langen Sommertagen knackte, wenn es sich in der Hitze dehnte. Er konnte die Wochentage am Rhythmus der Tätigkeiten der Dienstmädchen auseinanderhalten – mittwochs waren Teppiche und Fenster an der Reihe, samstags Waschen und Bleichen, dienstags Böden und Möbel, montags und freitags die Halle und die Matratzen. Zwischendrin war immer wieder der Staubsauger zu hören, dieses neumodische Höllengerät, von dem er stark vermutete, dass es nur angeschafft worden war, um ihn auf langsame und besonders quälende Weise in den Wahnsinn zu treiben.

Eugen lehnte sich im Rollstuhl zurück, blickte aus dem großen Erkerfenster hinaus auf den Feenteich. Ein kleiner Kanal schlängelte sich an der Villa vorbei, am Ufer beugten sich Trauerweiden zum Wasser hinunter. Der Herbsttag war ungewöhnlich warm. Der Garten war idyllisch, still, nichts war zu hören außer ein paar Tauben in den Bäumen. Unten am Steg sah er Marlies sitzen. In Decken gewickelt starrte sie auf das dunkle Wasser. Sie saß oft dort, bewegungslos, grüßte nicht einmal zurück, wenn ein paar Kanus an ihr vorbeiglitten und die Ruderer ihr zuwinkten. Eugen beobachtete sie aufmerksam. Etwas stimmte nicht mit der Frau seines Enkelsohns.

Energisch wendete er seinen Rollstuhl von der schönen Aussicht zurück ins Zimmer. Hier oben gab es nur wenige Möbel, er wollte nicht ständig irgendwo anstoßen. Ein Bett, einen Sessel vor dem Kamin und seinen großen Tisch mit den Zeitungen und Büchern. Er wollte auch nicht, dass die Mädchen alle nase lang hier hochkommen mussten, um zu wischen. Es kam überhaupt

selten jemand zu ihm. Außer Blanche, die ihn immer besuchte, wenn sie im Haus war, es nie versäumte, ihm eine gute Nacht zu wünschen, wichen ihm alle aus.

Eugen wusste, was seine Familie über ihn dachte – und sie hatten recht. Als Geschäftsmann sowie als Patriarch war er gnadenlos gewesen, die Welt hatte ihm zu Füßen gelegen, und er hatte ihr den Fuß in den Nacken gestellt und immer fester zugedrückt. Viele glorreiche Jahre hatte er im Erfolg geradezu gebadet. Und was war geblieben? Er hatte seinen Sohn ins gemachte Nest gesetzt, ihm die Geschäfte überschrieben, und der war mit ihnen davongaloppiert. Er hatte Gesa gut verheiratet. Und jetzt? War er weg vom Fenster. Abgemeldet. Vollkommen überflüssig.

Die Uhr auf dem Kaminsims tickte. Burchard schmatzte leise im Halbschlaf. Er nahm die Zeitung, aber statt zu lesen, starrte er vor sich hin.

Es war eine gute Entscheidung gewesen, nach dem Tod seiner Frau zu Gesa zu ziehen. Hier war er wenigstens nicht allein. Aber er hatte sich seinen Lebensabend anders vorgestellt. Voller. Landpartien, lange Monate an der Riviera, Jagdgesellschaften mit dem Kaiser. Ein sich genüsslich dehnendes Ausklingen des Lebens. Er hatte nicht mit seinem Körper gerechnet, mit diesem rapiden Verfall. Die Haut hing ihm buchstäblich von den Knochen, er konnte beinahe dabei zusehen, wie er dünner und klappriger wurde. Manchmal lag er nachts wach und bildete sich ein, zu hören, wie sein Rücken sich weiter verkrümmte. Seit Jahren befand er sich im freien Fall, er fiel und fiel, in ein dunkles Loch hinein, war gefangen in einer Spirale aus Schmerzen und immer gleichen Tagen, die nur auf eines hinausliefen: den Tod.

Langsam begann er, ihn herbeizusehnen. Aber manchmal, an guten Tagen, war da noch dieser Funke, dieser Hunger nach Leben. Nach einer Aufgabe. Und gerade jetzt, da alle Zeichen auf Sturm standen ... Eugen schob die Zeitung beiseite. Heute konnte er sich nicht konzentrieren.

Es braute sich etwas zusammen am Horizont Europas. Viele waren zu blind, um es zu sehen, zu gutgläubig, voller Vertrauen in die gegebene Weltordnung, waren noch zu jung, um zu erkennen, dass die scheinbare Unumstößlichkeit der Dinge nur eine Momentaufnahme war. Alles veränderte sich, immer. Er sah es. Er verbrachte den Tag damit, die Zeitungen und Tageblätter zu studieren, aus Paris, London, Wien, sogar New York. Sein Körper mochte aufgegeben haben, aber sein Verstand wollte die Dinge durchschauen, er

konnte gar nicht anders. Er hatte die Ohren gespitzt, hielt die Nase in den Wind. Etwas kam. Etwas Großes. Das sagte ihm sein Gespür.

Sein Gespür sagte ihm auch, dass die seltsame Krankheit, die Theodor befallen hatte, ernster war, als sie scheinen mochte. Hände wurden nicht einfach taub, und wenn etwas seinen Schwiegersohn dazu brachte, sich täglich nach dem Frühstück wieder hinzulegen, dann musste es ernst sein. Theodor war seit Wochen nicht zur Arbeit gegangen. Der Arzt hatte ihn auf eine scheußliche Diät gesetzt. Eugen hatte kürzlich den Fehler begangen, zum Abendessen hinunterzufahren, und in der Konsequenz dabei zusehen müssen, wie Theodor mit leidender Miene die dicke Ölmayonnaise in sich hineinlöffelte, die ihm gegen seine Gallensteine helfen sollte. Es hatte ihm den Appetit verdorben. Sowieso glaubte er nicht an Gallensteine, unter denen hatte er selbst schon oft genug gelitten. Nein, Theodor war ernsthaft krank.

Was, wenn er ausfiel, lange, vielleicht für immer? Eugen zündete sich eine Zigarre an, paffte bedächtig vor sich hin, beobachtete den aufsteigenden Rauch.

John war fürs Familiengeschäft der Reeves nicht einsetzbar, er hatte sehr deutlich gemacht, dass es ihn nicht interessierte. Und Julius war ein Luftikus. Nicht dumm, keiner seiner Nachfahren war dumm. Aber jähzornig, stolz, viel zu verletzbar. Keine guten Eigenschaften für einen Mann. Wenn man führen wollte, brauchte man nicht nur eine feste Hand, man musste auch sich selbst unter Kontrolle haben. Eugen hatte sich in die Angelegenheiten der Reeves nie eingemischt. Aber bisher war das auch nicht nötig gewesen ...

Langsam drehte er den Rollstuhl herum und rollte zur Klingel an der Wand. Burchard trottete sofort neben ihn, und er ließ seine knochige Hand auf dem warmen Schädel der Dogge ruhen. Natürlich war er selbst viel zu krank und zu schwach, um ernsthaft etwas zu unternehmen. Aber das musste er ja auch nicht. Es reichte, diejenigen zu beeinflussen, die das Sagen hatten.

«Heinrich!», brüllte er, noch bevor er an der Klingelschnur zog.

Der Diener kam schon nach wenigen Sekunden die Treppe heraufgeeilt. Wie immer sah er ihm ein wenig ängstlich entgegen, und Eugen fragte sich, was der Mann erwartete. Dass er ihm den Hosenboden versohlte, weil er nicht schnell genug gewesen war? «Sie wünschen?»

«Sagen Sie meinem Enkel, dass ich ihn sprechen möchte, wenn er von der Arbeit kommt.»

«Mit Verlaub, welchem ...»

«Julius», schnauzte Eugen und wandte sich schon wieder seinem Tisch zu.
«Julius, natürlich. Nun gehen Sie schon.»

«Sehr wohl!»

Heinrich entfernte sich lautlos, und Eugen rollte an seinen Stammplatz zurück, schlug das *Tageblatt* aus Berlin auf und begann zu lesen.

* * *

Wie hässlich man im Wasser aussah. Marlies Reeven betrachtete ihr verzerrtes Spiegelbild in der Marmorschüssel. Mit spitzen Fingern gab sie Thymolseife und Eichenrinde hinein, sah zu, wie sich beides im Wasser verteilte und ihr Gesicht sich auflöste. Schließlich tauchte sie langsam die Hände in die Schüssel. Das Wasser war angenehm warm, sie schloss die Augen, genoss den leisen Schauer, der ihr über den Rücken zog. Neben ihr lag ein Buch, *Praktische Anleitung zum Imponierenden Auftreten* von Dr. med. W. Gebhardt. Sie hatte es in Julius' Regal gefunden und entdeckt, dass es auch Kapitel für Frauen enthielt, die einem ganz genau erklärten, wie man Figur und Jugendfrische erhielt. Seither war das Buch ihre Bibel geworden. Leider stand darin nicht, wie lange man die Hände einweichen sollte, also wartete sie zehn Minuten, beobachtete die Zeiger der kleinen Schweizer Uhr auf der Kommode. Irgendwo im Haus hörte sie Gesa schimpfen. Blanche sang mal wieder, die Töne von *Let Me Call You Sweetheart* zogen durch die Räume. Marlies war nicht besonders gut im Englischen, Französisch lag ihr mehr, aber in Hamburg war man verrückt nach allem Britischen, jeder, der etwas auf sich hielt, hatte mindestens einen englischen Spleen, und wenn man so gut sprach, dass man für einen Engländer gehalten wurde, kam das einem Ritterschlag gleich. Es war ihr ein Rätsel. Genauso wie Blanchés ständige gute Laune. Immerzu übte sie etwas, sang etwas, las etwas, malte etwas, ging allen mit neuen Ideen und Besessenheiten auf die Nerven. Sie explodierte geradezu vor Lebensdrang. Marlies selbst konnte stundenlang sitzen und in den Garten starren.

Sie betrachtete ihre Hände im Wasser. Etwas schrumpelig sahen sie aus, aber ansonsten wie immer. Dr. Gebhardt widmete ein ganzes Kapitel dem Thema Schweiß. Unter der Überschrift *Ekelhafte Fehler* erläuterte er ausführlich, was man tun musste, wenn man von dem Leiden befallen war. Natürlich trug sie meist Handschuhe, niemand außer Julius hätte es überhaupt

bemerken können, wenn sie ab und an feuchte Hände hatte. Aber was hatte sie sonst schon zu tun?

Marlies hob die tropfenden Finger aus dem kleinen Porzellanbecken und legte sie auf das frisch gewaschene Frottier-Handtuch, das Helene für sie ausgebreitet hatte. Sie tupfte die Finger trocken und schnupperte vorsichtig an ihren Handflächen. Sie roch nicht das Geringste, das war schon mal ein gutes Zeichen. Natürlich hatte sie keine Ahnung, ob man vorher etwas gerochen hatte, sie hatte vergessen, es zu überprüfen. Dann nahm sie die kleine Flasche, deren Inhalt sie sich in der Apotheke hatte anmischen lassen: essigsaure Tonerde, Wasser und Äther, schüttelte ein paar Tropfen heraus und rieb sich die Hände damit ein. Es stank, und es brannte. Als sie unvermittelt den Blick hob, sah sie sich selbst im Spiegel über der Frisierkommode. Sie zuckte zurück. Wie eine Hexe sah sie aus. Eine verbitterte alte Hexe. Sofort bemühte sie sich, ihre Züge zu glätten, ihnen wieder jenen leicht gelangweilten Ausdruck zu verleihen, den sie sich angewöhnt hatte, um nicht nach außen dringen zu lassen, wie es wirklich in ihr aussah. Wie die Leere sie aushöhlte. Die Leere und die Angst davor, dass diese Leere alles war, was ihr blieb.

Das Schlimme war, dass sie Julius freiwillig geheiratet hatte. Ehen wurden schließlich nicht mehr erzwungen, sie wurden arrangiert. Ihre Eltern hätten sie niemals gedrängt, einen Mann zu nehmen, den sie nicht wollte.

Nur war keiner gekommen, den sie wollte.

Nicht so, wie sie es sich immer vorgestellt, es sich von jedem Ball, jedem Kuraufenthalt, jedem Theaterbesuch erhofft hatte. Es war einfach nicht passiert.

Im Rückblick kam es ihr vor, als hätte ihr Leben immer nur aus Warten bestanden. Alles lief doch darauf hinaus: einen Mann finden, eine Familie gründen. Alle Bücher, die sie las, alle Gedichte, alle Träume drehten sich darum. Jedes Kleid, das sie kaufte, diente dazu, sie für diesen Zweck möglichst attraktiv zu machen, jeder Morgen, den sie sich frisieren und pudern ließ, konnte der Morgen des Tages sein, an dem sie *ihn* kennenlernte.

Sie wurde älter und älter, zwanzig, einundzwanzig. Verehrer kamen – und gingen wieder, weil ihre Umwerbungsversuche an ihr abperlten. Das Geschwafel über Automobile und Regatten interessierte sie nicht, sie konnte die feuchten Hände und den Weinatem nicht ertragen. Keiner war *er*, sie waren nicht der, auf den sie wartete. Ihre Freundinnen verlobten sich,

verschwanden aus dem immer kleiner werdenden Kreis der noch Unvermählten.

Die Panik hatte ihr langsam den Hals zugeschnürt. Was, wenn er einfach nicht kam, wenn nur sie allein niemanden fand? Was sollte sie als Frau dann tun? Klavier spielen?

Trotzdem hatte sie weiter gewartet.

Dann war sie dreiundzwanzig geworden, und ihre Eltern hatten sie beiseitegenommen und ein ernstes Wort mit ihr geredet. Sie hatten nichts gesagt, was sie nicht selbst bereits wusste – «Du wirst nicht jünger», «Irgendwann ist es zu spät», «Die Leute reden schon», «Wenigstens verloben» ... Es war erniedrigend gewesen, die eigenen Gedanken aus dem Mund anderer zu hören. Plötzlich war sie nicht mehr die schöne Tochter aus gutem Hause, sie war eine Peinlichkeit, etwas, das nicht funktionierte, wie es sollte. Zwei Jahre mehr oder weniger bedeuteten den Unterschied zwischen begehrenswert und übrig geblieben.

Am nächsten Tag hatte ihre Mutter noch einmal allein und ungewohnt streng mit ihr gesprochen. «Liebe gibt es in Büchern, Marlies.» Ihre kalten Finger hatten sich in ihren Unterarm gebohrt. «Manche haben vielleicht das Glück, sie in der Ehe zu finden, aber ihr jungen Mädchen habt euch von euren Schmonzetten den Kopf verdrehen lassen. Die Liebe einer Frau gilt in erster Linie ihren Kindern. Du wirst den Mann, auf den du wartest, nicht finden. Weil es ihn nicht gibt. Je eher du das verstehst, desto besser.»

Julius war ihr gerade zum richtigen Zeitpunkt über den Weg gelaufen – oder zum falschen. Wie man es nahm.

Wenn es schon jemand sein musste, den sie nicht liebte, dann wenigstens der Beste, den sie finden konnte. Julius sah so gut aus, kräftig, hochgeschossen, mit blonden Locken. Und diese Ausstrahlung! Er betrat einen Raum nicht einfach, er wirbelte hinein, seine Stiefel knallten immer etwas zu heftig auf den Boden, seine Stimme war immer einen Tick zu laut, seine Augen flirrten umher, stets auf der Suche nach Abwechslung, nach Amüsement, nach – wie sie erst zu spät verstand – der nächsten schönen Frau. Inzwischen hasste sie diese Großspurigkeit, die sich auf nichts gründete. Was hatte er schließlich schon vorzuweisen? Blaue Augen und ein gemachtes Nest, in das er sich kuschelte. Aber damals hatte sie gesehen, wie er ihren Freundinnen imponierte, und wollte ihn haben. Sie hatte sich selbst gar nicht wiedererkannt, ihre Stimme, wenn er da war, dieses katzenhaft Kokette.

Instinktiv hatte sie gespürt, dass er gerne eroberte, und sich rargemacht, durchblicken lassen, dass es da durchaus noch andere gab und er sich schon ein bisschen anstrengen musste.

Und das hatte er getan!

Aber statt des Glücksgefühls und der Erleichterung, die sie erwartet hatte, war nach der Hochzeit die Leere in sie eingezogen. Plötzlich war alles anders. Sie hatte eine Entscheidung getroffen, die sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Und wachte jeden Morgen neben einem Fremden auf.

Sie kannten sich überhaupt nicht. Und sie mochte ihn nicht. Eines Tages wurde es ihr schlagartig klar. Er war ihr einfach nicht besonders sympathisch.

Sie vermisste ihr altes Leben, ihr Zuhause, ihre Familie. Der Gedanke an Kinder erfüllte sie mit Grauen. Sie hatte keine Fürsorge in sich, wie sollte sie sich um ein kleines, hilfloses Wesen kümmern? In der Zukunft sah sie nichts, worauf sie sich freuen konnte. Mann und Haus waren abgehakt, die Kinder, ob sie wollte oder nicht, würden wohl irgendwann auch kommen. Und dann? Sollte sie sich bis an den Rest ihres Lebens so fühlen? So vollkommen taub?

Es klopfte an der Tür des Schlafzimmers. Schnell zog sie die Schiebetür des En-suite-Bades hinter sich zu. «Herein?»

Gesa war im Raum, bevor das Wort verhallte. Wie immer schnellte ihr Blick suchend über Bett und Kommoden. Marlies unterdrückte einen Seufzer. Ihre Schwiegermutter war der neugierigste Mensch, den sie kannte. Was glaubst du, hier zu finden, dachte sie müde. Die Scherben unserer Ehe liegen nicht auf dem Teppich.

Gesas Lächeln hatte etwas Lauerndes. «Störe ich?»

Ja, dachte sie. «Du störst mich nie.» Marlies biss sich auf die Lippen. «Ich ... lese!»

Gesas Augen wischten zu dem Roman auf dem Nachttisch. Er war nicht aufgeschlagen. «Ich wollte fragen, ob du heute Abend mit uns probst. Theodor wird leider nicht teilnehmen können, aber wir wollen es dennoch versuchen.»

Das dämliche Theaterstück, sie hatte es vollkommen vergessen. Allein der Gedanke, vor allen so tun zu müssen, als hätte sie Spaß daran, für seine Hochzeit zu proben, drehte ihr den Magen um.

«Wir sind alle dabei. Sogar John.»

Erschrocken hielt sie inne, aber Gesas Lächeln war vollkommen unschuldig.

«Natürlich. Ich mache mit.» Marlies nickte verkrampft. Später konnte sie sich immer noch rausreden. «Wie geht es Theodor?»

Gesa schien in sich zusammenzufallen. «Es ist ein Auf und Ab.» Sie sah über die Schulter in den Flur, als hätte sie Angst, ihr Mann könnte sie hören. «Gestern war es etwas besser, aber heute ist er wieder furchtbar schwach. Dr. Blaustin sieht gerade nach ihm. Aber so wirklich scheint er auch nichts zu wissen.»

Marlies trat auf sie zu und drückte tröstend ihren Arm. «Es ist sicher nichts Ernstes.»

Dankbar lächelte Gesa. «Ich rufe dich dann.»

Einen Augenblick später schloss Marlies hinter ihr die Tür und atmete gequält aus. Aber sie hatte es doch ganz gut hinbekommen, so zu tun, als wäre sie normal.

Ob es Theodor schlecht ging oder nicht, war ihr vollkommen gleichgültig. Trotzdem hatte sie nicht vergessen, was Höflichkeit war. Sie mochte ihn sogar, auf eine gewisse, unemotionale Weise. Dass er krank war, tat ihr leid, auch wenn sie bei dem Gedanken daran nichts fühlte, aber das war nichts Neues. Sie fühlte generell nicht mehr viel.

Außer bei John.

Ihre Obsession hatte langsam begonnen. Doch dann war sie ihr schnell entglitten. Sie begriff nicht, wie die beiden Brüder sein konnten, John hatte nichts von Julius' angeberischem Gehabe. Er war überlegt, unterkühlt zuweilen, aber er strahlte diese unerschütterliche Ruhe aus, die sie beinahe um den Verstand brachte. Und diese Wärme, die er meist für seine Schwester und seine Mutter reservierte. Sie hätte sich den rechten Arm dafür abgehackt, wenn er nur einmal so mit ihr gesprochen, einmal sie so angesehen hätte.

Sie hatte es gewusst, dass es die Liebe doch gab. Aber sie hatte sie sich vollkommen anders vorgestellt. Dieses magenumdrehende, unerklärliche, verzehrende Gefühl, das irgendwo aus ihrer Mitte zu kommen schien und doch nichts mit ihr zu tun hatte, so fremd kam es ihr manchmal vor. Sie konnte es nicht abstellen oder sonst irgendwie beeinflussen, und je mehr sie sich davon zu befreien versuchte, desto tiefer verwickelte sie sich. Sie musste dabei zusehen, wie John sich verlobte, musste ihm jeden Tag über den Weg laufen, musste mit ihm am Tisch sitzen, es ertragen, ihm vollkommen gleichgültig zu sein. Er nahm sie gar nicht richtig wahr – und ihr lief eine Gänsehaut über den Rücken, wenn sie nur seine Stimme im Flur hörte.

Manchmal versuchte sie, sich einzureden, sie wäre so besessen, weil sie nichts anderes zu tun hatte. Ihre Gedanken mussten sich ja mit etwas beschäftigen, und da war die willkürliche Wahl eben auf ihn gefallen.

Aber es war mehr.

Das Einzige, wovon sie noch träumte, war er. Sie stellte sich vor, wie er sie eines Tages bemerkte, sie mit diesem Blick ansah, den er bekam, wenn er genau zuhörte oder ihn etwas sehr interessierte. Plötzlich verstand er, wer sie war. Er würde sich genauso nach ihr verzehren wie sie sich nach ihm, nein, schlimmer noch, er würde grausam leiden! Weil sie unerreichbar war, die Frau seines Bruders, seine Schwägerin, und weil er in seinem Kern so schrecklich korrekt war und niemals etwas Verbotenes tun würde. Natürlich würden sie sich irgendwann ihre Liebe gestehen – weil es nun einmal das Wesen der Liebe war, dass man ihr nicht entkam –, er zuerst und dann sie, und es wäre shakespearehaft verboten, dramatisch, vollkommen undenkbar, wahnsinnig aufregend.

Das Ganze hatte in ihrem Kopf verschiedene Enden, die sie immer wieder durchspielte; in den meisten brannten sie zusammen durch. Sie setzten sich nach Italien ab, lebten ein glückliches Leben außerhalb der Gesellschaft, in dem sie auf zauberhafte Weise alles hatten, was sie brauchten. Entkamen dem ewigen Hamburger Nieselregen und den immer gleichen Gesprächen. John würde alles für sie aufgeben, irgendwo eine eigene Kanzlei eröffnen, wenig verdienen und trotzdem zufrieden sein. Manchmal sah sie sogar Kinder. Und auch wenn sie in den Träumen blass blieben, kleine, engelhafte Gestalten, die nur Konturen hatten statt echter Gesichter, hatte sie keine Angst vor ihnen. Mit ihm wäre es anders. Sogar die körperliche Liebe wäre anders. Sie wusste, dass Frauen es genießen konnten, sie war nicht naiv, sie las, sie hörte zu, sie hatte Fantasie.

In der letzten Zeit hatte sie begonnen, geradezu krankhaft an sich zu arbeiten. Sie musste schön bleiben, jung, begehrenswert, damit hielt sie sich am Leben: mit der irrsinnigen Hoffnung, dass alles eines Tages wahr werden würde.

Endlich würde sie leben.

Wenn sie aus einem dieser Tagträume erwachte, sich erinnerte, wo und wer sie war, konnte sie es kaum ertragen. Und wenn Julius zum falschen Zeitpunkt hereinkam, konnte sie den Hass, mit dem sie ihn ansah, kaum noch verbergen. Alles, was er sagte, alles, was er tat, ging ihr auf die Nerven.

Denn sie hatte den falschen Bruder geheiratet.
Und es gab nichts, was das ändern würde.

* * *

Das Licht der Herbstsonne fiel durch die Glasrosetten im Fenster und malte bunte Muster auf den Teppich. Nachdenklich stieg Dr. Blaustin die Treppe der Reeven-Villa hinab. Das Haus ruhte in nachmittäglicher Stille, es roch nach Gulasch, und er ertappte sich bei der Hoffnung, zum Abendessen eingeladen zu werden. Theodors Zustand hatte sich in den letzten Wochen zusehends verschlechtert, und wenn er ehrlich zu sich selbst war, machten ihn die Symptome ratlos. Er hatte nicht die leiseste Vermutung, um welche Krankheit es sich handeln könnte. In wachsender Unruhe hatte er begonnen, Bücher und Fachzeitschriften zu durchkämmen, Kollegen zu befragen, aber bisher war er auf nichts gestoßen, das einen Hinweis geben könnte. Die Reeves begannen, ihn seltsam anzusehen, ihre Fragen wurden kritischer, die Blicke zweifelnder. Es erfüllte ihn mit schwelender Wut, dass sie es wagten, seine Autorität infrage zu stellen. So ging man nun einmal vor: Man versuchte, Möglichkeiten auszuschließen. Glaubten sie vielleicht, er konnte in seine Patienten hineinschauen und wusste dann sofort, was ihnen fehlte?

Als er den fröhlichen, leicht schiefen Sopran vernahm, der durchs Haus wehte, verlangsamte er seinen Schritt. Blanche!

Automatisch drückte er die Schultern durch, sein Herz schlug einen Takt schneller. Er folgte dem Gesang über die Flure, fand sie schließlich am Piano sitzend, vom warmen Licht der Nachmittagssonne überspült, das hinter ihr durch die hohen Bogenfenster drang und ihre Haare golden leuchten ließ. Sie wurde mit jedem Jahr schöner. Alles an ihr war bezaubernd, die Art, wie sich ihr Oberkörper zu den Bewegungen ihrer Finger hin und her wiegte, wie sie all ihre Gefühle in die Musik legte. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er sich Hoffnungen gemacht hatte, aber das Studium hatte ihn zu sehr vereinnahmt, und dann war sie schon verlobt gewesen.

Sie hatte ihn nicht gehört, und eine Weile stand er einfach da und badete in ihrem Liebreiz. Dann öffnete sie die Augen. Bei seinem Anblick verstummte sie sofort, das Klavier gab einen gequälten Ton von sich.

Mit einem Stirnrunzeln stand sie auf. «Herr Doktor! Wie geht es meinem Vater?»

«Sie haben eine wunderbare Stimme, meine Liebe. Wie ein Engel. Singen Sie doch ruhig weiter.»

«Ich übe nur.» Bescheiden winkte sie ab. «Papa hat sich gestern ganz und gar nicht wohlgefühlt. Wir machen uns wirklich Sorgen.»

Diese kleine Nase, diese Augen, so fürsorglich und gleichzeitig so aufgeweckt. «Meine Liebe, es ist alles unter Kontrolle. Er braucht nur ein wenig Ruhe. Ihr Vater ist nicht mehr der Jüngste, da kommt es ab und an vor, dass das System einen Schluckauf kriegt.»

«Aber was ist mit dem Taubheitsgefühl?»

Wie das Kleid sich an ihren Körper schmiegte, es war kaum zu ertragen. «Nur eine Verspannung der Muskeln.»

«Und die Müdigkeit?»

«Eine Begleiterscheinung des Alters. Machen Sie sich keine Gedanken in Ihrem hübschen Köpfchen.»

Konsterniert starrte Blanche den Arzt an. Hatte er das eben wirklich gesagt? Sie spürte, wie ihr Herzschlag sich vor Ärger beschleunigte.

«Und was ist Ihr Plan? Was haben Sie vor?» Sie fragte sich instinktiv, wie lange er schon im Türrahmen gestanden und sie beobachtet hatte.

Dr. Blaustin musterte sie einen Moment, sein Blick glitt für ihren Geschmack zu lange über ihren Körper. «Eine Anpassung der Diät, Ruhe, Schonung der Muskeln. Er wird schon bald wieder der Alte sein.»

«Papa legt sich nie tagsüber hin, und jetzt ist er fast jeden ...»

«Meine Liebe!», unterbrach er sie, sein Ton eine Spur kühler als zuvor. «Ich gehe doch recht in der Annahme, dass Sie kein Studium der Medizin absolviert haben?» Er lachte leise.

Erschrocken hielt Blanche inne. Es wussten nicht viele davon, aber so rhetorisch, wie die Frage sich anhören mochte, war sie möglicherweise nicht. Sie hatte sich tatsächlich beworben. An der Universität, für das Studium der Medizin. Vor nun beinahe fünf Jahren. Heimlich natürlich. In Preußen, Hessen und Thüringen. Und sie hatte nie eine Antwort auf ihre Schreiben bekommen, keine einzige.

Wahrscheinlich hatte sie alles falsch gemacht, war das Ganze naiv und dilettantisch angegangen. Aber wenn man sich heimlich bewerben musste und keine Ahnung hatte von den Zulassungsbedingungen, hatte man eben keine große Handhabe. Als die Wochen vergangen waren und dann die

Monate und das bange Warten langsam in die Erkenntnis umschlug, dass sie nicht einmal einer Antwort würdig war, geschweige denn einer Zusage, war etwas in ihr zerbröckelt. Eine heimliche Hoffnung, von der sie erst verstand, wie groß sie eigentlich gewesen war, als sie enttäuscht wurde.

«Ich wollte nur darauf hinweisen, dass mein Vater ...»

«Meine Liebe», fiel er ihr schon wieder ins Wort. Er trat auf sie zu, fasste ihre Hände und umschloss sie mit den seinen. «Es ist rührend, wie sehr Sie sich Gedanken machen. Was wären wir ohne die weibliche Fürsorge.» Er lächelte schief, tätschelte ihr den Arm. Fassungslos sah sie auf seine Hand hinunter. «Es gibt keinerlei Grund zur Beunruhigung. Ihr Vater erhält bei mir die bestmögliche Behandlung.»

Es kostete sie alle Kraft, sich nicht loszureißen. «Wunderbar!» Sie verlieh ihrer Stimme einen herzlichen Klang. «Dann bringe ich Sie zur Tür. Sie haben es sicher eilig.»

Bedauernd verzog er das Gesicht. «Aber keineswegs, für Sie habe ich doch immer Zeit ... Möchten Sie nicht noch ein wenig für mich singen? Ich höre es doch so gern!»

Ihr Lächeln war zuckersüß. «Bedaure. Ich singe nur für meinen Mann.»

* * *

Hatte die Halle schon immer diese rot-weiß gemusterten Fliesen? Julius stolperte über seine eigenen Füße, konnte sich gerade noch am Hutständer festhalten, sonst wäre er der Länge nach aufs Gesicht geknallt. Einen Moment war er sich tatsächlich nicht sicher, im richtigen Haus gelandet zu sein, es war nach Mitternacht, und die Lichter waren gelöscht. Dann aber gewahrte er das in Öl gebannte Gesicht seiner Großmutter, das missbilligend vom Treppenabsatz auf ihn herabsah.

«Ah, unbestreitbar die Reeves-Residenz.» Er salutierte vor dem strengen Blick Anita Reeves, die Gesa nach deren Tod vom Salon hierher in die Halle verbannt hatte, weil sie «den alten Sauertopf», wie sie ihre verblichene Schwiegermutter nannte, nicht ständig anschauen wollte.

Er war schon halb die Stufen hinauf, da erinnerte er sich, dass er ja nicht länger in seinen Jugendzimmern im ersten Stock wohnte, sondern im Parterre. Mit seiner Frau.

Kurz überlegte er, ob er nicht einfach trotzdem nach oben gehen und sich in sein altes Bett legen sollte, aber dann fiel ihm ein, dass dort renoviert wurde, weil Evelyn und John nach der Hochzeit den ersten Stock beziehen würden, bis sie ein eigenes Haus fanden.

«Der reinste Taubenschlag hier», murmelte er bitter und kehrte um, verfehlte eine Stufe, konnte sich gerade noch am Geländer festhalten. Er lachte auf, setzte sich auf die Treppe, um durchzuatmen. Gott, er hatte Hunger. Plötzlich zog ihn ein unsäglicher Appetit auf geradem Weg in die Küche. Als er die Tür aufstieß, entfuhr ihm ein wohliges Grunzen. Es roch nach Schinken und Kuchen.

«Wer da? Weeeeer da?»

Ein Kreischen ließ ihn zusammenfahren. Natürlich, der blöde Papagei. Polly lugte mit ihren kleinen schwarzen Knopfaugen zu ihm hinaus. Der Bruder der Köchin war Seemann und hatte ihr den Vogel vor ein paar Jahren geschenkt. Seitdem lebte das Vieh in der Küche in einem kleinen Käfig. Die Angestellten vergötterten Polly, brachten ihr immer neue Wörter bei, fütterten sie mit Zwieback und Aprikosen. Sogar sein Vater hatte einen Narren an dem Tier gefressen und ließ es gerne auf seiner Hand sitzen.

«Guten Abend. Guten Aaaabend», krächzte Polly, und Julius verpasste dem Gitter einen Schlag mit der flachen Hand.

«Halt die Klappe», knurrte er und warf das Tuch, das halb heruntergerutscht war, wieder über den Käfig. Wenn es dunkel wurde, verstummte Polly sofort. So schlau, wie alle behaupteten, konnte das Biest also nicht sein.

Auf der Anrichte standen Plunder. Sie waren noch warm, rochen so gut, dass er gleich zwei auf einmal aß, einen in jeder Hand. Der rote Kirschsaft tropfte ihm über die Finger. Beim Kauen glotzte er stumpfsinnig nach draußen in den dunklen Garten. Nach den Plunderstücken säbelte er sich vom Brot ab, suchte fluchend die Butter, fand sie schließlich im Schrank, schnitt dicke Scheiben von der Salami und stopfte sie sich zusammen mit dem Brot in den Mund. Noch zwei gekochte Eier hinterher, und langsam kam die Sättigung. Es gab doch nichts Besseres, als sich nach einer guten Zecherei so richtig vollzustopfen.

Und noch ein bisschen Zeit zu schinden.

Irgendwann stellte er fest, dass er auf dem Küchenboden saß und ins Leere starrte. Hoffentlich schlief sie schon. Wie konnte es sein, dass ihm davor

graute, in sein eigenes Schlafzimmer zu gehen und seine Frau zu sehen? Und das nicht einmal zwei Jahre nach der Hochzeit. Stöhnend stand er auf, verpasste der halben Salami einen Tritt und klopfte sich die Krümel von der Hose, nahm sich ein weiteres Plunderstück, um es auf dem Weg zu essen, wandte sich um und stieß dabei gegen die Platte. Laut scheppernd fiel sie zu Boden, und das Gebäck verteilte sich über die Fliesen.

«Verdammt.» Er bückte sich, um die Bescherung einzusammeln, aber beinahe sofort überkam ihn eine Welle des Schwindels. Mit großer Mühe kämpfte er den Brechreiz zurück. Fluchend rappelte er sich wieder hoch und stolperte aus der Küche.

Die Tür schabte über den Teppich. Er warf sie hinter sich zu und knipste das Licht an. Kein Grund, leise zu sein, sie schlief ohnehin nicht. Sie schlief nie, wenn er abends wegging. Sie wartete, lauerte, um ihn mit ihren Fragen, ihrem Eisgesicht und ihren ewigen unterschwelligen Anschuldigungen in den Wahnsinn zu treiben.

«Guten Abend, Darling!», rief er theatralisch und stolperte zwei Schritte in den Raum. Dann entfuhr ihm ein entsetzter Laut. Da, wo eigentlich seine Frau sein sollte, lag ein seltsames Wesen. Es trug einen Ledergurt um den Kopf, der an der Stirn mit einem Riemen befestigt war und über die Wangen zum Kinn verlief, wo er in einer dicken Ausbuchtung endete. «Was soll das jetzt wieder?» Schlagartig war er um ein paar Promille nüchterner. Nun fiel ihm auch der Gestank auf, wie in einer Apotheke roch es hier. Hatte sie versucht, sich einzupökeln? Ihr Schönheitswahn nahm ihr alle Anmut, allen Liebreiz. «Kannst du mir das bitte erklären?»

Marlies öffnete die Augen. Sie war nicht zusammengezuckt, also hatte er recht gehabt. Sie tat nur so, als würde sie schlafen.

«Wie siehst du aus?», knurrte er.

«Das ist eine Bandage zur Korrektur der Kinnstellung», erwiderte sie kalt. «Das sieht man doch.»

Er brauchte etwas, bis ihre Worte zu ihm durchdrangen. Das lag einerseits an dem Dröhnen in seinem Kopf, andererseits daran, dass sie wegen der Bandage kaum den Mund zu öffnen vermochte und die Worte nur verzerrt aus ihr herauskamen.

Sie hatte sich noch immer nicht bewegt, mit starrem Blick musterte sie ihn. «Du hast Soße am Kinn.»

Ärgerlich fuhr er sich mit beiden Händen übers Gesicht.

«Und am Hemd», fügte sie hinzu und schaffte es irgendwie, ihre Miene nicht zu verändern und trotzdem abfällig zu gucken.

Jetzt erst fiel ihm die zweite Seltsamkeit an ihr auf. Ihre Hände lagen ausgestreckt auf der Bettdecke – sie steckten in weißen Handschuhen. «Und was soll *das*, zur Hölle?» Mit einem Mal wurde er wütend. Warum konnte sie nicht einfach normal sein, wie alle anderen Ehefrauen ohne Gurte und Handschuhe und Cremes und Puder einschlafen und sich, wenn er mitten in der Nacht betrunken heimkam, an ihn schmiegen und die Beine öffnen. «Warum, bitte, siehst du aus wie Frankensteins Monster?»

«Der Puder muss über Nacht einwirken.» Sie schloss wieder die Augen, als wäre es das Normalste auf der Welt.

«Ahhh!» Er schlug sich gegen die Stirn. «Na, da hätte ich ja auch gleich drauf kommen können.»

«Stimmt», erwiderte sie, ohne die Augen zu öffnen.

Er hätte sie gerne geschüttelt. Hätte ihr am liebsten dieses merkwürdige Gestell vom Kopf gerissen, die Handschuhe in den Kamin gefeuert und all ihre Cremes und Salben, Puder und Wässerchen gleich hinterher. Verzweifelt fragte er sich, wo die Frau hin war, die er geheiratet hatte. Marlies war so selbstbewusst gewesen, das hatte er am meisten an ihr gemocht. Und jetzt dokterte sie ständig krampfhaft an sich herum, schaute seufzend in den Spiegel, zog sich an den Wangen, als hätte sie Angst, sie würden ihr abfallen, begutachtete ihr Kinn, als würde sie es sich am liebsten aus dem Gesicht schneiden.

Er hatte schmerzhaft feststellen müssen, dass es das eine war, eine Frau auszuführen, ihr im schummrigen Licht von Restaurants und Theaterlogen zu begegnen, auf Bällen mit ihr zu tanzen, in halb betrunkenem Zustand mit ihr zu schäkern, und das andere, sie jeden Tag um sich zu haben.

Beinahe schlimmer noch war aber, dass es auch ihn in zwei Versionen gab: Es gab den, der er vorgab zu sein. Und den, der er war. Und dass sie langsam, aber sicher, Tag für Tag, Nacht für Nacht ein Stückchen mehr den wahren Julius kennenlernte und der jugendhafte Charmeur, der er zu sein versuchte, in den Hintergrund trat, machte etwas mit ihm. Seine vielen kleinen Unzulänglichkeiten, seine schlechte Laune am Morgen, seine absolute Unfähigkeit, Ordnung zu halten. Es machte etwas mit ihm, dass sie sah, wer er war.

Und dass es ihr ganz offensichtlich nicht gefiel.

Der Morgen leuchtete hellrot. Draußen hörte sie die Rauchschwalben zirpen, die unter dem First wohnten. Es wunderte Sala, dass sie noch da waren. Eigentlich sammelten sie sich Anfang September, hätten längst in ihren riesigen, rauschenden Schwärmen gen Süden ziehen sollen. Sie hatte es Vögeln immer schon geneidet, dass sie so frei waren, fliegen konnten, wohin sie wollten, den ganzen blauen Himmel für sich hatten. Geräuschlos kleidete sie sich an, um die Köchin nicht zu wecken. Sie wohnten hinter der Küche in einem kleinen Zimmer mit Zugang zum Garten. Nebenan schliefen die anderen Mädchen und die Haushälterin, Heinrich hatte eine Kammer unter dem Dach.

Es fiel ihr immer schwer, aus der Nacht herauszufinden, einer neuen endlosen Schicht ins Gesicht zu blicken. Aber sie mochte es, dass so früh außer ihr noch niemand wach war. So hatte sie einen Moment Ruhe – der einzige des Tages –, um den Kaffee zu mahlen, die Zeitung an der Hintertür einzusammeln und sich wie ein Mensch zu fühlen.

Sala öffnete das Fenster, es roch nach nassem Laub und Nebel. Man spürte den nahenden Winter. Sie atmete tief durch, dachte plötzlich an daheim.

Die meisten Dienstmädchen in Hamburg kamen vom Land, andere gab es kaum noch, niemand wollte mehr so hart arbeiten für so wenig Lohn. Aber das war immer noch besser als die Landarbeit, die meist gar nicht bezahlt wurde, weil sie in der Familie blieb. Trotzdem versetzte ihr der Gedanke an das Dorf jedes Mal einen Stich vor Sehnsucht. Die Marschhöfe in der Dämmerung, der Geruch des Nebels über dem Fluss, der Hefekuchen ihrer Mutter zum Sonntag. Die Hühner liefen frei herum, und wenn im Frühling die Linden und Narzissen blühten, duftete das ganze Dorf. Abends saß man zusammen auf der Terrasse oder an der Graft. Und man kannte sich. Man war gleich. Sicher, man redete übereinander – aber man war gleich.

Sie gähnte leise, wischte sich über die verquollenen Augen, löste die blonden Haare aus der Nachthaube und schüttelte sie auf, drehte sie mit geübten Bewegungen zu einem Knoten am Hinterkopf, schlüpfte in die Uniform, band die große weiße Schleife im Rücken. Als sie die Tür zur Küche aufstieß, entfuhr ihr ein leiser Aufschrei.

Die Salami auf dem Boden, das Brot, überall die roten Flecken des Kirschaftes, die Eierschalen. Die ruinierten Plunder, für die sie und die

Köchin am Abend extra lange in der Küche gestanden hatten. Polly lief auf ihrer Stange hin und her, ihre Krallen machten leise Klicklaute auf dem Holz, und Sala nahm das Tuch vom Käfig.

«Ich brauche dich wohl nicht zu fragen, wer das war.»

«Lumpenpack, Luuumpenpack!» Auch Polly schien empört.

Sala streichelte über den kleinen grünen Kopf, dann gab sie ihr Körner in den Napf und ließ sie hinaus. Polly saß meist auf ihrem Arm, wenn sie Zeitung las, und wippte beim Seitenumschlagen auf und ab. Sala war sich sicher, dass es in der ganzen Stadt kein Dienstmädchen gab, das mit einem Papagei frühstückte, und sie hegte heimlich großen Stolz auf diese Tatsache. Gerade wollte sie sich nach dem Kehrblech bücken, als sie ein Geräusch aus dem Flur vernahm, das dort nicht hingehörte.

«Was zum Teufel», murmelte sie und lief schnell in die Halle. Er hatte die Haustüre offen stehen lassen! Zwei Hühner staksten gerade unter dem Hutständer hindurch.

Sala fegte die Krümel auf, hängte die Salami wieder an ihren Platz, kehrte den Mist aus der Halle und warf die ruinierten Plunder in den Kübel. Als sie fertig war und sich gerade setzen wollte, stolperte die Köchin herein, fragte gähnend, warum der Kaffee noch nicht fertig war, und mit der Ruhe ihres Morgens war es vorbei.

«Hatten wir nicht besprochen, dass es Plunder geben wird?» Mit runden Augen deutete Gesa auf den Platz am Tisch, wo der Korb mit dem Gebäck hätte stehen sollen.

Julius sah aus, als spürte er die Konsequenzen der letzten Nacht nur allzu deutlich. Leise stöhnend träufelte er Aspirin auf einen Löffel, seine Augen waren rot gerändert, die Haut wirkte fahl und teigig. Neben ihm saß zu Salas Überraschung Marlies, die sich sonst nur selten am Frühstückstisch blicken ließ.

Sala zögerte mit der Antwort. Sie hielt immer den Mund, nahm alles, wie es kam, regte sich nicht auf, gab keine Widerworte, erklärte, was nötig war, und führte ansonsten stumm aus, was man ihr auftrug. Anders war einer Hausherrin wie Gesa Reevesen nicht beizukommen. Während eine ganze Schar an Kleinmädchen und Dienern um sie herum gekommen und gegangen war, war sie seit sieben Jahren eine Konstante geblieben im wohlgeordneten Haushalt der Reevesens. Ihr gefiel es hier, trotz der Launen ihrer Herrin. Die

Bezahlung stimmte, Theodor war freundlich, und sie hatte gemeinsam mit der Köchin freie Hand über den Gemüsegarten. Trotzdem konnte sie die Respektlosigkeit, die sie ihren heiligen Morgen gekostet hatte, nicht einfach so hinnehmen.

«Wir hatten sie gestern Abend gebacken, Madame Reeven», begann Sala, bemüht um einen neutralen Ton. «Aber als ich heute Morgen in die Küche kam, lagen sie auf dem Boden. Ich musste sie in den Kübel werfen.»

Jetzt sah Julius auf. Er runzelte die Stirn, als versuchte er, sich an etwas zu erinnern. Sie konnte ihm dabei zusehen, wie es ihm wieder einfiel. Seine Augen wurden schmal.

Ihr war klar, dass sie sich besser dreimal überlegen sollte, ob sie sich mit Julius anlegte. Er konnte so charmant sein, mit seinem kantigen Gesicht und dem lauten Enthusiasmus. Und natürlich wäre sie nie auch nur auf die Idee gekommen, ihm Widerworte zu geben. Sogar Kritik von Eugen oder Theodor ließ Julius schäumen vor Zorn. Die Köchin hatte ihr erzählt, dass er als Kind zu solchen Gelegenheiten gekratzt, gespuckt und um sich geschlagen hatte vor Wut. Und Julius war nachtragend. Sie wusste das. Doch sie konnte nicht anders.

«Jemand muss nachts in der Küche etwas gegessen und die Plunder dabei heruntergeworfen haben.»

Gesa blinzelte entsetzt. «Und wer, wenn ich fragen darf?»

«Ich war nicht dabei, Madame, deswegen kann ich es nicht sagen», erwiderte sie ruhig. Für den Bruchteil einer Sekunde streiften ihre Augen über Julius' Gesicht. Er sah sie an. Abwartend. Neugierig. Hatte sich im Stuhl zurückgelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt, die Mundwinkel in einem halben Lächeln festgefroren, als schaue er einem amüsanten Schauspiel zu. Als fragte er sich, ob sie tatsächlich so mutig sein würde, seinen Namen ins Spiel zu bringen. Oder so dumm. «Aber es war ein großes Chaos, ich fürchte, wer auch immer es war, muss nicht ganz bei Sinnen gewesen sein ...», fügte sie hinzu. Sie würde nicht dulden, dass der Verdacht auf die Angestellten fiel.

Gesa seufzte laut. «Julius.»

Im Bruchteil einer Sekunde veränderte sich sein Gesicht. Er setzte sein jugenhaftes Grinsen auf. «Mutter, es tut mir leid. Wenn ich alle meine Sinne beisammennehme, habe ich tatsächlich verschwommene Erinnerungen an einen Ausflug in die Küche ...» Er lachte laut auf und hob den Blick zu Sala.

Das Lächeln blieb. Aber seine blauen Augen waren wie Eis. Sie spürte, wie die kleinen Härchen an ihren Armen sich aufstellten.

«Deshalb hattest du gestern das ganze Hemd voll Kirschsafft und hast nach Salami gestunken», mischte sich Marlies mit schnarrender Stimme ein.

Julius ignorierte seine Frau, wie er sie meistens ignorierte. «Es tut mir leid, Sala. Ich hoffe doch, es war nicht zu viel Arbeit?»

«Nicht der Rede wert», erwiderte sie galant.

«Gut, dann müssen wir heute wohl ohne Plunder auskommen. So ein Jammer, wo Theodor sie doch so liebt. Julius, es nimmt wirklich etwas überhand in letzter Zeit, findest du nicht?» Wie immer wurde Gesa, die sonst rügen und zurechtweisen konnte wie keine Zweite, sanfter, wenn sie mit ihrem Sohn sprach. «Mit dem Alkohol ...»

«Die Haustür stand auch offen.» Erschrocken biss Sala sich auf die Lippen. Warum hatte sie das gesagt?

Julius schien genauso erstaunt wie sie, er blinzelte verblüfft.

Nun verlor Gesa doch die Fassung. «Also, Julius, wirklich. Wo bei den Amsincks erst letzte Woche eingebrochen wurde. Du rollst dem Gesindel ja geradezu den roten Teppich aus. Wir schlafen alle nichts ahnend, und unten steht die Tür offen ...» Sie steigerte sich in ihre Empörung, wurde lauter und schriller. Julius' Miene verfinsterte sich mit jedem Wort. Er legte zwei Finger an die Schläfen, die zweifellos pochten, nahm erneut das Aspirinfläschchen zur Hand, tröpfelte schweigend etwas auf seinen Sachelöffel. Marlies schloss die Augen über ihrer Kaffeetasse und schien verzweifelt zu versuchen, Gesas Stimme auszublenden.

Sala deutete einen Knicks an und ging zur Tür, doch im Flur drehte sie sich noch einmal um. Julius blickte ihr nach. Der ganze Vorfall war nur eine Kleinigkeit, vollkommen belanglos für einen Mann wie ihn. Und doch würde er ihn so schnell nicht vergessen.

Mit einem unguuten Gefühl ging Sala zurück in die Küche. Sie bereute, etwas gesagt zu haben.

Zögernd klopfte Blanche an die Tür des Herrenzimmers. Dr. Blaustin, mit seiner schwachsinnigen Diät und seiner noch schwachsinnigeren Heimsonne. Wer bitte sollte von Veronal und Mayonnaise gesund werden? Nur einmal hatte Theodor versucht, wieder zur Arbeit zu gehen, und war nach wenigen Stunden wiedergekommen, mit einem gequälten Ausdruck im Gesicht, als wäre es ihm peinlich, dass er zu schwach zum Weitermachen war. Es hatte ihr das Herz gebrochen, ihn so zu sehen. Ihr Vater lebte für die Arbeit.

Und da war noch etwas, abgesehen von seinem Befinden. Etwas, das sie mehr beunruhigte als alles andere. Sein Gesicht. Sie hätte nicht sagen können, was genau es war, aber als sie ihm heute beim Frühstück gegenübergesessen hatte, war es plötzlich ganz deutlich gewesen. Natürlich veränderte das Alter einen Menschen. Ihre Mutter hatte schließlich auch den dicken Halsansatz bekommen und die hohe Stirn. Aber was auch immer im Gesicht ihres Vaters vorging, war etwas anderes.

Als sie den Raum betrat, lag er angezogen auf dem Sofa, die Zeitung auf der Brust, hatte nur die Schuhe abgestreift. Es war ein seltsam rührender Anblick, ihn in Strümpfen zu sehen. «Ich wollte nach dir schauen.» Ihr Kleid raschelte, während sie sich ihm gegenüber auf die Chaiselongue setzte. Das Feuer knackte leise. «Papa, ich möchte, dass wir einen Spezialisten kontaktieren. Ich mache mir Sorgen.»

Er richtete sich halb auf. «Das ist umsichtig von dir, Kind. Aber ich brauche nur ein wenig Ruhe. Es war doch etwas viel in letzter Zeit.»

Sie nickte. «Du bist nicht mehr der Jüngste.» Diese Bemerkung trug ihr eine hochgezogene Augenbraue ein.

«Nun, das kann ich wohl nicht leugnen. Aber immer noch rüstig, würde ich meinen, oder nicht?»

«Wie eh und je», bestätigte sie und musste zu ihrem Entsetzen plötzlich mit den Tränen kämpfen.

Erschrocken schüttelte er den Kopf. «Aber Blanche!»

Rasch drehte sie sich zur Seite, tupfte ärgerlich die Tränen weg. Niemandem war geholfen, wenn sie die Nerven verlor. «Ich würde mir wirklich wünschen, dass dich noch einmal jemand anderes untersucht, Papa.»

Sein Lächeln war warm. «Wenn es dich so beunruhigt, werde ich darüber nachdenken. Das würde Dr. Blaustin natürlich gar nicht gefallen ...»

«Er hat keine Ahnung, was du hast», schnaubte sie ärgerlich. «Das merkst du doch selbst, oder nicht? Er ist ein Quacksalber, Papa.»

«Ich verstehe einfach nicht, was du gegen ihn hast.» Wieder einmal bemerkte Theodor, wie anders seine Stimme klang, wenn er mit Blanche sprach. Sie wurde automatisch weicher.

«Er ist ein überheblicher ...» Seine Tochter unterbrach sich mitten im Satz und runzelte die Stirn. «Was hast du denn da für eine Wunde?» Sie griff nach seiner Hand und drehte sie hin und her.

«Hm? Oh, da habe ich mich geschnitten.» Er wollte abwinken.

«Geschnitten?» Entgeistert sah sie zu ihm auf. «Und das hier?» Sie deutete auf eine andere Stelle.

«Eine kleine Verbrennung.»

Ungewohnt resolut hielt Blanche seine Finger fest. «Wovon?»

«Von der Zigarre», gab er unwirsch zu. Es war ihm schrecklich peinlich. Sie mussten ja denken, er wäre kurz vorm Abdanken.

Ihre braunen Augen bohrten sich in ihn hinein. «Hat das etwas mit der Taubheit zu tun?»

Er hörte die Sorge in ihrer Stimme, und alles in ihm strebte danach, sie zu beruhigen. Sie war das Kind, er der Vater. Sie sollte sich nicht um ihn sorgen müssen. «Ach was, ich war einfach unaufmerksam. Das passiert, wenn man Zeitung liest und vergisst, dass die Zigarre zwischen den Fingern klemmt.»

Es stimmte, er hatte die Zigarre in der Hand gehalten, und er hatte sie vergessen. Aber normalerweise hätte er es gespürt, wenn sie so weit herabgebrannt war, dass sie sich ihm in die Haut brannte.

Er hatte es nicht gespürt.

Er hatte es gerochen.

* * *

«Du wolltest mich sprechen?» Julius kam die Treppe herauf, er lächelte gezwungen und ließ sich in einen Sessel fallen.

«Bereits seit Tagen», erwiderte Eugen schneidend.

Julius ging sofort in die Defensive. «Ich habe dir doch ausrichten lassen, dass ich momentan vollkommen überarbeitet bin, und abends hast du schon

geschlafen, wenn ich nach Hause kam.»

Sein Enkel wirkte angespannt, und Eugen musste an sich halten, um ihn nicht zu rügen. Wie er sich in den Sessel fläzte, als wäre er ein schlecht gelaunter Schuljunge. Du redest mit deinem Großvater, dachte er zähneknirschend. Benimm dich verdammt noch mal auch so! Er schwieg, bis Julius von selbst auffiel, dass Eugen anscheinend etwas an ihm missbilligte. Mit einem Räuspern setzte er sich gerader hin.

«Wir müssen über die Geschäfte sprechen. Ich mache mir Gedanken.»

«Über die Bank?» Erstaunt hob Julius den Blick. Noch nie hatte Eugen sich in die Geschäfte der Reeves eingemischt. Mit Theodors Angelegenheiten hatte er nichts zu tun.

Eugen wedelte mit der Hand. «Ich mache mir Gedanken über unser Land. Seit Napoleon ist in Europa nichts mehr, wie es mal war. Es herrscht Chaos.»

Julius sah ihn an, als hätte er eine Schraube locker. «Das war vor hundert Jahren.» Er lachte, lehnte sich wieder zurück, hatte doch tatsächlich die Dreistigkeit, ein Gähnen nur schlecht zu unterdrücken. Dann nahm er einen von Eugens Briefbeschwerern zur Hand, ein Andenken von einer Reise nach Südamerika vor so langer Zeit, dass es sich wie ein anderes Leben anfühlte, und betrachtete ihn gelangweilt.

Eugen merkte, wie etwas in ihm aufloderte. Und dann musste er lächeln. Da war ja tatsächlich noch Leben in dieser fauligen Hülle, die sich sein Körper schimpfte. Da war ja noch Entrüstung! Sieh mal einer an, dachte er zufrieden.

Sieh mal einer an.

«Die Abdankung von Kaiser Romulus ist tausendfünfhundert Jahre her.» Er nahm Julius den Briefbeschwerer aus der Hand und stellte ihn mit einem Knall wieder an seinen Platz. «Trotzdem spüren wir die Auswirkungen jeden Tag.»

Julius grinste milde. «Sicher, sicher.» Er legte seinen linken Fuß auf das rechte Knie, sodass sein Strumpfhalter zu sehen war, und rutschte wieder tiefer in den Stuhl. Eine scheußlich unwürdige Haltung. «Du machst dir also Sorgen um die Politik?»

Diese Arroganz. Es hätte nur noch gefehlt, dass er ihm den Arm tätschelte. Zu gerne hätte Eugen seinen Enkel wie früher mit einer gezielten Backpfeife zur Räson gebracht. Aber gut, wer die Geschehnisse in ihrem gesamtzeitlichen Bild verstehen wollte, brauchte Weitsicht. Und die hatte Julius eben nicht.

«Dann gehen wir mal ein Stück weniger weit zurück.» Eugen setzte ein ebenso herablassendes Lächeln auf. Der Junge würde schon noch merken, mit wem er sprach. «Die Reichsgründung ist gerade einmal vierzig Jahre her, und seitdem ist die Lage in Europa ... *angespannt*, um es milde auszudrücken. Du kennst es nicht anders, deswegen hast du keinen Vergleich, aber es ist so. Bismarck hat mit seiner Bündnispolitik sein Bestes gegeben, um uns abzusichern, einen Krieg zu verhindern. Aber Wilhelm hätte die Sache nie selbst in die Hand nehmen sollen.»

Julius schnaubte leise. «Bismarck war feige, nichts weiter. Er hat den Kopf eingezogen. *Saturiert* sollen wir sein, dass ich nicht lache!»

Immerhin war er nicht ganz so uninformiert wie angenommen. Bismarck hatte in der Bevölkerung Vertrauen in sein Versprechen aufbauen wollen, dass er nicht weiter nach Macht strebe, keine weiteren Kolonien zu erobern gedachte, und hatte das Deutsche Reich daher als in dieser Hinsicht «gesättigt» erklärt. Natürlich wusste ein Hitzkopf wie Julius ein so kluges, weitsichtiges Vorgehen nicht zu würdigen. Ein Vorgehen, das Frieden und nicht Macht an erste Stelle setzte. Aber wenigstens hörte er zu.

«Er war nicht feige, er war bedacht. Wir befinden uns mitten in einem wahnsinnigen Wettrüsten. Die alten Bündnisse sind zerfallen, seit der Kaiser die Außenpolitik in die eigenen Hände genommen hat. Er ist einfach nicht klug genug. Niemand kann Bismarck ersetzen – so einen Mann gibt es nur alle hundert Jahre einmal –, und ganz sicher nicht ein ordenssüchtiger Wilhelm. Man mag über Bismarck sagen, was man will, aber seine Geheimdiplomatie war genial.»

«Das Wettrüsten ist doch nur ein theoretisches, Großvater. Ein Säbelrasseln. Wilhelm wollte eben unseren Platz an der Sonne, sollte er vielleicht weiter zusehen, wie sich Frankreich und Großbritannien alles unter den Nagel reißen?»

Beinahe verstand Eugen seinen Enkel. Auch in seiner eigenen Brust schlugen zwei Herzen: eines für eine kluge Diplomatie, wie Bismarck sie geführt hatte – und eines für die Visionen des Kaisers, die mancher als Größenwahn bezeichnen mochte, ohne die es aber nun mal auch keine großen Erfolge zu verzeichnen gab, keine Siege, keine Eroberungen. «Deutschland ist isoliert, Julius. Das hat man in Marokko ganz deutlich gesehen. Und was haben wir davon?»

Julius seufzte. «Da hat er sich eben ein wenig übernommen, aber das heißt ja nicht ...»

«Ein wenig übernommen!» Eugen lachte auf. «Du bist gut.»

Julius lehnte sich vor. «Was genau willst du mir sagen, Großvater?», fragte er in schneidendem Ton. Offenbar verlor er langsam die Geduld.

Eugen ließ sich nicht im Mindesten beeindrucken, auch er lehnte sich vor, die Räder seines Rollstuhls knackten. «Das Wettrüsten ist nicht theoretisch, Julius. Es ist kein reines Zurschaustellen, nicht nur eine Drohgebärde oder ein Säbelrasseln. Im Ministerium haben sie schon letztes Jahr eine Berechnung angestellt. Zu den Kosten der notwendigen Materialforderungen. Für den Kriegsfall.» Eugen beobachtete zufrieden, wie Julius' Augen sich erstaunt verengten. «Mehr als eine halbe Milliarde Mark. Darin sind die Kosten für den Ausbau der Festungen im Osten noch nicht einmal eingeschlossen, und der wird bald zwingend notwendig werden. Das da drüben sind doch halbe Ruinen.»

«Ich dachte, sie haben bereits ausgebaut?» Julius runzelte die Stirn.

«Nur in Metz, Diedenhofen und Straßburg. Die Ostfestungen sind alle veraltet, in den letzten Jahren wurde nichts mehr dafür lockergemacht, vielleicht noch eine halbe Million, damit kannst du nicht aufrüsten. In Graudenz und Thorn gab es ein paar moderne Panzergeschütze. Das war's. Lächerlich.» Er schnaubte. «Festung nennen sie das. Der General-Inspekteur selbst hat gesagt, dass er die Verantwortung nicht länger übernehmen kann, und trotzdem ist nichts passiert. Die russische Wehrmacht rüstet auf ohne Ende, Junge. Sei nicht blind.» Eugen legte die Fingerkuppen aneinander, betrachtete seinen Enkel, sah zu, wie das Gehörte in ihm arbeitete.

«Inzwischen hat auch der Generalstab die russische Gefahr erkannt. Man plant den Ausbau von Graudenz und Posen zu modernen Gürtelfestungen.»

Julius fuhr sich über das Kinn, setzte sich ein wenig auf.

«Im Falle einer Einschließung wären sie nur mit schwersten modernen Angriffsmitteln der Gegenseite verwundbar. Veranschlagte Kosten: rund dreihundertzwanzig Millionen Mark.»

Eugen lächelte zufrieden, als er beobachten durfte, wie Julius die Gesichtszüge entgleisten. «Wie bitte?»

«Das war erst der Anfang. Hör auf meine Worte. Ein Krieg ist unvermeidbar. Undurchsichtige Bündnisse und Abkommen. Ein wahnsinniger Kaiser. Jetzt auch noch das Pulverfass auf dem Balkan. Es ist nicht die Frage,

ob es passiert, sondern *wann* es passiert.» Resolut schlug er mit der Hand auf die Armlehne seines Stuhls. «Und wenn es passiert, können wir ganz vorne mitspielen. Ein Krieg ist für Männer wie uns vor allem eines: eine Investitionsmöglichkeit.»

Eugen lehnte sich zurück. Sein Puls raste. Gott, wie gut es sich anfühlte, wieder mitzumischen. Man musste voraussehen. Man musste einen Plan haben, mit dem andere nicht rechneten. Wie Hannibal, der mit seinem Heer die Alpen überqueren wollte, um die Römer auf eigenem Grund und Boden zu schlagen. Zwar hatte es nicht funktioniert, ein genialer Plan war es trotzdem gewesen. Genial und mutig. Mut gehörte dazu, man musste Mut haben, um gegen den Strom zu schwimmen, um Dinge zu sehen, bevor sie eintrafen, Entscheidungen zu treffen, die andere erst viel später nachvollziehen konnten. Theodor hatte das nie verstanden, er war kein wagemutiger Mensch. Eugen mochte seinen Schwiegersohn, es gab nichts gegen ihn einzuwenden, er war ein verträglicher Mann, der die Geschäfte mit sicherer Hand führte. Aber seiner Meinung nach hätte ein anderer Beruf besser zu Theodor gepasst. Er war zu besonnen, dachte nicht groß genug. Es brodelte in Europa. Es brodelte in Russland. Es brodelte im Kaiserreich, in Österreich-Ungarn, in Frankreich, in Großbritannien, und es konnte jederzeit zu einem Flächenbrand kommen. Irgendwann würde es passieren, ein Funke würde reichen. Er konnte nicht sagen wann, er konnte nicht sagen wie. Aber dass es passieren würde, stand so gut wie fest. Und dann musste man bereit sein. Pläne mussten in abstracto entwickelt werden, im Voraus, in der Theorie.

Damit man sie aus der Tasche ziehen und auf den Tisch knallen konnte, wenn es so weit war.

Julius hatte wieder seine undurchsichtige Miene aufgesetzt, aber Eugen spürte, dass ihm nun seine volle Aufmerksamkeit galt. Mit Geld bekam man ihn an die Angel. Der Junge fieberte ja geradezu darauf hin, seinem Vater zu beweisen, dass er es auch ohne ihn schaffte. Er war nie von der Leine gelassen worden – aus gutem Grund, Theodor war kein Narr, er kannte die Schwächen seines Sohnes. Und dann war da auch noch John. Julius' Bruder hatte Integrität, ihm war egal, was andere dachten, solange er sich selbst in die Augen schauen konnte. Das gab es nicht häufig. Es war offensichtlich, wie Julius ihn dafür verabscheute und gleichzeitig versuchte, ihn nachzuahmen, wann immer es ging. John konnte man nicht lenken. Julius hingegen ...

«Dein Vater könnte schon bald nicht mehr in der Lage sein, die Geschäfte zu führen.»

Jetzt weiteten sich Julius' Augen erstaunt.

«Und wenn allein du für die Geschicke der Bank verantwortlich bist, musst du Weitsicht besitzen. Du musst im Bilde sein über die Geschehnisse in Europa. Damit du sie für dich nutzen kannst!»

«Du meinst ...?», begann Julius, und Eugen nickte.

«Rüstung», erklärte er und spürte einen herrlichen leisen Schauer, der ihm den Rücken hinabfuhr. «Du investierst in die Rüstungsindustrie. Und zwar alles. Alles, was du lockermachen kannst.»

Julius lachte auf. Er fuhr sich mit beiden Händen durch die blonden Locken, schüttelte den Kopf. «Selbst wenn ich wollte, was kann ich schon lockermachen?» Die eben noch so jugenhafte Miene versteinerte. «Es ist doch alles investiert. Vater hat kaum reelles Vermögen.»

«Dann musst du etwas abstoßen.»

«Ach, und was?»

«Na, die verdamnte Brauerei zum Beispiel.»

Jetzt trat Unglauben in die blauen Augen seines Enkels. «Die Brauerei ist das Aushängeschild der Familie.»

«Sie ist Geldverschwendung», erwiderte Eugen gelassen. «Das wissen wir beide. Du solltest diesen Klotz am Bein besser heute als morgen loswerden.»

Julius musterte seinen Großvater angespannt. Meistens wirkte der Alte, als wäre er kurz davor, den Löffel abzugeben. Aber anscheinend hatte Eugen nichts von seinem Scharfsinn verloren. Julius war geradezu schockiert, wie klar er formuliert hatte, was er selbst seit Langem dachte: Die Brauerei *war* ein Klotz am Bein. Eine Sentimentalität sondergleichen.

Er trommelte mit den Fingern auf die Stuhllehne. Plötzlich traf ihn eine Welle fauliger Atem. Burchard stand neben ihm und winselte leise. «Sch, verschwinde!», blaffte er und wedelte mit der Hand.

Eugen schnippte mit den Fingern, und Burchard legte sich augenblicklich zu seinen Füßen nieder.

Julius hingegen stand auf und ging ans Fenster. Er wünschte nichts sehnlicher, als der Bank seinen eigenen Stempel aufzudrücken, endlich jemand zu sein, nicht nur der jüngere Sohn, der ausführte, was der Vater ihm

auftrag. Er wollte seinen eigenen Weg gehen, er wollte, dass man in Hamburg an *ihn* dachte, wenn man den Namen Reeven hörte.

«Ich werde darüber nachdenken.» Früher hätte er in einer Situation wie dieser darum gebeten, sich zurückziehen zu dürfen. Aber er war nicht mehr der kleine Junge von damals und Eugen nicht mehr der ehrfurchteinflößende Patriarch, der die Dienstboten allein mit seiner Stimme zum Zittern brachte. Eugen sollte spüren, dass er ihm allenfalls etwas *vorschlagen* konnte. Sein Blick fiel auf die abgemagerten Hände seines Großvaters. Sie waren von Adern und Altersflecken überzogen, aber der dicke Siegelring saß noch immer an seinem Platz. Julius erinnerte sich genau an das Gefühl, wenn der Ring sich einem bei einer von Eugens Ohrfeigen in die Wange bohrte. Ein heißer, stechender Schmerz wie ein Hornissenstich.

Eugen nickte. «Tu das», sagte er kühl.

Julius zögerte. «Noch wissen wir nicht, worunter Vater leidet. Es kann sich schon bald alles wieder zum Guten wenden.»

«Selbstverständlich kann es das.» Der Blick unter den buschigen grauen Augenbrauen war so scharf und fokussiert, wie Julius ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte. «Oder auch nicht.»

Im Haus duftete es nach Essen – Karpfen blau, wenn er nicht irrte –, und als er die Treppe hinunterlief, merkte er zu seiner Überraschung, dass er Appetit verspürte. Gedankenversunken ging er ins Parterre, um sich fürs Abendessen umzuziehen. Krieg, dachte er, nahm den blauen Anzug aus dem Schrank und schüttelte den Kopf. Das Wort war wie ein kühler Windhauch durch die Konversation gefahren. Der alte Schwarzseher. Wer dachte denn an Krieg. Und doch ... Man wusste nicht, was gesehen würde. Die Börsenkurse begannen zu sinken, die Dividendenprognosen wurden gekürzt. Das konnte ein Schwarzseher eventuell als Zeichen deuten. Aber dennoch, die Wirtschaft florierte.

Es konnte alles passieren oder auch nichts, Sicherheit gab es nicht. Was hingegen feststand, war, dass Vater nicht gut aussah. Und Julius bezweifelte stark, dass ihn die Mayonnaise und die Heimsonne, die Dr. Blaustin verschrieben hatte, wieder auf den Damm bringen würden. Er musste sich darauf einstellen, die Geschäfte allein zu leiten. Ein Krieg war unwahrscheinlich, aber genau das war ja der springende Punkt. Wenn alle

davon ausgingen, dass er eintrat, würden alle investieren. Wenn hingegen niemand ihn kommen sah und er dann bereits die Finger im Geschäft hatte ...

Nun, er würde es sich durch den Kopf gehen lassen.

* * *

Der Mond stand über dem Rathaus. Ein paar späte Theaterbesucher warteten an der Straße auf den Omnibus, John hörte ihr Gelächter bis in sein Büro. Er war der Letzte hier, Birgit hatte ihm noch einen Kaffee aufgebracht, bevor auch sie nach Hause gegangen war, und nachdenklich nahm er einen Schluck, der ihm heiß die Kehle hinunterrann. Die nächtliche Stadt hatte immer eine beruhigende Wirkung auf ihn. Kein Wunder, dass sie auf dem Dom als Attraktion verkauft wurde. Als kleiner Junge hatte er das geliebt: «Hamburg bei Nacht, kommen Sie rein, treten Sie näher!», rief der immer gleiche Domschreier vor dem großen roten Tuch, und obwohl alle genau wussten, was dahinter zu finden war, bezahlten sie die paar Kreuzer, um sich halb kaputtzulachen, wenn das Tuch mit einem Tusch gelüftet wurde und nichts dahinter war – außer der dunklen Stadt.

Die erste Woche nach Alice' Besuch war er jeden Abend so lange im Büro geblieben, bis das Gebäude vollkommen still dalag. Schließlich war er doch nach Hause gegangen, seine Schritte waren durch die verwaisten Flure gehalten, er war an den verschlossenen Türen seiner Kollegen vorbeigelaufen, der Putzkolonne ausgewichen, die bereits zu arbeiten begonnen hatte, hatte dem Pförtner eine gute Nacht gewünscht und als Letzter das riesige Eichenportal der Kanzlei hinter sich zugezogen. Am ersten Tag hatte er noch so getan, als würde er nicht bemerken, wie spät es war, aber als der Zeiger der Uhr auch am zweiten und dritten Tag immer weiter in Richtung der Zehn wanderte, konnte er sich nicht länger selbst betrügen.

Er hatte die abendlichen Überstunden vor seiner Familie und Evelyn mit Ausreden gerechtfertigt – aber natürlich gab es nur einen Grund, warum er so spät arbeitete, und inzwischen war er sogar so weit, dass er es vor sich selbst zugeben konnte: Er wollte sie nicht verpassen.

Doch sie war immer noch nicht wiedergekommen. Er hatte es bereits befürchtet, als er sie in ihrer Wohnung besuchte. Sie hatte sich anders entschieden. Seine Warnung wegen des hohen Risikos war zu drastisch formuliert gewesen. Oder genau richtig, wie man es nahm. Trotzdem war er

sich sicher gewesen, dass sie es versuchen würde. Wahrscheinlich war die Angst, Rosa zu verlieren, einfach zu groß. Und dennoch, die Vorstellung, dass sie vielleicht vor seiner Tür auftauchen und er nicht da sein könnte, fesselte ihn weiter an seinen Schreibtisch.

Er wusste wirklich nicht, warum. Aber der Fall ließ ihm keine Ruhe. Sie ließ ihm keine Ruhe. Wenn er draußen auf dem Gang ein Geräusch hörte oder sich Schritte näherten, zog er die Lesebrille ab, starrte zur Tür in Erwartung eines Klopfens, der Puls schneller als gewöhnlich. Es war lächerlich.

Glücklicherweise hatte er genug zu tun, um die abendlichen Stunden zu füllen. Das moderne Scheidungsrecht war vertrackt, und er hatte bisher nicht viele Fälle dieser Art begleitet. Seit dreizehn Jahren galt im gesamten Reich das einheitliche Recht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. An der eheherrlichen Vormundschaft des Mannes über die Frau hatte sich mit dem Inkrafttreten jedoch nichts geändert. Im Gegenteil, die ganze Sache war noch einmal komplizierter geworden.

Bedächtig leerte er Schluck für Schluck die Kaffeetasse. Natürlich hätte es ausgereicht, den Gesetzestext zu studieren. Bei einem so komplexen Feld wie der Ehe war es jedoch von Vorteil, mehr zu kennen als nur die Paragraphen, und er hatte begonnen, sich systematisch durch das Thema zu arbeiten. Die meisten Werke waren von Männern verfasst; wenn man etwas aus der Sicht einer Frau lesen wollte, war die Auswahl bescheiden. Er hatte sich *Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung* von Marianne Weber besorgt; die 573 Seiten boten eine wunderbare Ausrede, um länger im Büro zu bleiben, schließlich lasen sie sich nicht von selbst. John warf einen Blick auf die Uhr, er lehnte sich im Stuhl zurück und schlug das Buch auf.

Sie würde nicht mehr kommen. Eigentlich sollte ihn das erleichtern. Aber stattdessen erfüllte es ihn mit nagender Sorge. Was, wenn ihr etwas zugestoßen war? Wenn ihr Mann erfahren hatte, was sie plante? Er dachte an Rosa, ihre Zahnlücke, an den kleinen Bären in ihrer Ellenbeuge.

John seufzte und schlug das Buch wieder zu. Er knipste die kleine grüne Glaslampe aus und nahm seinen Mantel. Sie würde nicht wiederkommen.

Er musste aufhören, an sie zu denken.

In der Nordmarsch

1896

* * *

Als ich klein war, reisten wir eine Weile zusammen mit einer Familie, die einen Löwen in einem Käfig besaß. Er war eine riesige Attraktion, besonders auf dem Land, wo die Leute Tiere aus fernen Ländern nicht kannten. Aber er lebte nicht lange, und bis er starb, brachten seine tiefen Klagelaute uns nachts um den Schlaf. Ich glaube, er war einsam, gab es doch weit und breit kein anderes Tier wie ihn.

Mit seiner weißen Mähne und dem wässrigen Blick erinnerte der Pastor mich an diesen Löwen. Ich mochte ihn, auf eine Weise. Natürlich wusste ich damals noch nicht viel über Menschen, und ich verstand nicht, dass er im Grunde ein schwacher Mann war. Ein schwacher Mann, der sich in Büchern und Überlegungen verlor und nicht für die Dinge einstand, die er sonntags in der Kirche predigte.

Oft, wenn er vom Kolonialwarenladen nach Hause kam, hatte er eine exotische Süßigkeit dabei, und aus der Stadt brachte er Pralinen mit, die wir uns nach dem Essen in der Stube teilten, wenn ich mich mit den Stickdeckchen oder dem *Töchter-Album* abmühte, während er in seinen Büchern versank. Er hatte eine Vorliebe für antike Dramen und versuchte weiter, sie mir näherzubringen, achtete aber darauf, dass Erika es nicht mitbekam.

«Anti-go-ne», las ich laut, als er mir eines Abends ein Heft hinschob. Wir verbrachten Tage damit, das Stück aufzudröseln. Theater kannte ich, aber ich hatte es noch nie aufgeschrieben gesehen. Als mir klar wurde, dass Antigone lebendig eingemauert wurde, durchfuhr es mich eiskalt.

Der Pastor lächelte nachsichtig, als er mein Gesicht sah. «Ja ... Ungeheuer ist viel, und nichts ungeheurer als der Mensch», sinnierte er leise. Dann schlug er das Heft zu. «Nun, Schluss für heute. Du bist vielleicht doch noch etwas zu jung für Sophokles.»

Heute weiß ich nichts mehr von der Geschichte, nur mein Schreck ist mir in Erinnerung geblieben. Und dieser eine Satz. *Ungeheuer ist viel, und nichts ungeheurer als der Mensch.*

Ich sollte es bald schon am eigenen Leib erfahren.

* * *

Der Tag der Einsegnung kam. Wir zogen in die Kirche ein, und ich wurde beinahe ohnmächtig vor Anspannung. Aber der Pastor lächelte mir vom Altar aus ermunternd zu. Die gesamte Nordmarscher Verwandtschaft saß in den Bänken in ihren besten Festtagskleidern. Alle Konfirmanden und Konfirmandinnen hatten einen eigenen Spruch zur Einsegnung bekommen. Meiner stammte aus dem Johannesevangelium. *Ich bin als Licht in die Welt gekommen, auf dass, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe.*

Draußen vor der Kirche stand die Verwandtschaft des Pastors in einer Traube versammelt und wartete auf mich. Ich konnte nicht anders, als mir vorzustellen, wie es sein musste, eine Tochter der Familie zu sein. Ich war der Mittelpunkt des Tages, schwankte zwischen einer seltsamen Freude, die mir die Ohren glühen ließ, und einer magenumdrehenden Angst, dass ich irgendetwas tun könnte, um den Zorn der Familie auf mich zu ziehen und das Ganze zu beenden.

Zur Feier gab es eine große Tafel in der Wirtschaft. Daran, dass die Frikadellen nur als Zwischengang dienten, war die Besonderheit des Tages zu erkennen. Schließlich tischte die Köchin sogar noch Fliederbeersuppe auf, mein Lieblingsdessert. Das freute mich beinahe mehr als alles andere – weil sie sich gemerkt hatte, dass ich es mochte. Weil es mir das Gefühl gab, dass mich die Leute hier langsam doch ein bisschen kannten, ich doch ein bisschen dazugehörte. Aber ich war so satt von der Tafel, dass ich gar nichts mehr hinunterbrachte.

Mechthild hatte mich gebeten, die Tür zu ihrem Zimmer aufzulassen, damit sie hören konnte, was unten vor sich ging. Als ich daran dachte, wie sie dort ganz alleine lag und uns lachen hörte, konnte ich mich nicht mehr richtig freuen. Erika hingegen war gut gelaunt, sie hatte sich ein neues Kleid genäht und trug ihre Haare anders, nicht mehr oben auf dem Kopf, sondern zu einem eleganten Knoten im Nacken geschwungen. Sie war wie verwandelt, und ich bemerkte, dass sowohl Friedemann als auch einige der anderen Männer sie immer wieder anschauten. Auch die Frauen sahen sie an, aber auf eine andere Weise. Sie saß neben dem Pastor und lachte viel, nahm vom Kognak, der herumgereicht wurde, und als der Pastor einmal besorgt zur Decke blickte, stand sie rasch auf.

«Ich werde etwas nach oben bringen, damit sie auch teilhaben kann», sagte sie mit dieser Stimme, die sie immer bekam, wenn der Pastor im Raum war, zart und lieblich. Mir gegenüber klang sie nie so.

Sie lud ein Stück Torte und eine Tasse Kaffee auf ein Tablett, und der Pastor lächelte ihr dankbar zu. Aber ich fand das Tablett wenig später in der Küche auf dem Tisch, das Stück Torte war umgefallen, der Kaffee kalt. «Sie wollte es nicht», erklärte sie schulterzuckend, als ich nachhakte. Aber ich hätte meine Geschenke darauf verwettet, dass sie gar nicht oben gewesen war. Sie nannte Mechthilds Zimmer nur «das Sanatorium» und ging nie hinein, wenn sie nicht musste. Kurz überlegte ich, sie darauf hinzuweisen, dass man nicht lügen durfte, aber da dieser ganze Tag eine einzige Lüge war und ich das glückliche Zentrum davon, hielt ich den Mund und brachte Mechthild selber etwas hinauf.

Mehrmals ging ich zum Gabentisch, um mir meine Geschenke anzuschauen. Ich hatte so viel bekommen, einen Schirm mit Rosenquarzgriff, einen gestickten Halskragen, eine Kasette mit Blumenbemalung, Schokoladentiere und ein Album für Postkarten mit Platz für achthundert Stück. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keine Postkarte bekommen.

Käthe, die zur Feier des Tages eine dicke Brosche aus Knistergold auf der Brust trug, schenkte mir ein Toilettenset und Geroks dicken Gedichtband *Palmblätter*. «Das gehört sich so», erklärte sie, als ich die Geschenke öffnete. Dann beugte sie sich vor und flüsterte: «Man muss die Lüge ja füttern, nicht wahr?»

* * *

Nach der Einsegnung normalisierte sich das Leben schnell wieder. Aber ich bemerkte, dass Erika nicht mehr dieselbe war. Nachdem sie eine Weile lang so geleuchtet hatte, hatte sie nun jeden Appetit verloren, wurde immer dünner, war schrecklich schlecht gelaunt, wurde ungeduldig mit mir, wenn ich nicht schnell genug war oder etwas fallen ließ.

Eines Tages kam ich in die Küche und fand Erika am Tisch sitzend vor. Ihr Gesicht war hochrot, sie weinte so sehr, dass ihre Schultern zuckten. Die Köchin hatte die Lippen zusammengekniffen und fuhrwerkte am Herd herum. «Nun scher dich!», fuhr sie mich an und schob mich weiter, da ich erschrocken stehen geblieben war.

«Was ist denn los?», fragte ich, während ich das Tablett für Mechthild nahm, das die Köchin mir reichte, und Erika nicht aus den Augen ließ.

Keine antwortete. Erika legte das Gesicht auf die Unterarme, ihr ganzer Körper schien sich zu schütteln vor Verzweiflung.

Die Köchin warf ihr einen Blick zu, und verborgen unter der Wut, die meistens auf ihrem Gesicht lag, meinte ich, Mitleid zu erkennen. «Sie hat eine schlimme Nachricht bekommen. Aber das geht dich nichts an. Geh jetzt! Und halt bloß den Mund vor den Pastors.»

«Sie ist krank. Deshalb muss sie gehen!» Friedemann kam später am Tag in die Küche, als ich gerade Kartoffeln schrappte, und begrüßte mich mit der Frage, ob ich es schon wüsste.

«Was?» Erstaunt ließ ich eine Kartoffel fallen, die unter den Tisch kullerte.

Friedemann bückte sich, warf sie mir zu, stellte den kalten Kaffee vom Morgen auf den Herd, um ihn aufzuwärmen. «Bald müsst ihr mit einer weniger auskommen. Wenn du mich fragst, viel ändern wird sich nicht, hab nie gesehen, dass die viel gearbeitet hätte.» Sein Ton überraschte mich. Ich hatte angenommen, dass er Erika mochte.

«Erika geht weg?» Betroffen setzte ich mich auf die Küchenbank und vergaß ganz, weiter Kartoffeln zu schrappen. «Aber ... warum?»

Friedemann nahm eine Tasse aus dem Hängeschränk. Die Köchin war im Keller, und ich hoffte, dass sie noch ein wenig länger unten blieb. Ich hatte selten Gelegenheit, mit jemandem hier alleine zu reden, und Friedemann behandelte mich wie eine Erwachsene. «Sie ist krank», wiederholte er, und seltsamerweise zuckte dabei ein kleines Lächeln um seinen Mund.

Mir wurde kalt. «Sie hat sich angesteckt?» Aber wenn sich einer anstecken würde, dann doch ich. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass ich in Mechthilds Nähe vielleicht in Gefahr sein könnte. Erika ging ja nie länger als unbedingt nötig zu ihr hinein, und wenn sie herauskam, wedelte sie mit der Hand vor der Nase, um den Gestank zu vertreiben, und wusch sich umständlich die Hände.

«Ja», antwortete er, setzte sich mir gegenüber und sah mich an.

«Magenkrank. Wenn man so hübsch ist, bleibt das nicht aus.»

Verwirrt starrte ich ihn an. «Weil sie so hübsch ist, muss sie gehen?» Ich verstand kein Wort.

Friedemann lachte. «So kann man es wohl sagen.»

«Aber, was hat sie denn?»

«Sag ich doch. Sie hat's am Magen.»

«Und wohin geht sie? In ein Sanatorium?»

«Wegen ihrem Leiden geht man nicht in ein Sanatorium.» Wieder lachte er und strich sich belustigt mit zwei Fingern über den Bart, musterte mich mit einem Blick, den ich nicht deuten konnte. «Ich denke, sie wird zu ihrer Familie zurückgehen, bis es vorbei ist.»

«Erika hat keine Familie. Sie ist eine Waise.»

Überrascht musterte er mich und zog eine Augenbraue in die Höhe. «Nun, das erklärt es wohl», meinte er dann.

«Was erklärt es?», rief ich verzweifelt, aber in diesem Moment waren schwere Schritte von der Kellertreppe zu hören, begleitet vom kurzatmigen Schnaufen der Köchin, und Friedemann stand auf.

«Alles», sagte er, zwinkerte mir zu, schenkte sich Kaffee nach und verschwand mit seiner Tasse in die Diele zur Wirtschaft hin.

Am nächsten Abend suchte ich nach Erika. Sie war den ganzen Tag über schweigsam und mit verquollenen Augen herumgelaufen, aber sie hatte versprochen, mir mit der Wolle zu helfen. Das war eine Arbeit, die wir uns immer teilten, ich hielt die Hände hoch, sie legte die Fäden um meine Handgelenke und drehte ein langes, ordentliches Knäuel, bis mir die Arme schmerzten. Dabei trällerte sie meist vor sich hin. Einmal hatte sie gesungen: «Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar», und ich hatte so lachen müssen, dass mir die Wolle abgerutscht war und sich vollkommen verheddert hatte. Zum Glück war die Köchin schon weg gewesen, sonst hätte ich sicherlich eine Schelle kassiert. Aus Erikas Räumen drang kein Geräusch. Auf mein Klopfen und Rufen reagierte sie nicht, darum probierte ich vorsichtig die Klinke. Ich wusste, dass ich Ärger riskierte, wenn ich einfach so hereinkam, aber etwas, vielleicht war es Neugierde, vielleicht Intuition, ließ mich das Wagnis auf mich nehmen. Ich drückte gegen die Tür. Sie gab nur einen winzigen Spalt nach – und darin sah ich Erikas Hand. Sie lag auf dem Boden.

«Rine, komm her!», rief ich atemlos in Richtung Küche. «Erika ist gestürzt!»

Die Köchin rannte herbei, und zusammen stemmten wir uns gegen das Holz. «Ich passe durch», keuchte ich.

Sie nickte nur mit rotem Kopf und schob mit ihrem ganzen drallen, kleinen Körper weiter, sodass ich es schaffte, mich durch die Tür zu zwängen.

Das Zimmer war dunkel. Erika musste die Läden zugezogen haben. Sie lag auf der Seite, die Haare über dem Gesicht. Ein stechender Geruch stieg mir in

die Nase, eine Mischung aus Durchfall und ... Knoblauch, schoss es mir durch den Kopf, während ich über sie stieg und mich neben sie kniete. Warum roch es hier so?

«Erika!» Ich rüttelte sie am Arm. «Erika, wach auf!» Dann sah ich die seltsame Flüssigkeit vor ihrem Gesicht auf dem Boden. Ihre Haare lagen in der kleinen Pfütze, die leuchtete wie von alleine. So etwas hatte ich noch nie gesehen.

«Nun zieh sie doch weg!», rief die Köchin, und ich stand wieder auf und packte Erikas Beine, schob sie ein Stück zur Seite, sodass auch Rine ins Zimmer gelangen konnte.

«Sie reagiert nicht», erklärte ich hastig, während ich zum Tisch eilte und das Öllicht aufdrehte.

«Herrje, sicher wieder ein Blutsturz. Na, in ihrem Zustand ...» Nun kniete sich die Köchin an meiner Stelle neben Erika und rüttelte sie grob an der Schulter. «Mädchen. Mädchen!», bellte sie, doch dann stutzte sie plötzlich. «Was ist das denn für ein Teufelszeug?» Vorsichtig strich sie Erika die Haare aus der Stirn.

Was ich sah, als der Schein der Lampe auf ihr Gesicht fiel, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Ich sehe es noch heute, viele Jahre später. Ich träume davon. Manchmal, wenn ich einen dunklen Raum betrete oder nachts aufwache und in die Finsternis starre, habe ich das Bild vor Augen, und mein ganzer Körper zieht sich vor Grauen zusammen.

Ihr Gesicht war nicht mehr ihr Gesicht. Die Flüssigkeit, die im Dunkeln leuchtete, quoll ihr aus dem Mund wie Schaum. Ihre Lippen waren geschwollen, ihr ganzer Kopf war geschwollen. Sie hatte die Hände in den Boden gekrallt, und ich sah Kratzspuren im Holz, wo ihre Nägel sich im Todeskampf hineingebohrt hatten. Ihr war Blut aus der Nase gelaufen. Und aus den Ohren. Und aus den weit aufgerissenen, ins Leere starrenden Augen.

Ich schrie gellend, ließ das Öllicht fallen. Es zerbarst in tausend Scherben, und das Petroleum spritzte umher.

«Willst du das Haus anzünden?», brüllte die Köchin.

«Was ist mit ihr, was ist mit ihr?» Panisch stolperte ich zur Tür. Ich wollte nicht mit diesem Ding in einem Raum sein, ich war mir sicher, dass es sich um einen Teufel handeln musste, einen Dämon aus der Bibel, der gekommen war, um uns zu holen.

Das dort war nicht Erika. Das war ein Monster.

In meiner Panik lief ich dem Pastor in die Arme. Er hielt mich fest, versuchte, mich zu beruhigen, aber die Schreie kamen einfach weiter aus mir heraus. Also ließ er mich kurzerhand stehen, um selbst nachzuschauen. Ich taumelte gegen die Wand und sank auf den Boden.

Später saßen die Köchin und ich im Wohnzimmer. Benommen starrten wir vor uns hin. Das Haus war hell erleuchtet und voller Stimmen, ein Arzt, der Bürgermeister, beinahe die gesamte Nordmarscher Verwandtschaft, auch ein paar Nachbarn drängten sich in unseren Räumen. Inge stand in der Küche, klapperte mit irgendetwas herum und sprach dabei aufgeregt mit sich selbst.

«Nein, dass sie das tut ...», murmelte die Köchin. «Dass sie das tut. Ich weiß ja, wie es stand. Aber das ...» Sie war kreidebleich, die Tasse mit Kaffee drohte ihr aus der Hand zu kippen. Um die Schultern hatte sie eine Decke gelegt, aber die rutschte wieder herunter, ohne dass sie es wahrnahm.

Käthe kam hereingewackelt, sie trug schmutzige Überschuhe und hatte wohl keine Zeit mehr gehabt, ihre Haube aufzuziehen, ohne die sie kleiner wirkte und auf seltsame Weise nackt. «Man nimmt seine Schande mit ins Wasser.» Ihre kleinen dunklen Augen schienen vor Ärger zu glühen. «Und nicht in unsere Stube. Was hat sie sich nur gedacht?» Sie stellte klirrend eine neue Kanne Kaffee auf den Tisch und ging wieder hinaus. «Was hat sie sich gedacht!»

«Welche Schande?», fragte ich. Aber die Köchin reagierte nicht.

Aus der Diele drangen Stimmen herein, und ich stand auf. Hinter der Portiere war ich gut verborgen, sodass ich hören konnte, was der Arzt sagte.

«Sie hat Zündholzköpfe gegessen. Wie ich schätze, eine ganze Handvoll, mindestens. Daher ist sie so gelb. Die Leber schwillt an, und die Galle zeigt sich im Blut, die Organe degenerieren. Phosphorvergiftung. Grausame Sache. Aber fraglos ein Freitod. Justiz tut hier nichts zur Sache. Ich werde es bescheinigen.»

Ich lehnte mich so weit vor, dass ich die Männer sehen konnte, die im Kreis standen. Der Pastor war weiß im Gesicht, hatte die Hand vor den Mund gepresst und nickte immer nur zu den Worten des Arztes. Ich sah, dass seine Finger zitterten.

«Haben Sie gewusst, dass sie in anderen Umständen war?» Der Arzt musste seine Frage wiederholen, weil niemand reagierte, schließlich nickte der Pastor wieder. Ich sah, wie er mit Friedemann einen Blick tauschte.

«Wir haben es geahnt.»

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. «Na, da wäre die Erklärung. Schon wieder eine. Erst letztes Jahr haben wir doch Hildegards Fanny aus dem Fluss gefischt. Es wird immer doller, kein Anstand mehr, die jungen Leute. Aber so etwas ... Und auch noch hier im Pastorenhaus. Fanny hatte wenigstens den Sinn, direkt ins Wasser zu gehen.»

Ich verstand kein Wort. Was für Umstände? Warum sprachen alle von Wasser? Und was hatte das mit Erika zu tun?

«Was passiert jetzt mit ihr?» Die Stimme des Pastors klang ganz anders als sonst, schrill und hoch. «Sie kann nicht im Haus bleiben. Meine Nichte ist hier.»

«Natürlich nicht, Herr Pastor. Wir nehmen sie mit», beruhigte ihn der Arzt. «Sie hatte keine Verwandten, sagen Sie?»

«Schon möglich, dass es noch irgendwo jemanden gibt, aber Eltern hatte sie jedenfalls keine mehr.»

«Gut.» Einen Moment schien der Arzt zu überlegen. «Dann bringen wir sie erst mal ins Armenhaus.»

Niemand achtete auf mich. Ich verkroch mich oben auf der Treppe und schaute von dort aus zu, wie sie sie hinaustrugen, zu dem großen Wagen mit den Milchglasfenstern. Sie hatten ein Tuch über sie gelegt, aber es war verrutscht, und ich sah noch einmal das Gesicht, das keines mehr war. Ihr Kopf ruhte auf einem weißen Kissen. Jetzt schien sie mir nicht mehr so furchteinflößend wie zuvor, aber vielleicht lag es daran, dass ihre Augen nun geschlossen waren. Wie ich dort saß, die Knie an den Oberkörper gepresst, dachte ich, dass ich nie wieder fröhlich sein würde.

Irgendwann klappte die Tür ein letztes Mal zu, und Stille breitete sich aus. Ich saß noch immer bewegungslos auf meinem Posten. «Bist du noch auf? Jetzt aber zackig ins Bett mit dir!» Plötzlich stand Käthe unter mir. Ich fuhr in die Höhe. Mir wurde klar, dass ich seit Stunden nicht nach Mechthild geschaut hatte. Käthe schien an meinem Gesicht ablesen zu können, was ich dachte, denn sie kam ächzend die Stufen herauf. «Das mache heute ich. Du gehst schlafen», befahl sie seltsam gelassen.

Niemand kam zu mir. Niemand sprach mit mir oder erklärte, was vorgefallen war. Niemand fragte, wie es mir ging oder ob ich Angst hatte. Stundenlang lag ich da und zitterte. Der Hahn vor dem Fenster quietschte leise im Wind. Ich hatte Erika gemocht, sie hatte zum Haus dazugehört, und das

Haus, seine Bewohner, seine Abläufe, Rituale, Gerüche und Geräusche waren alles, was ich hatte. In der Nacht wachte ich von Schreien auf. Aber als ich hochfuhr und in den Flur taumelte, um nach Mechthild zu sehen, merkte ich, dass es zwei Stimmen waren, die ich hörte.

Langsam schlich ich über die Dielen. Die Tür zum Krankenzimmer war zu, aber Mechthild schrie so laut, dass ich auch so alles hörte. «Versündigt hast du dich. Und nicht nur gegen mich, auch gegen Erika. Wie konntest du nur? *Wie konntest du nur?*» Anscheinend ging ihr die Luft aus, und sie hielt keuchend inne. «Aber das hast du nicht mir zu beantworten, *ihm* hast du es zu beantworten, jawohl, *ihm*, den du so liebst. So wichtig scheint er dir ja nicht zu sein, mit seinen Geboten. Du Januskopf. Du Scheusal. Konntest du nicht mal warten, bis ich tot bin! In meinem eigenen Haus habt ihr es getrieben.»

Die tiefe Stimme des Pastors drang dazwischen. «Hilde. Hilde, jetzt beruhige dich doch, es war ja alles ganz anders, als du denkst.»

Ich stand noch eine Weile im Flur, aber ich konnte mir keinen Reim aus ihren Worten machen. Irgendwann wurde sie ruhiger. Er sprach sanft auf sie ein, und bald hörte ich nur noch seine Stimme. Leises Klirren verriet mir, dass er ihr den Mohnsaft gab, der auf dem Nachtschrank stand.

Ich hatte Durst. Und ich wollte nicht zurück in mein Zimmer zu meinen Träumen. Langsam stieg ich die Treppe hinunter. Auf dem Boden waren Tropfen der leuchtenden Flüssigkeit, die Erika aus dem Mund gequollen war. Ich holte einen Lappen aus der Küche und wischte sie auf. Nach kurzem Überlegen warf ich ihn in den Kübel. Als ich durch die Hinterdiele wieder nach oben wollte, blieb ich stehen. Die Tür zur Wirtschaft stand offen. Seit ich in diesem Haus lebte, war sie immer geschlossen gewesen, wenn nicht gerade jemand hindurchging. Ein heller Lichtkegel fiel in den Flur.

Werner und Friedemann saßen am Tresen, erleuchtet vom goldenen Schein der Gaskronen über ihnen. Keiner von beiden schien überrascht, mich zu sehen.

«Na, Mädchen?» Werners Augen waren gerötet, er sah sehr müde aus.

Noch nie war ich abends hier gewesen. Es war nicht groß anders als tagsüber, aber es roch anders, und es fühlte sich anders an. Vor ihnen stand eine leere Schnapsflasche. Der Aschenbecher hingegen war voll.

«Kannst du auch nicht schlafen?» Werners Mund verzog sich zu einem freudlosen Lächeln.

Ich schüttelte den Kopf.

«Kein Wunder. Ein scheußlicher Anblick. Grausig. Das vergisst man so schnell nicht. Zeigen hat sie es euch wollen. Die hat genau gewusst, was sie tut. Dass ihr sie findet.»

Verblüfft starrte ich ihn an.

«Die wollte uns einen richtig schönen Skandal verpassen. Das hat sie auch geschafft, würde ich sagen.»

«Mechthild hat gesagt, dass der Pastor sich mit Erika versündigt hat», setzte ich vorsichtig an. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, was sie damit meinte. Was konnten die beiden getan haben, das so schlimm war?

Die beiden Männer tauschten einen Blick. «Du bist noch zu jung, um das zu verstehen.» Werner nahm die Mütze ab, kratzte sich am Kopf. Er mied meinen Blick. «Die Mechthild ist ja schon so lange krank. Und Horst ist eben auch nur ein Mann, wenn auch Pastor, ist doch alles gleich. Man hat Bedürfnisse, die sind von Gott gegeben, also kann's so falsch nicht sein. Der Mann braucht eben die Frau. Ich kann's ja schon verstehen, so hübsch, wie sie war. Sie hätte halt aufpassen müssen. War doch kein Kind mehr, ist sie selber schuld, wenn sie es so weit kommen lässt.»

«Aber was denn?», fragte ich atemlos.

«Er hätte ihr sicher was bezahlt, er ist doch kein Lump», murmelte Werner wie zu sich selbst. «Da hätte sie sogar ein Geschäft machen können, wenn ihr mich fragt.» Er leerte sein Glas, beugte sich über den Tresen und goss Bier nach. «Wenn es gestorben wäre, hätte sie das Geld sogar behalten können. Das geht doch vielen so. Muss man ja nicht gleich so dramatisch werden», brummte er weiter und seufzte. «Hätt ja woanders neu anfangen können.»

«Sie war doch magenkrank?», fragte ich, als keiner zu einer weiteren Erklärung ansetzte. «Es muss wohl sehr schlimm gewesen sein. Vielleicht gab es keine Heilung?» Etwa so hatte ich mir das ganze Geschehen zusammengereimt. Nur verstand ich immer noch nicht, was der Pastor damit zu tun hatte.

Friedemann saß nur da und starrte vor sich hin. Werner sah mich an, dann schnaubte er leise, nahm sein Glas und trank es in einem Zug leer. «Das kann man wohl sagen», murmelte er, stand auf und klopfte mit dem Knöchel auf den Tresen. «Ich pack mich heim.»

Friedemann hatte die Hand mit der qualmenden Zigarette auf den Tresen gestützt und schien wie hypnotisiert den Rauch zu betrachten, der zur Decke

zog. Er nickte nur abwesend. Werner nahm seine Jacke und ging. Beinahe wäre er hingefallen, so schwer fiel es ihm, sich auf den Beinen zu halten.

Mir war kalt, ich wollte zurück ins Bett, aber ich hatte das Gefühl, dass es unhöflich wäre, Friedemann alleine sitzen zu lassen. Plötzlich hob er den Blick und sah mich an. In diesem Moment fiel mir ein, dass ich nur mein Nachthemd trug, und sofort stieg mir die Hitze ins Gesicht. Wenn Erika mich erwischt, setzt es was, dachte ich. Dann fiel mir ein, dass Erika mich nicht mehr erwischen konnte. Ich musste daran denken, wo sie jetzt wohl war. Mir wurde entsetzlich übel.

«Wie alt bist du jetzt eigentlich wirklich?» Friedemann zog an seiner Zigarette. Im Licht der Gaskronen waren seine Augen klein und dunkel, und seine Wimpern leuchteten hell.

Ich überlegte einen Moment. «Jetzt wohl dreizehn», sagte ich, denn inzwischen hatte ich sicher Geburtstag gehabt. Ich war ja schon so lange hier.

Er nickte wieder nur.

Als er nichts mehr sagte, nur weiter in den Rauch starrte, bewegte ich mich langsam rückwärts. «Gute Nacht», wünschte ich vorsichtig.

Er schien mich gar nicht gehört zu haben, und nach kurzem Zögern drehte ich mich um und ging. Als ich schon wieder in der Diele war, vernahm ich seine Stimme: «Gute Nacht, Christina.»

Hamburg

1913

9

Rosa blieb gesund. Aber als würde das Schicksal auf sie hinunterlachen, amüsiert darüber, dass sie sich auch nur einen Moment lang von Sorge befreit fühlen sollte, spürte Alice wenige Tage nach Willies Beerdigung, dass mit ihr selbst etwas nicht stimmte. Sie war schwächer als gewöhnlich, furchtbar müde und antriebslos. Sie betete, es möge sich nur um ihre herannahende Blutung handeln, aber ihr Hals brannte, und ihre Beine waren schwer. Sie bekam Gliederschmerzen, es war nicht zu leugnen, und hinter ihren Schläfen machte sich langsam, aber sicher ein Stechen bemerkbar. Nachts bekam sie Fieber, und sie hustete so stark, dass Henk ihr irgendwann wütend befahl, auf der Küchenbank zu schlafen. Gegen Morgen kam Schüttelfrost dazu. Als ihr Wecker klingelte, fühlte sie sich halb tot. Der Gedanke, jetzt in die Kälte gehen und zehn Stunden arbeiten zu müssen, ließ eine solche Verzweiflung in ihr aufsteigen, dass sie weinen wollte.

Auf dem Weg in die Fabrik überfiel sie röhrender Husten. Kaum stand sie zu Beginn der Schicht am Band, schienen die Symptome sich zu vervielfältigen. Ihre Kolleginnen rückten unmerklich ein Stück von ihr ab, eine junge Polin ihr gegenüber beobachtete sie besorgt. Als Alice ein so schlimmer Hustenkrampf überfiel, dass sie nicht weitermachen konnte, bearbeitete sie hastig auch ihre Wolle. Alice nickte ihr dankbar zu und wandte sich ab, um den nächsten Krampf über sich ergehen zu lassen.

Mit tränenden Augen arbeitete sie weiter. Plötzlich sah die Frau sie erschrocken an und deutete auf ihr Gesicht. Erst verstand sie nicht. Dann nahm sie das Tuch ab. Einen Moment starrte Alice verständnislos auf das Blut. Hastig steckte sie das Tuch in die Schürzentasche. Kleine heiße Schauer überliefen sie. Was war das? Hatte sie sich Tuberkulose eingefangen? War da

Blut in der Lunge? Erwachsene bekamen doch gar keinen Scharlach? Oder doch?

Den Rest des Tages wurden ihre Gedanken beherrscht von Angst. Als die Schicht endlich vorbei war und sie sich die vor Dreck starrenden Hände wusch, kam die junge Polin auf sie zu. Hier war es ruhiger, und man konnte sich normal unterhalten – wenn man dieselbe Sprache sprach. Die Frau gab Alice einen Zettel. Erstaunt faltete sie ihn auseinander. Es stand nur ein Wort darauf – ein polnisches. Alice reichte ihr das Papier zurück und verzog bedauernd das Gesicht, als Zeichen, dass sie nicht verstand. Aber die Frau nickte mit ernster Miene und drückte ihr den Zettel wieder in die Hand.

«Gut, ich frage jemanden.» Die Sorge rührte sie, aber sie wusste ja selbst, dass Bluthusten nichts Gutes bedeuten konnte. Wohl oder übel würde sie wieder Vater Kohl aufsuchen und ihr hart verdientes Geld für Medizin ausgeben müssen. Manchmal fragte sie sich, warum sie das eigentlich durchmachte, dieses Leben. Was für einen Sinn das alles hatte. Aber dann sah sie ihre Tochter an, und die Frage beantwortete sich von selbst.

Wie im Delirium schleppte sie sich nach Hause. Das Pochen in ihren Schläfen schien mit jedem Schritt stärker zu werden. Als sie den Hinterhof und schließlich das Haus betrat, in dem ihr die vertraute Mischung aus Gerüchen und Geräuschen aus den Wohnungen entgegendrang, wusste sie schon, dass sie ihre Arbeit verlieren würde. In ihr bahnte sich etwas an, das über eine normale Erkältung hinausging. Niemals würde sie am nächsten Tag wieder zehn Stunden durchhalten.

Im Treppenhaus quiekten die Ratten. Sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, um zu fauchen. Beinahe war sie schon die Treppe emporgestiegen, da fiel ihr der Zettel wieder ein. Alice kehrte um und klopfte an eine Tür im ersten Stock. Die Nachbarin, in Kittelschürze und mit Säugling auf dem Arm, schaute mit zusammengezogenen Augenbrauen durch den Spalt, aber als sie Alice erkannte, entspannte sich ihre Miene, und sie öffnete die Tür weiter. Hinter ihr saßen sieben Jungen und Mädchen verschiedensten Alters zusammengedrängt um den kleinen Tisch und aßen zu Abend. Von der Decke hing Wäsche. Die Nachbarin rief den Kindern etwas auf Polnisch zu und zeigte zur Tür des Nebenraums. Alice wusste, dass dort tagsüber Schlafgänger beherbergt wurden, fremde Männer, die sich kein eigenes Zuhause leisten konnten, im Schichtdienst arbeiteten und deshalb stundenweise Betten

mieteten. Die Wohnung war nicht größer als ihre eigene, und Alice fragte sich, wie die Leute es hier aushielten.

«Du krank?» Die Nachbarin musterte sie besorgt.

Alice schüttelte den Kopf, dann nickte sie. «Ja, eine Erkältung», antwortete sie heiser und stellte überrascht fest, dass sie kaum noch eine Stimme hatte.

«Warte!» Bevor Alice protestieren konnte, eilte die Frau zum Küchenschrank und kramte darin herum. Kurz darauf kam sie zurück und hielt ihr einen Tonkrug mit einer dunklen Paste hin. «Auf Brust!» Sie zeigte mit den Händen, wie Alice die Paste auftragen sollte. «Hilft gut.»

Alice hatte nicht einmal mehr die Kraft zu lächeln. «Danke», sagte sie schwach, und nur dieses eine Wort tat so weh im Hals, dass ihr die Tränen kamen. Dann hielt sie ihr den Zettel hin.

Mit gerunzelter Stirn nahm die Frau ihn entgegen, doch dann schüttelte sie den Kopf. «Ich nicht lese», sagte sie nüchtern.

«Oh. Ich verstehe.» Alice wollte sich schon wieder umdrehen, da gab die Frau das Papier einem der größeren Jungen am Tisch.

«Mirosh Schule», erklärte sie, und der mütterliche Stolz in ihren Augen war Alice so vertraut, dass sie nun doch lächelte.

Der Junge beriet sich mit ernster Miene mit einem seiner Brüder, dann sprachen die beiden mit der Mutter. Die Frau blaffte etwas, die Jungs blafften zurück, und kurz gab es ein hitziges Wortgefecht.

Als sie sich wieder zu Alice umdrehte, wirkte sie mit einem Mal sehr besorgt. «Mirosh sagt: Milzbrand.»

Mit einem leisen Klingeln in den Ohren stieg Alice Stufe für Stufe die dunkle Treppe hinauf. Sie musste sich mit den Händen am Geländer hochziehen, so schwer fiel es ihr, ihren Körper zu bewegen. Die Woll, dachte sie. Verdammt, die Woll.

Natürlich hatte sie gewusst, dass die Gefahr bestand. Alle Menschen, die mit Tieren oder ihren Produkten arbeiteten, wussten das. Aber man wusste es so, wie man wusste, dass Mangelernährung zu Krankheiten führte, Zugluft zu Erkältungen und verschmutztes Wasser zu Cholera. Es war eben so. Was sollte man tun, wenn man kein Essen hatte, kein warmes Zimmer und kein sauberes Wasser? Man nahm das Risiko in Kauf.

Als sie vor der Wohnungstür angekommen war, blieb sie stehen. Es war nur eine Vermutung, ihre Kollegin wusste genauso wenig wie sie selbst, worum es

sich bei ihrer Erkrankung handelte. Schließlich hatte sie jede Nacht bei Marietta gegessen, kaum geschlafen, trotzdem jeden Tag gearbeitet. Aber wenn sie recht hatte ... Wenn sie recht hatte, dann durfte Alice die Wohnung nicht betreten.

Langsam drehte sie sich um und ging Stufe für Stufe die Treppe wieder hinab.

«Du musst ins Hospital.» Vater Kohl zögerte keine Sekunde, als sie ihm leise keuchend vor seiner Tür erklärte, welchen Verdacht sie hatte. «Wenn es die Milzkrankheit ist, musst du sofort behandelt werden.» Er trat einen Schritt zurück. «Und ich kann nicht riskieren, es mir zu holen.»

«Aber ...», sagte Alice mit rasselnder Stimme. «Kannst du mich nicht untersuchen?»

«Seh ich so aus, als hätte ich hier Mikroskope? Du brauchst Gewissheit. Und wenn du die Milzkrankheit hast, brauchst du Betreuung rund um die Uhr. Willst du die nächsten Wochen hier auf meiner Pritsche liegen?»

«Aber ...», keuchte Alice noch einmal. «Ich habe kein Geld.» Wütend wischte sie sich über die brennenden Augen. Tränen waren das Letzte, was sie jetzt brauchte.

«Du hast keine Zeit!» Er griff nach der Tür, um sie ihr vor der Nase zuzuziehen. «Geh!»

Die Pferdebahn war voll, sie musste auf dem Vorderperron stehen und sich festklammern. Es nieselte, ihr Körper wurde immer wieder von Schauern geschüttelt. Nicht loslassen, dachte sie krampfhaft. Nur nicht loslassen. Die Straße ratterte unter ihr vorbei.

Ein junger Mann beobachtete sie mit besorgter Miene. «Geht es Ihnen gut?» Sie konnte nur nicken.

Alice schaffte es gerade noch ins Hospital St. Georg. In der Lobby brach sie zusammen, sank in die Knie und fiel langsam vorneüber. Sie nahm noch verschwommen wahr, wie eine Schwester mit einem Silberkreuz auf der Brust auf sie zueilte und rief: «Schnell, wir brauchen eine Trage!», dann schwanden ihr die Sinne, und gnädige schwarze Nacht hüllte sie ein.

* * *

Warme Augen blickten aus einem freundlichen Gesicht durch dicke Brillengläser zu ihr herab. Einen Wimpernschlag zuvor hatte sie noch geglaubt, mit Rosa am Küchentisch zu sitzen und zu malen. Jetzt erkannte sie, dass sie geträumt hatte.

«Ah, wunderbar. Endlich sind Sie wieder unter den Lebenden, Frau Bloom.» Der Mann mit dem grau melierten Bart bemerkte, dass seine Nähe sie erschreckte, und trat einen Schritt zurück.

Alice blinzelte müde. Nur langsam verstand sie, dass sie in einem Krankenhausbett lag. Sie versuchte, sich aufzusetzen, aber ihre Arme wollten den Oberkörper nicht stützen.

«Bleiben Sie liegen.» Die Stimme des Arztes war genauso warm wie seine Augen. «Sie hatten großes Glück, Frau Bloom, aber Sie sind noch sehr geschwächt», erklärte er ihr mit gerunzelten Brauen. «Fast alle Patienten, die wir bisher mit Lungenmilzbrand hier hatten, sind innerhalb von achtundvierzig Stunden gestorben. Wer auch immer Ihnen geraten hat, herzukommen, hat Ihnen das Leben gerettet.» Er schob seine Brille auf den Kopf und musterte sie. «Die meisten Menschen verwechseln die Krankheit mit einer starken Erkältung, dann kommt es zum Schock und beinahe sofort zum Tod. Wenn Sie nicht diesen Zettel in der Tasche gehabt hätten ... Schwester Ewa hat übersetzt. Nun, ich kann Ihnen sagen, wir hätten sonst wesentlich länger für die Diagnose gebraucht. Wir haben bereits die Fabrik benachrichtigt, in der Sie arbeiten, damit das Werk vorerst stillgelegt wird.»

Das ließ Alice trotz allem vor Schreck in die Höhe fahren. Wenn nicht gearbeitet wurde, verdienten die Frauen kein Geld, und wenn sie kein Geld verdienten, bekamen ihre Kinder nichts zu essen. Und sie war schuld. «Oh, aber, wie lange wird das dauern?»

Er runzelte die Stirn. «Das weiß ich nicht. Man wird alle Wolle, die momentan im Werk liegt, vernichten müssen, fürchte ich. Bisher haben wir aber nicht gehört, ob sie unserer Empfehlung nachkommen.» Nachdenklich blätterte er in einer Mappe. «Sie wären Narren, nicht zu schließen. Der Milzbrand kann sogar noch über die Kleidung übertragen werden, die später aus der Wolle gefertigt wird. Man darf die Krankheit auf keinen Fall unterschätzen. Aber Zeit ist bekanntlich Geld. Wir werden sehen, wie die Reaktion ausfällt.»

«Wann werde ich entlassen?», fragte Alice schwach.

«Das wird eine Weile dauern.» Er lächelte gutmütig. «Sie sind noch nicht über den Berg.»

«Ich kann mir das nicht leisten.» Es tat ihr weh zu sprechen, ihr Hals fühlte sich an wie eine offene Wunde.

Zu seinem Lächeln gesellte sich ein Stirnrunzeln. «Frau Bloom. Sie können es sich nicht leisten, *nicht* zu bleiben. Milzbrand ist eine hochinfektiöse, tödliche Krankheit.» Als er ihre sorgenvolle Miene sah, fügte er hinzu: «Sie sind doch bestimmt über das Werk versichert. Es gibt natürlich eine Selbstbeteiligung, die Kosten werden Ihnen nach der Entlassung in Rechnung gestellt. Aber es gibt ja Hilfen. Vielleicht fragen Sie einmal bei Ihrem Bezirksvorstand? Da gibt es Sprechstunden für ...» – er zögerte einen Moment – «... Bedürftige.»

Alice blickte stumm auf ihre Hände. «Kann ich meine Familie benachrichtigen?», fragte sie schließlich.

«Wir haben einen Fernsprecher, den Sie ...»

«Wir aber nicht», unterbrach sie ihn hart, und er nickte hastig.

«Natürlich. Nun, Sie können Ihnen schreiben. Es gibt eine Rohrpostanlage im Haus. Weiß Ihr Mann denn nicht, dass Sie hier sind?»

Sie schüttelte den Kopf. «Als ich den Verdacht hatte, bin ich nicht mehr in die Wohnung zurückgegangen. Ich habe eine kleine Tochter und wollte sie nicht anstecken.»

«Das war sehr vorausschauend von Ihnen», erwiderte er anerkennend. «Die beiden machen sich vermutlich große Sorgen, weil sie so lange nichts von Ihnen gehört haben.»

Erstaunt sah Alice zu ihm auf. «Aber ... wie lange bin ich denn schon hier?»

Er schaute in seine Unterlagen. «Zehn Tage.»

Der Schock überfiel sie mit solcher Gewalt, dass er ihr den Atem nahm. Rosa war zehn Tage alleine mit Henk gewesen. Das Mädchen hatte zehn Tage lang nicht gewusst, wo seine Mutter war.

«Ich muss nach Hause ...» Wieder versuchte sie, sich aufzusetzen.

Sofort trat der Arzt einen Schritt vor. «Frau Bloom», mahnte er scharf. «Das geht auf keinen Fall!»

«Aber meine Tochter! Sie verstehen das nicht. Sie kann nicht mit meinem Mann alleine sein», rief sie. Doch noch während sie es sagte, überfiel sie der Schwindel, sie sackte zurück ins Kissen, als hätte sie jemand auf den Kopf geschlagen. Vor ihren Augen flimmerte es.

Besorgt musterte der Arzt sie. «Ich bin sicher, es geht ihr gut», beschwichtigte er.

Alice spürte Tränen hinter den Lidern. Ihr Kopf tat so entsetzlich weh, und der Gedanke an Rosa war nicht zu ertragen. «Sie verstehen das nicht», murmelte sie wieder, und er runzelte die Stirn.

«Ihr Mann wird sich bestimmt erkundigt haben. Wenn jemand einfach nicht nach Hause kommt, fragt man doch als Erstes im Hospital nach.»

Normale Männer vielleicht, dachte Alice bitter. «Haben Sie ein Blatt Papier und einen Stift, damit ich ihnen schreiben kann?»

«Selbstverständlich. Ich lasse es Ihnen bringen.» Er zögerte, stemmte eine Hand in die Hüfte. «Frau Bloom, ich wollte wegen einer anderen Angelegenheit mit Ihnen sprechen. Bei der Untersuchung haben wir festgestellt, dass Sie, wie soll ich sagen ...»

Alice erstarrte. «Es ist lange her», unterbrach sie ihn sofort. «Ich ... möchte nicht darüber sprechen.»

Langsam nickte er. «Und die Male an Ihren Armen? Die Blutergüsse? Die sind neu.»

Als sie nichts erwiderte, seufzte er. «Vielleicht wenden Sie sich einmal an die Sprechstunde der Sozialfürsorge? Oder an einen Frauenverein ...?» Etwas hilflos brach er ab.

«Danke.» Sie zwang sich zu einem Lächeln, das in sich zusammenfiel, sobald er den Raum verlassen hatte.

Wenig später brachte eine Schwester Briefpapier. Alice begann zu schreiben, doch ihre Hand zitterte so, dass sie nach jedem Wort absetzen musste. Nur mit Mühe hielt sie sich davon ab, der Erklärung über ihren Verbleib auch eine Reihe an Ermahnungen und Anweisungen hinzuzufügen. Wenn die beiden bis jetzt überlebt hatten, würden sie schon irgendwie zurechtkommen. Aber die Sorge um Rosa quälte sie so sehr, dass sie nicht einschlief, obwohl sie kaum die Augen offen halten konnte. Henks Gegenwart war für ein kleines Kind nicht sicher. Einzig der Gedanke, dass Marietta da war, beruhigte sie ein wenig.

Alice wälzte sich stundenlang herum, dann gab sie es auf, einschlafen zu wollen. Es gab nur eins, was sie ablenken konnte. Sie holte das restliche Briefpapier hervor und begann zu malen.

Als sie eine Woche später entlassen wurde, fühlte sie sich noch immer so schwach, dass jede Bewegung Kraft kostete. «Übernehmen Sie sich nicht. Sie müssen sich schonen!» Die Augen des Arztes glitten durch den Raum und blieben bei ihrem Nachttisch hängen. Erstaunt blickte er zu seiner Patientin auf. «Ist das Ihre Tochter?»

«Ja», Alice lächelte müde. «Das ist sie.» Die Wirkung ihrer Arbeit auf andere Menschen überraschte sie immer wieder, sie war fast so schön wie der Prozess des Malens selbst.

«Erstaunlich», murmelte er. «Wirklich erstaunlich. Sie haben Talent, Frau Bloom.»

«Ich weiß», erwiderte sie leise.

Dann ging sie nach Hause.

Die Küche war leer. Sie sah nicht so chaotisch aus, wie sie befürchtet hatte, Marietta musste hier gewesen sein. Henk hätte niemals das Geschirr abgewaschen, das Brot wieder in den Beutel gelegt oder die Wäsche aufgehängt. Auf dem Tisch stand eine Dose mit Keksen neben einer offenen Flasche Holsten-Bier. Sie lebten also. Die Tür zum Schlafzimmer war geschlossen, doch die Schuhe standen nicht auf der Matte neben der Eingangstür. Niemand war hier. Alice hatte sich so darauf gefreut, Rosa in die Arme zu schließen, dass ihr die Enttäuschung beinahe körperlich wehtat. Sie musste kurz innehalten, ihre Brust hob und senkte sich, sie hatte sich viel zu sehr beeilt, war eigentlich noch zu schwach, um die Treppe hinaufzustürmen. Aber dieses ungute Gefühl hatte sich mit jedem Meter in ihr ausgebreitet, und die letzte Straße war sie gerannt, hatte die Frauen unten im Hof ignoriert, die neugierig nach ihr riefen, und war mehrere Stufen auf einmal nehmend nach oben geeilt. Plötzlich hörte sie ein Geräusch, das sie stocken ließ. Mit zwei Schritten durchquerte sie die Küche und riss die Tür zum Schlafzimmer auf.

Er lag im Bett und schnarchte röhrend. Der Vorhang war zugezogen, aber sie sah auf einen Blick, dass Rosa nicht hier war.

«Wo ist sie?» Alice stieß ihm beide Hände in den Rücken, schüttelte ihn. «Wo ist Rosa?»

Er grunzte, richtete sich benommen auf, wehrte ihre Hände ab. Im selben Moment erkannte sie, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Sie trat zurück und riss den Vorhang beiseite.

«He!» Ein fremder Mann blinzelte ihr entgegen, hob schützend eine Hand vor die Augen. «Was soll der Scheiß.» Er war nackt.

Entsetzt starrte Alice auf sein schlaffes Glied. «Wer sind Sie? Was tun Sie in meiner Wohnung?»

«Ich schlafe», knurrte er und starrte zurück. «Und ich habe nicht so viel Geld bezahlt, damit Sie mich hier mitten am Tag wach rütteln.»

Jetzt verstand sie. «Sie sind ein Schlafgänger?»

Er gähnte, rieb sich das Gesicht. «Henk hat mir das Bett vermietet. Ich hab es noch bis sechs Uhr.» Der Mann blickte an sich hinunter, begriff endlich, dass er entblößt war, und raffte das Laken an sich. Allerdings nicht besonders schnell. «Das Bett ist groß genug für zwei.» Er grinste. «Ich zahl auch extra!»

Alice drehte sich um und rannte.

«Alice. Oh Gott, endlich. Ich war so oft im Krankenhaus und habe nach dir gefragt, aber sie haben mich nicht reingelassen. Zu ansteckend.» Mariettas Erleichterung war wie eine warme Welle, die ihr entgegenspülte.

«Du warst da?» Erstaunt sah Alice in das müde Gesicht der Freundin. Seit Willie gestorben war, schien sie um zehn Jahre gealtert. Abgearbeitet und müde stand sie in der halb geöffneten Wohnungstür. «Henk auch?»

Marietta nickte. «Das glaubst du aber. Ich hab ihn hingeprügelt. Mit Rosa war er da. Aber natürlich bei ihm genau das Gleiche: zu ansteckend.» Sie zuckte mit den Schultern.

«Wo sind die beiden?»

«Ich weiß es nicht, er hat mich nur zwei Mal gebraucht in der ganzen Zeit, sonst hat er sich selbst um Rosa gekümmert. Hat mich nicht helfen lassen. Er mag es ja nicht, wenn man sich einmischt.»

Das altbekannte Gefühl von drohendem Unheil überflutete Alice. Aber bevor sie etwas sagen konnte, sprach Marietta weiter, und Alice brauchte einen Moment, bis die nächsten Worte in ihrem Kopf einrasteten.

«Es ist gut, dass du wieder da bist. So kann ich mich noch verabschieden.»

«Verabschieden?» Verständnislos sah sie die Freundin an.

«Wir können nicht bleiben. Alles hier erinnert uns an ihn.» Marietta öffnete die Tür etwas weiter, und Alice erkannte mit Entsetzen, dass die Wohnung hinter ihr bereits halb leer geräumt war. «Wir ziehen nach Eimsbüttel. Da haben wir eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern gefunden.»

Es fühlte sich an, als hätte jemand sie geohrfeigt.

«Ich schreibe dir die Adresse auf. Wir können uns doch trotzdem noch oft sehen!» Mariettas trauriges Lächeln verriet, dass sie genauso gut wie Alice selbst wusste, dass das eine leere Versprechung war. Sie hatten keine Zeit für Besuche in anderen Vierteln der Stadt. Eimsbüttel fühlte sich an, als läge es am anderen Ende der Welt.

Alice kämpfte gegen die Tränen. Es gab doch ohnehin schon so wenig Menschen in ihrem Leben, die ihr etwas bedeuteten. Wenn sie jetzt anfang zu weinen, würde sie nicht mehr aufhören. «Wir werden euch so vermissen!» Sie umarmten sich lange und fest. «Ich muss gehen», sagte sie schließlich.

Marietta nickte und drückte ihre Hand. «Hast du schon bei der alten Hexe geschaut? Vielleicht sind sie dort.»

Alice schüttelte den Kopf. «Aber mir bleibt wohl nichts anderes übrig.»

Der Verfall fraß sich durch den kleinen Garten wie eine Krankheit, Schrott sammelte sich in jeder Ecke, Brennholz und alte Fischreusen lagen übereinandergeworfen. Hinter der Brombeerhecke stand noch das verrostete Gatter, in dem der Tanzbär gelebt hatte, mit dem Sigrid Bloom und ihr Mann früher umhergezogen waren. In den letzten Jahren hatte sie darin Hühner und einen Pfau gehalten, aber nun war der Käfig verlassen. Alice hatte Geschichten über den Bären gehört, und sie war sich sicher, dass der Tod eine Erlösung für ihn bedeutet hatte.

Sie hämmerte mit der Faust gegen die Tür des schiefen Wohnwagens, in dem Sigrid Bloom lebte. Jemand musste da sein, aus dem kleinen Rohr im Dach quoll Rauch. In der krummen Eiche neben dem Wagen saß ein Rabe und krächzte zu ihr herunter. Henks Mutter lebte im Winterquartier auf Entenwerder. Die meisten Schausteller nutzten das Gebiet, um dort in den kalten Monaten ihre Wagen abzustellen und für diese Zeit in Wohnungen in der Stadt zu ziehen, die anderen blieben und lebten den Winter über zusammen wie in einem Dorf auf Rädern. Für viele ältere Schausteller, die sich zur Ruhe setzten, wurde das Winterquartier zum dauerhaften Zuhause. Viele waren das Leben im Wagen zu sehr gewohnt, um in eine Wohnung umzusiedeln. Eine Gardine bewegte sich, aber drinnen blieb es still.

«Nun mach schon auf!» Wütend hämmerte sie noch einmal gegen das ausgebleichene Holz, drehte sich voll Frustration um sich selbst, trat vor das Fenster und versuchte hineinzuspähen, aber es war zu hoch. «Ich weiß, dass du da bist.»

Es dauerte, bis aus dem Inneren des Wagens schlurfende Schritte ertönten. Mittlerweile hatte Alice die Hoffnung aufgegeben, dass Henk und Rosa hier waren: Ihre Tochter hätte sofort auf ihr Rufen reagiert. Es knirschte hinter ihr, und als Alice sich umdrehte, sahen ihr die hasserfüllten Augen ihres Mannes entgegen. Aber das Gesicht, zu dem sie gehörten, war das einer hageren alten Frau.

«Was willst du?»

Alice konnte die Abscheu, die ihre Schwiegermutter ihr gegenüber hegte, auf der Haut fühlen wie einen kalten Lufthauch. Der Gedanke, dass ein großer Teil des an endlosen Tagen am Laufband der Fabrik erarbeiteten Geldes in Sigrids Klauen geflossen war, ließ sie beben vor Zorn. «Ich suche Henk.»

«Hier ist er nicht.» Ihre Schwiegermutter hüllte sich tiefer in das dunkle Tuch, das sie um Kopf und Oberkörper gewickelt hatte.

«Weißt du, wo er sein könnte?»

«Woher soll ich das wissen?»

«War er diese Woche bei dir? Hast du Rosa gesehen?»

«Er war hier ...» Sigrid nickte.

Alice knirschte mit den Zähnen. Dieser alten Hexe musste man jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Sie fragte Alice nicht, wie es ihr ging, dabei wusste sie sicherlich von ihrem Aufenthalt im Krankenhaus. Sigrid fragte auch nicht, ob Alice hineinkommen wollte. Aber das war ihr nur recht, sie hasste den muffigen, klammen Wohnwagen.

«Hat er gesagt, was er vorhat?»

«Warum sollte er mir das sagen?» Sigrid musterte sie kalt. Alice hatte sich schon immer gefragt, ob Henks Mutter mehr wusste, als sie preisgab. Ob sie etwas erfahren hatte über die verschlungenen Kanäle der Schaustellerfamilien, die doch alle untereinander vernetzt waren. Geredet hatte man sicher. Anders konnte sie sich den giftigen Hass nicht erklären, den Sigrid ihr von der ersten Sekunde an entgegengebracht hatte.

«Ich muss wissen, wo die beiden sind.»

«Du weißt also nicht, wo dein Kind ist ...» Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge, und ein böses Lächeln huschte über ihre Züge. «Typisch.»

Alice erstarrte. Konnte sie meinen ...? Ihr Herz klopfte mit einem Mal zum Zerspringen. Bevor Sigrid noch etwas sagen konnte, drehte sie sich um und ging. Sie kann es nicht wissen, hämmerte es in ihrem Kopf. Es ist unmöglich.

Als sie schon fast an der schief in den Angeln hängenden Gartenpforte war, rief Sigrid: «Wo soll er sein. In der Wirtschaft ist er!»

Die Fenster der Kellerkneipe waren mit Brettern zugenagelt und zusätzlich mit Strohsäcken verhängt. Trotzdem war sie schon von Weitem auszumachen. Schiefe Klaviermusik drang auf die Straße. Als Alice eintrat, waberte Ruß- und Schweißgestank wie eine Wolke über den Köpfen. Hier hatte sich seit Jahrzehnten kaum etwas verändert. Blicke blieben auf ihr hängen, Männer versuchten, nach ihr zu greifen, sie zum Stehenbleiben zu überreden. «He, Püppchen, wohin so eilig?»

Sie riss sich los, ließ die Augen suchend durch die Menge schweifen. Nach wenigen Sekunden entdeckte sie ihn. «Wo ist Rosa?»

Er war so betrunken, dass er kaum den Blick fokussieren konnte. Seine Wangen glühten, Haarsträhnen hingen ihm in die Stirn. Einen Moment stierte er sie an, und sie sah an seiner Miene, dass er Rosa vergessen hatte. Da war nur Leere in seinen Augen. Es hätte sie überrascht, wenn er seinen eigenen Nachnamen gewusst hätte.

Dann fiel es ihm wieder ein, sein Gesicht verzog sich zu einem Lachen. «Na, unterm Tisch!», rief er, als wäre sie blöd, und deutete in Richtung seiner Schuhe.

Alice hatte es geahnt, aber dennoch auf eine andere Antwort gehofft. Schon des Öfteren hatte sie ihre Tochter aus genau dieser Situation geholt, daher war sie nicht schockiert. Nur wütend. Aber das musste sie sich für später aufheben.

Rasch ging sie in die Knie. Es war so dunkel in der Wirtschaft, dass sie die vielen Männerbeine und -schuhe nur schemenhaft ausmachen konnte, eines war jedoch sofort klar: Unter dem Tisch war kein kleines Mädchen.

Eine heiße Welle der Angst schoss ihr den Rücken hinunter. «Sie ist nicht hier!», brüllte Alice und widerstand dem beinahe übermächtigen Drang, ihn zu packen und zu schütteln.

Hastig sah sie sich im Keller um, aber es war so voll, dass sie keinen Überblick bekam. Jemand fing ausgerechnet jetzt einen Rundtanz an, die Leute sprangen durcheinander, hielten sich an den Armen und grölten zur Musik.

Henk schien verdutzt, er hielt sich mit einer Hand am Tisch fest, beugte sich selbst hinunter und brach dabei fast die Zigarette ab, die ihm im Mund hing.

«So was!», murmelte er, und Alice musste ihn an der Schulter packen, damit er nicht vornüberfiel.

«Eben war se noch da», mischte sich sein Banknachbar ein. «Hat hier unten gespielt. Wird nicht weit sein, die Kleene.»

Die anderen nickten zustimmend, ließen sich in ihrem Grabugespiel aber nicht beirren. Alice drängte durch die Menge, stieß sich mit dem Ellbogen einen Weg, vorbei an schwitzenden, rußigen Männerkörpern und durch Schwaden von Zigarettenqualm. Plötzlich fing sie den Blick der Wirtin auf.

Die kleine Frau mit den schütterten roten Haaren winkte ihr, an den Tresen zu kommen. «Suchen Se die Kleine?», rief sie über den Lärm hinweg. Sie polierte einen Bierkrug und deutete mit dem Kinn zum Tresen. «Sie ist hier, bei uns. Wir lassen se hier schlafen, wenn se müde ist.»

Alice trat hinter die Theke, und ein tonnenschweres Gewicht schien ihr von den Schultern zu fallen. Hinter einem Bierfass der Holsten-Brauerei lag ihre Tochter. Sie hatte sich auf ein paar alten Schürzen eingerollt und den Daumen in den Mund gesteckt. Plüsch hing in ihrer Armbeuge, den Blick der kleinen schwarzen Augen ausdruckslos zur Decke gerichtet. Alice kniete sich hin und strich Rosa sanft mit dem Finger über die Wange.

«Mama?» Erst schien sie zu verschlafen, um zu verstehen. Blinzeln richtete sie sich auf. «Bist du wieder gesund?»

Alice nahm Rosa hoch, drückte den warmen, verschwitzten Kinderkörper an sich und schauderte vor Erleichterung. Über Rosas Haare hinweg warf sie einen Blick in Richtung Schankraum. «Ja, ich bin wieder ganz gesund», erwiderte sie.

Dann hielt sie ihre Tochter eine Armeslänge von sich, um sie zu mustern. Etwas war seltsam. Rosas Blick war glasig, erinnerte auf schauderhafte Weise an den ihres Vaters. Eben noch hätte Alice das auf den Schlaf geschoben, aber das konnte nicht alles sein. Einer Ahnung folgend schnüffelte sie an Rosa. Sie roch nach Alkohol.

Die Wirtin hatte ihren Blick bemerkt. «Keine Sorge, ist nur altes Bier. Wir schütten die Reste aus den Gläsern in den Eimer. Muss ja nichts wegkommen. Wir verkaufen es zum halben Preis an die drüben.» Sie deutete mit dem Daumen zum Nebenraum. Alice wusste, dass man dort für ein paar Kreuzer auf dem Boden übernachten konnte, wenn man zu viel getrunken oder kein Quartier für die Nacht hatte. Bevor Alice etwas erwidern konnte, sprach die Frau weiter. «Meine Kleine ist selbst hier unten aufgewachsen.» Wieder zeigte

sie mit dem Daumen, dieses Mal aber in den Schankraum. Offensichtlich meinte sie eine der müden und abgerissenen Bedienungen, die eben an einem Tisch voll grölender Männer Bierkrüge einsammelte. «Geschadet hat's ihr nicht.»

Alice hätte gerne widersprochen; tiefer als Kellnerinnen konnte man in den Augen der Gesellschaft kaum sinken. Darunter kamen nur noch Prostituierte. Aber wer hier geboren war, konnte vermutlich kaum aufsteigen.

Ein Blick zu Henk verriet ihr, dass er sie ebenfalls bereits wieder vergessen hatte. Er war vertieft in sein Kartenspiel, gleichzeitig sackte sein Kinn gefährlich zur Brust. Wortlos nickte sie der Wirtin zu, hob Rosa hoch und trug sie zur Tür. Sie war schon fast draußen, da hielt sie jemand fest.

«Christina?»

Es war, als würde ihr Eiswasser den Nacken hinunterlaufen.

Ihr ganzer Körper versteifte sich.

Der Fremde starrte sie an, seine Augen huschten suchend über ihr Gesicht. «Ich kenn dich doch. Du bist Christina!» Er war ihr so nah, dass sie seinen Bieratem roch. Noch immer hielt er sie am Arm. «Hab mich immer gefragt, was aus dir geworden ist.»

Sie erkannte ihn nicht, hatte keine Ahnung, wer er war. Aber plötzlich wurde sie von einer Welle der Erinnerungen überflutet, so roh und schmerzhaft, dass sie einen Moment glaubte, die Knie würden ihr wegnicken. Sie wusste nicht, woher sie die Kraft nahm, doch sie riss sich los. «Sie müssen mich verwechseln.» Ohne den Mann anzusehen, schüttelte sie den Kopf. «Ich heiße nicht Christina.»

Mit einer raschen Drehung wich sie seinem erneuten Griff aus und stolperte die Treppe hinauf aus der Kneipe. Draußen lief sie weiter, rannte um die nächste Ecke und drückte sich mit Rosa in einen Hauseingang. Niemand folgte ihr. Erleichtert schloss sie die Augen. Der Schreck hallte in ihr nach, ihr Atem rasselte. Nicht auszudenken, wenn ... Sie durfte es sich gar nicht erst vorstellen. Es war vorbei.

Vorbei, vorbei, vorbei.

Sie war nicht mehr Christina.

Sie war Alice.

«Du musst laufen, ich kann dich nicht mehr tragen.» Sie ging in die Knie und versuchte, Rosa hinzustellen, doch das Kind konnte sich kaum auf den Beinen

halten. Der kleine Kopf ruhte warm und schwer auf Alice' Schulter, im Halbschlaf murmelte ihre Tochter unverständliche Worte. Es hatte zu nieseln begonnen, und Rosa trug nur ihren Sommermantel. Alice klopfte ihr sanft auf die Wangen, versuchte, sie in die Wirklichkeit zurückzuholen, aber es gelang ihr nicht.

Zähneknirschend wartete sie auf eine Droschke. Endlich sah sie einen Kutscher, dessen kleine weiße Fahne am Hut signalisierte, dass er frei war, und sie winkte ihn hektisch herbei. Mit der anderen Hand presste sie Rosa an ihre Brust. Sie stieg ein, der Kutscher fragte mit ausdrucksloser Miene nach ihrem Ziel und drückte die Taxameteruhr runter. Und als Alice in der Droschke saß, die sie wahrscheinlich alles Geld kosten würde, das ihr auf dieser Welt noch zur Verfügung stand, beschloss sie, dass es hier und jetzt ein Ende hatte.

Sie trug ihre halb schlafende, halb betrunkene kleine Tochter die rattenverseuchte Treppe hinauf, legte sie in ihr Bett auf der Küchenbank und wusste, sie würde es riskieren. Sie würde es tun.

Es konnte nicht so weitergehen.

«Ich sage Ihnen, wir sprechen über die Zukunft!»

Julius schlug die Beine übereinander. Die schöne neue Sekretärin, mit der er morgens am Empfang so gerne scherzte, hatte eben frischen Bohnenkaffee in den Sitzungssaal gebracht. Er trank einen großen Schluck und rieb sich nachdenklich den Bart. «Ein deutsches Patent?»

«Richtig.» Der Mann ihm gegenüber deutete auf die ausgebreiteten Papiere. «Erst vor drei Jahren angemeldet.»

«Aber was sind die Vorteile? Warum sollte man nicht nach wie vor in pflanzliches Gummi investieren? Nicht, dass sich eine synthetische Alternative nicht verlockend anhört. Man vernimmt ja Grausames aus den Kolonien.» Julius warf keinen Blick auf die Unterlagen, Papierkram lag ihm nicht. Alles, was er wissen musste, würde er im Gespräch erfahren.

Der Mann lächelte, aber Julius entging das nervöse Zucken nicht, das über sein Gesicht huschte. «Das meiste ist Übertreibung. Seit der belgische König tot ist, haben die Zustände sich doch deutlich gebessert.»

«Erfreulich.» Er nickte, tatsächlich aber glaubte er kein Wort.

Vor einigen Jahren hatte ein britischer Journalist recherchiert, dass Schiffe zum Kongo beinahe ausschließlich Waffen und Ketten an Bord hatten. Und zwar, um die Bevölkerung für den Kautschukanbau zu versklaven. Erst vor einem Jahr hatte man errechnet, dass in den dreiundzwanzig Jahren der Herrschaft von Leopold II. etwa die Hälfte der ursprünglich fünfundzwanzig Millionen Kongolesen ihr Leben gelassen hatten. Das wusste Julius von Theodor, der immer genauestens recherchierte, bevor er investierte. Sein Vater hatte mit der Gummiindustrie nie etwas zu tun haben wollen. Es waren erschütternde Zahlen. Nichtsdestotrotz war Kautschuk einer der begehrtesten Rohstoffe der Welt. Und was die Welt begehrte, wurde gut bezahlt.

«Ich habe gehört, die neue Kolonialverwaltung ist beinahe genauso schlimm.» Julius lockerte seine Krawatte, sah kurz zum Fenster hinaus. Der Sitzungssaal der Bank war im vierten Stock untergebracht, er konnte die Binnenalster sehen, einen Teil der Lombardsbrücke und, wenn er die Augen zusammenkniff, sogar einen der Zwiebeltürme der Reeven-Villa drüben am Feenteich. Er gab es nicht gerne zu, aber er mochte es, wieder daheim zu

wohnen. Allein mit Marlies war sein Haus mit einer seltsamen Leere erfüllt gewesen. Vor dem vorübergehenden Umzug auf die Uhlenhorst hatte ihm jeden Feierabend davor gegraut, heimzukehren. Wenn er nun am Abend aufs Schiff stieg, erschien ihm das bedrückende Gefühl auf seiner Brust nicht ganz so schlimm. «Wie ist der Unterschied im Preis?»

Der Schnäuzer des Mannes zuckte, er wollte sich zurücklehnen, überlegte es sich anders und rückte stattdessen ein Stück mit dem Stuhl nach vorne. «Ich will es nicht beschönigen, das synthetische Produkt ist deutlich teurer.»

«Warum sollten wir dann investieren?» Er hasste es, seine Zeit zu verschwenden. «Ist der synthetische Kautschuk besser? Widerstandsfähiger? Halten die Reifen länger?»

«Das nicht ...»

«Nicht?», fragte Julius scharf, und sein Gegenüber zuckte unmerklich zusammen. «Warum sind Sie dann hier, verdammt noch mal?»

«Wir glauben, dass die Produktion in einer Fabrik von großem Vorteil sein kann. Bedenken Sie doch nur die angespannte politische Lage. Bedenken Sie, wie die Automobilbranche nahezu explodiert. Bedenken Sie, was passieren könnte.»

Julius war kurz davor, ihn rauszuschmeißen. «Wovon sprechen Sie?» Er konnte es nicht leiden, auf die Folter gespannt zu werden.

«Krieg.» Der Herr verschränkte die Arme und lehnte sich nun siegesgewiss im Stuhl zurück. «Rein theoretisch natürlich. Angenommen, die Lage eskaliert. Angenommen, es passiert etwas, das Russland dazu bringt, uns anzugreifen. Oder England. Angenommen, das Kaiserreich erhält keine Einfuhren mehr. Glauben Sie nicht, dass man sich um synthetischen Ersatz geradezu reißen würde? Nicht nur die Limousinen in Pöseldorf müssen fahren. Auch die Panzer, die Armeefahrzeuge, die Lazarettwagen. Ein Krieg ohne Reifen ist nicht vorstellbar.»

Julius stieß langsam Luft aus der Nase. Er nahm seinen Kaffee, trank einen Schluck, stellte fest, dass er kalt geworden war, und knallte die Tasse auf den Tisch. «Sie reden wie mein Großvater.»

«Ihr Großvater scheint mir ein weiser Mann.»

«Er ist ein überheblicher alter Schwätzer.»

«Dann glauben Sie also nicht an die Möglichkeit einer Eskalation?»

Julius schürzte die Lippen. Er stand auf, trat ans Fenster. «Wie viel brauchen Sie?»

Der Mann nannte die Summe.

Er stieß einen Pfiff aus, dann lachte er leise. «Sonst noch was? Vielleicht meinen erstgeborenen Sohn obendrauf?»

«Ich weiß, es ist viel. Aber ...»

«Mein Vater wird niemals zustimmen.» Theodor wäre an einem synthetischen Ersatzprodukt, das die Sklaverei umging und unkompliziert in einer Fabrik hergestellt werden konnte, zwar sicherlich generell interessiert. Aber nicht, wenn es qualitativ hinter dem Original herhinkte, nicht für diese Summe – und ganz sicher nicht, wenn sich eine Investition nur im Kriegsfall auszahlen würde.

«Und Sie brauchen seine Zustimmung?»

Julius presste die Zähne aufeinander. «Wir entscheiden zusammen.»

«Richtig ... Verzeihen Sie die Nachfrage, aber ich hatte heute eigentlich mit Ihnen beiden gerechnet.»

«Mein Vater ist zurzeit unpässlich. Nichts Bedeutendes, er wird bald wieder auf dem Damm sein.»

Der Mann musterte ihn, und plötzlich erschien etwas Neues in seinem Blick. Dann lehnte er sich vor, sammelte die Papiere ein, stopfte sie zurück in seine lederne Aktentasche. «Nun», sagte er, und sein Ton war jetzt ebenfalls ein anderer. «Dann komme ich wohl besser wieder, wenn Ihr ... werter Herr Papa ... zurück ist.»

«Verschwenden Sie nicht Ihre Zeit. Mein Vater glaubt nicht an einen Krieg.»

Der Herr hatte sich bereits erhoben, blieb aber stehen, die Aktentasche unter den Arm geklemmt. «Und Sie?»

Die Wahrheit war, dass es niemanden interessierte, woran er glaubte. «Ich glaube, was ich sehe», erwiderte er und wusste selbst, wie lahm er klang.

Der Herr nickte. «Schade», antwortete er mit einem Schulterzucken. «Ich hätte Sie für vorausschauender gehalten. Wenn schon Krieg, dann doch wenigstens einer, an dem wir verdienen, sage ich immer.» Vielsagend hob er die Brauen. «Nun, vielleicht finde ich bei Ihrer Konkurrenz Gehör. Bei Berenberg führt der Junior Cornelius die Geschäfte inzwischen gewissermaßen allein, wie man hört, sein Vater hat sich bereits vor Jahren zurückgezogen. Er genießt es sicherlich, die Bank in kompetenten Händen zu wissen.» Besaß der Kerl doch tatsächlich die Dreistigkeit, zu grinsen. Er setzte seinen Hut auf. «Ich empfehle mich.»

Julius knirschte so fest mit den Zähnen, dass ein heißer Schmerz durch seine Wange fuhr. Als die Schritte auf dem Gang verklungen waren, fuhr er in die Höhe, packte seine Kaffeetasse und schmiss sie mit aller Kraft gegen die geschlossene Tür.

ACHTUNG. Bierboykott in Hamburg. ACHTUNG.

Wir kämpfen für die gesamte deutsche Brauindustrie. Nur völlige Solidarität aller Berufskollegen führt unsere gerechte Sache, welche die Sympathie der gesamten bürgerlich gesinnten Bevölkerung genießt, zum Siege. Jede gewünschte Auskunft erteilt das Büro der Brauereien von Hamburg und Umgegend.

John starrte auf den Zettel, der vor ihm auf der Tischplatte lag. Langsam schob er die Brille hoch und fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. In der Kanzlei war es still, vor dem Fenster hatte sich Dunkelheit über die Stadt gesenkt, nur seine Armbanduhr tickte. Er war mal wieder der Letzte hier, und wie es aussah, würde es spät werden.

«Ich hab es euch gesagt», knurrte er. «Ich hab euch doch gesagt, sie meinen es ernst.»

Wie von ihm gefordert, waren die Pläne zum Umbau der Brauerei fünf Tage nach der Versammlung auf seinem Tisch gelandet. Aber mit Theodor über Holsten zu reden, war ein bisschen wie Zähneziehen. Es hatte ewig gedauert, ihn zu überzeugen, dass die Kalkulation die geplanten Neuerungen nicht hergab. Endlich hatte John ihn überreden können, doch noch ein Veto einzulegen. Und nun das.

«Ich habe dafür keine Zeit, verdammt.» Erschöpft ließ er sich im Stuhl zurücksinken. Jetzt hatte er drei Berufe. Die Bank, die Kanzlei und das verdammt Bier. Vier, wenn man die Sozialsprechstunde dazuzählte. Dazu eine Verlobte, die immer ungeduldiger wurde, weil sie ihn kaum noch sah. Gut, nun musste man in der Brauerei fürs Erste Schadensbegrenzung betreiben, sofort Verhandlungen anbieten, bevor das Ganze Fahrt aufnahm. Aber was, wenn der Vorstand sich weigerte? Er stöhnte bei dem Gedanken, schon wieder in diesem Sumpf aus Nadelstreifenanzügen festzusitzen. Als es klopfte, war er so in seine Probleme vertieft, dass es einen Moment dauerte, wieder im Hier und Jetzt anzukommen.

«Sie sind noch hier, Gott sei Dank!» Mit Alice Bloom wehte der Geruch von nassem Asphalt und Laub herein. Ihre Nasenspitze war rot vor Kälte. Sie

nahm den Hut ab, strich sich durch die offenen Haare.

John starrte sie an wie eine Erscheinung.

Wieder brauchte er einige Sekunden, um sich zu sammeln, dann stand er auf und ging um den Schreibtisch herum. «Frau Bloom. Ich habe nicht mehr mit Ihnen gerechnet.» Er spürte, wie er lächelte, und bemühte sich schnell, eine professionelle Miene aufzusetzen.

«Ich weiß.» Sie sah zu ihm auf. «Ich hoffe, ich störe nicht.»

Er half ihr aus dem Mantel und bot ihr einen Stuhl an. John ließ sich einen Moment Zeit, die Veränderung in der Atmosphäre des Raumes auf sich wirken zu lassen, die mit ihr durch die Tür getreten war. Ihre Verletzungen waren verheilt, ihr Gesicht wirkte im Dämmerlicht weicher als beim letzten Mal. Und doch sah sie noch müder aus, noch dünner. «Geht es Ihnen gut?»

«Ich war krank», erklärte sie zögernd. «Milzbrand. Die Fabrik hat dichtgemacht.»

Erschrocken hielt er inne. «Du meine Güte. Sind Sie wieder erholt?»

«Nur noch ein wenig erschöpft.»

Er musterte sie. «Deshalb sind Sie also nicht wiedergekommen.»

Sie schüttelte den Kopf. «Daran lag es nicht. Ich hatte zu große Angst, dass wir es nicht schaffen und ich Rosa verliere. Aber mir ist klar geworden, dass es keinen anderen Weg gibt. Wir müssen es versuchen. Und wenn wir es nicht schaffen, dann werde ich mir etwas einfallen lassen.»

Was auch immer vorgefallen war, es musste bedeutend gewesen sein, sie schien zu allem entschlossen. «Wie Sie wollen. Ich habe die entsprechenden Anträge vorbereitet ...» Er gab vor, in seinen Unterlagen zu suchen – dabei warteten sie seit Wochen säuberlich ausgefüllt neben seinem Briefbeschwerer darauf, dass Alice wiederkam.

Genau wie er selbst gewartet hatte.

«Also gut. Zunächst möchte ich Ihnen ein paar Dinge erklären, wenn es in Ordnung ist, Ihnen ein paar Fragen stellen. Haben Sie Zeit?»

«Natürlich.»

«Gut. Ich würde Ihnen einen Kaffee anbieten, aber meine Sekretärin ist nicht mehr ...»

«Ich brauche nichts.»

«Gut.» Warum gingen ihm in ihrer Anwesenheit immer die Wörter aus? «Das wird jetzt ein kleiner Vortrag. Wenn es Ihnen zu schnell geht oder ich Sie tödlich langweile, heben Sie die Hand.»

Sie lächelte, und John räusperte sich nervös. «Also. Wie soll ich beginnen ...» Er musste sich zusammenreißen. «Die Ehe ist vom Grundprinzip her unlöslich. Sie kann nur beendet werden, wenn eine Verletzung der ehelichen Pflicht vorliegt. Man geht hier nach dem Schuldprinzip vor, es muss eine Schuld nachgewiesen werden, um die Ehe aufzulösen. Das heißt, man kann sich nicht eines Tages einfach entscheiden, dass man doch nicht mehr verheiratet sein möchte.» Der Satz hallte in seinen Ohren nach, löste ein Gefühl in ihm aus, das er nicht greifen konnte.

«In unserem Bürgerlichen Gesetzbuch wird zwischen absoluten und relativen Scheidungsgründen unterschieden. Absolute sind Bigamie, Ehebruch, bösliches Verlassen und widernatürliche Unzucht.» Mit jedem Wort hob er einen neuen Finger. «Daran hat sich in den letzten hundert Jahren nicht viel geändert. Neu sind die relativen Gründe, darunter fallen grobe Misshandlung, ehrloses oder unsittliches Verhalten und schwere Verletzungen der ehelichen Pflichten.»

«Das klingt ungenau», warf sie stirnrunzelnd ein.

Er nickte. «Und das ist unser Vorteil. Die Richter müssen überzeugt sein, dass einem oder beiden Partnern die Verhältnisse in der Ehe nicht mehr zugemutet werden können. Aber wir wollen ja nicht nur die Trennung von Tisch und Bett, wir wollen auch Unterhalt. Wir wollen, dass Ihr Mann die Prozesskosten übernehmen muss, und wir wollen vor allem das Sorgerecht für Rosa. Wir müssen daher nicht nur klarmachen, dass die Ehe zerrüttet ist, sondern auch, dass er allein für diese Zerrüttung verantwortlich und damit schuldig ist.»

«Aber ich will keinen Streit, ich will einfach nur die Trennung», warf sie erschrocken ein.

«So einfach ist es leider nicht. Kommt Ihr Mann seiner Unterhaltspflicht nach?»

«Er zahlt die Miete, aber unseren Alltag bestreiten wir von dem, was ich verdiene. Den Rest muss ich ihm geben.»

Mistkerl, dachte John. «Das ist nicht erlaubt. Er darf nur über Güter verfügen, die Sie mit in die Ehe gebracht haben oder im Familienunternehmen erwirtschaften, nicht aber Ihren Lohn. Einen guten Punkt haben wir also schon. Auch hochgradige Unverträglichkeit kann ein Grund sein, oder ... Ehebruchsversuche.»

Einen Moment war es still. «Beides.»

«Haben Sie für den Ehebruch Beweise? Zeugen?»

Sie schüttelte den Kopf.

Er hatte es sich schon gedacht. «Dann wäre es nicht klug von uns, es vor Gericht anzuführen. Beharrliche Trunksucht wäre ebenfalls ...»

«Ja», sagte sie schnell, «er trinkt sehr viel.»

John notierte es. «Ein Argument, *ihm* recht zu geben, wäre wiederum, wenn die Frau ihre häuslichen Pflichten vernachlässigen würde. Oder aber ihre ... ehelichen Pflichten.»

Sie wurde nicht rot und senkte auch nicht den Blick. «Ich habe mich ihm schon oft verweigert. Aber nur wenn er betrunken und grob war. Das kann nicht falsch sein.»

John zögerte. Natürlich hatte sie recht – wenn man die Sache aus der Perspektive der Vernunft betrachtete. Die Perspektive des Rechtes jedoch war eine eigene. Ob ihr Handeln falsch war oder nicht, würden im Zweifel die Richter entscheiden. «Wichtig ist für uns: Gegenseitige Abneigung, und sei sie noch so tief, reicht allein nicht aus. Auch nicht der einvernehmliche Wunsch nach einer Trennung.»

«Aber das ist doch Wahnsinn», fuhr sie auf.

John klopfte nachdenklich mit dem Stiftende auf den Tisch. «Man sieht die Ehe als ein höheres Gut, unabhängig vom Willen der Ehegatten.»

Eine Weile saß sie still da, schien die Worte in sich aufzunehmen. Er lehnte sich im Stuhl zurück, musterte sie. Gott, sogar krank und müde war sie schön. Es fiel ihm schwer, sie nicht die ganze Zeit anzustarren. Er sah, dass seine Erklärungen sie aus der Bahn warfen. Das BGB wurde zwar allgemein als Manifest einer liberalen deutschen Rechtskultur gefeiert; der Druck konservativer und vor allem religiöser Kräfte bei der Einführung war jedoch groß gewesen. Frauenrechtlerinnen hatten von Anfang an dagegen protestiert, und auch ein breiter Teil der Bevölkerung verdammt das Familienrecht als unzeitgemäß. Die Gesetzgebung war geleitet von männlichen Interessen, daran konnte man nichts schönreden.

Es war nicht verwunderlich, dass Frauen es scheuten, rechtlichen Beistand für sich in Anspruch zu nehmen. Und sogar rechtsberatende Frauen waren selten. Promovierten Juristinnen war die Rechtspflege nicht erlaubt, sie konnten allenfalls vertreten. Zum Studium wurden sie zwar seit einigen Jahren auch hierzulande zugelassen, aber der juristische Vorbereitungsdienst – die Voraussetzung zur Anwaltschaft – wurde ihnen weiterhin verweigert.

Wer nahm schon die jahrelangen Strapazen eines Studiums auf sich, wenn er danach nicht arbeiten durfte?

«Die Ehe ist ein Vertrag. Wenn Sie ihn abschließen, unterwerfen Sie sich willentlich seinen Bedingungen.»

«Also haben wir keine Handhabe. Können nur hoffen, dass die Richter Mitleid mit mir haben», stellte sie bitter fest.

«Doch. Die haben wir», widersprach er ruhig. «Recht ist Auslegungssache. Besonders, wenn es um Gewalt geht.» John wappnete sich innerlich. Dieses Gespräch würde jetzt sehr unangenehm werden, und er spürte im Voraus das Gewicht der Worte, die noch nicht einmal ausgesprochen waren. «Züchtigung in der Ehe ist nicht verboten, wie Sie sicherlich wissen.»

Sie presste die Lippen zusammen, nickte knapp.

«Man unterscheidet allgemein zwischen *potestas*, ordnender Gewalt, und *violentia*, verletzender Gewalt. Nicht alles, was auf den ersten Blick falsch scheint, muss es juristisch gesehen auch sein. Wenn im Mittelalter Könige angeordnet haben, jemanden zu enthaupten, war es auch Gewalt, aber sie galt als *potestas* und war daher unter den gegebenen Umständen erlaubt.»

Sie runzelte die Stirn.

«Unter *potestas* fallen heute geringfügige körperliche Züchtigungen im Falle von Ungehorsam, jedoch nur des Mannes gegenüber der Frau. Das heißt, umgekehrt darf eine Frau ihren Mann nicht züchtigen. In manchen Fällen sind körperliche Strafen von Ehemännern gegen ihre Frauen also erlaubt. *Rechtlich* gesehen», fügte er hinzu, als etwas Dunkles in ihren Augen aufblitzte. «Wann dieses Recht überschritten wurde, muss von Fall zu Fall festgestellt werden. Eine blutende Wunde ist meist ein Zeichen, dass die *potestas* in *violentia* umgeschlagen ist und die Gewalt nicht gerechtfertigt war.»

«Natürlich war sie nicht gerechtfertigt. Sie haben mich doch gesehen! Was soll ich getan haben, das das entschuldigt.»

Er musste sich bemühen, die Schärfe in ihrer Stimme nicht persönlich zu nehmen. «*Ich* weiß das. Das Entscheidende wird aber sein, dass auch die Richter es wissen. Ihre Wunden sind verblasst, und falls Ihr Mann Sie nicht direkt vor der Verhandlung erneut verprügelt – was ironischerweise für uns von Vorteil wäre –, müssen wir beweisen, wie schwerwiegend sie einmal waren. Wenn Ihr Mann aber überzeugend schildert, wie ungehorsam und schwierig Sie sind und wie er sich nicht anders zu helfen weiß, wenn er Sie

doch nur zum Erfüllen Ihrer Pflichten bringen will, kann sich etwas Offensichtliches schnell in sein Gegenteil verkehren. Im Gerichtssaal lügen die Menschen. Sie tun alles, um ihren Hals aus der Schlinge zu ziehen. Es könnte sein, dass er dann mit einer Verwarnung davonkommt.»

«Was haben wir für Möglichkeiten, um unsere Seite zu stärken?» Sie presste die Hände so zusammen, dass ihre Finger weiß wurden.

«Zeugen», erwiderte John. «Sie brauchen verlässliche, glaubhafte Zeugen.» Er sah auf seine Unterlagen. «Ihr Bruder. Die Nachbarin, die Sie bereits erwähnt hatten. Gut wäre ein Arzt.»

«Es gibt jemanden, der mich des Öfteren behandelt hat, allerdings würde ich ihn nicht als Arzt bezeichnen.»

«Wenn er von zweifelhaftem Ruf ist, könnte er uns mehr schaden als nutzen. Aber geben Sie mir die Adresse, auch die der Nachbarn. Ich muss ihnen klarmachen, was sie vor Gericht sagen dürfen und was nicht.»

«Sollen sie nicht einfach die Wahrheit sagen?»

Er lächelte. «So einfach ist es leider nicht. Ein bisschen ist ein Prozess wie ein Theaterstück. Er gehorcht seinen eigenen Regeln. Lügen sollen sie natürlich nicht, aber wie man etwas sagt und ob man vielleicht etwas besser nicht erwähnt, ist entscheidend. Als Sie an Milzbrand erkrankt waren, haben Sie einen Arzt aufgesucht?»

«Ich war im Krankenhaus.»

«Sicherlich hat der behandelnde Arzt die Spuren Ihrer Verletzungen im Gesicht bemerkt. Vielleicht kann er ...»

«Nein!»

Erstaunt sah John auf. «Aber ...»

«Er nicht», sagte sie so bestimmt, dass er zusammenzuckte. «Auf keinen Fall!»

Was war nur plötzlich in sie gefahren? Es war deutlich zu spüren, dass hier eine Grenze war, die sie nicht überschreiten würde. «Gut.» Irritiert schaute er auf den nächsten Punkt auf der Liste. «Wenn wir auf Unterhalt verzichten, wird es wahrscheinlich schneller und einfacher gehen. Ich stimme jedoch dafür, es Ihrem Mann nicht so leicht zu machen. Der Unterhalt kann für Sie sehr wichtig werden.» Fragend sah er sie an.

Sie lächelte freudlos. «Auf keinen Fall machen wir es ihm einfach.»

John nickte zufrieden. Das war die Antwort, die er sich erhofft hatte.

Es war, als hätte sie eine Art Barriere durchbrochen, und nun, da sie einmal überwunden war, sah er sie als Mensch und nicht mehr nur als Fall. Der abweisende Mann aus der Sozialsprechstunde war kaum übereinzubringen mit dem, der jetzt vor ihr saß.

«Entschuldigen Sie, ich muss kurz etwas notieren», sagte er und öffnete eine schwarze Akte.

Das gab ihr die Chance, ihn einen Moment unbemerkt zu beobachten. Er sah so anders aus als die Männer, die sie kannte, attraktiv, gut angezogen, er roch nach Rasierwasser, und seine großen Hände waren sauber und gepflegt. «Sie sind verlobt.» Sie bemerkte den Ring nicht zum ersten Mal, aber jetzt blieb ihr Blick daran hängen. Erstaunt stellte sie fest, dass John Reeven nicht nur ein Anwalt war, sondern ein Mann mit einem Privatleben.

Er hielt inne, sah von seinem Buch auf, dann lachte er, spreizte einen Moment die Finger. «Richtig.»

«Meine Glückwünsche.»

Wieder lächelte er, nickte ein wenig abwesend, schrieb weiter. Seine Hand flog über das Papier, das Kratzen der Feder war kurz das einzige Geräusch im Raum.

«Wie ist ihr Name?»

Er zögerte einen Moment, legte den Stift beiseite. «Evelyn.»

«Wie schön.» Sie wusste nicht genau, warum sie das gesagt hatte oder warum sie überhaupt nachfragte. Unbehaglich rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her.

Freundlich sah er sie an. «In der Tat.»

Und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.

Sie hatte von Anfang an das Gefühl gehabt, ihn von irgendwoher zu kennen, aber es war so flüchtig gewesen, dass sie nicht weiter darüber nachgedacht hatte.

Sie ist perfekt. Aber Sie lieben sie nicht.

Angespannt betrachtete sie ihn. Er würde sie niemals wiedererkennen. Schließlich hatte sie den lächerlichen Turban getragen.

Er schrieb weiter, und sie fragte sich, wie es wohl war, mit jemandem verheiratet zu sein, den man nicht hasste. Mit einem Mann, der seine Ehefrau nicht als Eigentum sah, der zuhörte, versuchte, seiner Partnerin die Welt schöner zu machen.

Aber solche Sehnsüchte waren gefährlich. Träume führten zu nichts außer Schmerz. Wer sich nichts wünschte, konnte auch nicht enttäuscht werden. Das Einzige, was sie noch vom Leben wollte, war, Henk loszuwerden und Rosa zu einer klugen, warmherzigen, gut ausgebildeten Erwachsenen heranreifen zu sehen, der ein Schicksal wie das ihre erspart blieb.

Unvermittelt schlug er die Akte zu, warf einen Blick auf seine Armbanduhr. «Zunächst müssen Sie eine neue Anstellung finden. Dann können wir das Armenrecht und die Zuschüsse beantragen.»

Sie nickte. «Ich frage morgen in einer neuen Fabrik an.»

«Hoffentlich finden Sie eine Arbeit, die Ihre Hände weniger beansprucht», bemerkte er lächelnd.

Erstaunt sah sie ihn an, dann blickte sie auf ihre geschundenen Finger, die vielen kleinen, tiefen, wulstigen Narben, die ihr wahrscheinlich für immer bleiben würden.

Er sprach schnell weiter, als wäre ihm seine eigene Bemerkung unangenehm. «Wenn Sie etwas gefunden haben, können Sie dann zu Ihrem Bruder ziehen?»

«Für den Übergang, ja.»

Er musterte sie mit schief gelegtem Kopf. «Und dann?»

«Ich weiß es nicht.»

Nachdenklich fuhr er sich mit der Hand über den Bart. Dann nickte er. «Wir finden sicher eine Lösung.»

* * *

«John, du kannst dich nicht länger drücken.»

Einige Zeit nach seiner Unterredung mit Alice Bloom saß er mit Evelyn im Wintergarten der Reeven-Villa. Im Schein der Lampen betrachtete seine Verlobte ihn amüsiert. Ihre Hände ruhten auf dem Notizbuch in ihrem Schoß wie auf einer Bibel.

«Ich drücke mich nicht!», protestierte er lachend. «Ich habe nur keine Ahnung, was man zu so einem Anlass serviert. Ich war noch nie verheiratet, falls du es vergessen hast.»

Sie warf einen Blick zur Tür, lehnte sich vor und drückte ihm einen schnellen Kuss auf den Mund. «Ich auch nicht. Falls du es vergessen hast.» Dann öffnete sie das ledergebundene Buch. «Bringen wir es hinter uns. Also,

als Getränke reichen wir natürlich Veuve Clicquot, Sherry und einen Port. Die Weine müsst ihr aussuchen, da bin ich überfragt.» Sie hob die Schultern. «Vielleicht macht das am besten dein Vater. Ich würde sagen, sechs bis sieben sollten genügen. Und natürlich euer heiß geliebtes Bier. Theodor hat versprochen, dass die Holsten-Kutsche vorfahren wird?»

Er lächelte. «Selbstverständlich, der Landauer gehört zu einer Reeven-Hochzeit dazu.»

«Deine Mutter möchte Schildkrötenragout zur Vorspeise.»

«Was Mutter möchte, ist in diesem Fall zweitrangig, würde ich meinen?»

«Ich habe absolut nichts dagegen, Gesa hat einen ausgezeichneten Geschmack. Aber danke», fügte sie leiser hinzu und drückte kurz seinen Arm.

Er legte seine Hand auf ihre. Sie waren ein gutes Team. Sie würden eine solide Ehe führen, da gab es keinen Zweifel.

Sie ist perfekt. Aber Sie lieben sie nicht.

Trotz der Wärme des Wintergartens wurde ihm kalt. Er hatte die Worte nie abschütteln können, dabei war diese lächerliche Sache beinahe ein Jahr her.

Nun, vielleicht hatte die Wahrsagerin sogar recht gehabt, vielleicht hatte er Evelyn damals noch nicht geliebt. Aber inzwischen kannten sie sich besser, hatten eine warme Vertrautheit entwickelt, eine Verlässlichkeit. Was war schon Liebe. Starke Zuneigung und gegenseitige Sympathie waren ein gutes Fundament, und beides empfand er für sie. Er war sich sicher, dass dies mit den Jahren noch zunehmen würde. Wer heiratete schließlich aus Liebe? Julius und Marlies waren eine Zeit lang ganz vernarrt ineinander gewesen, und wohin hatte das geführt? Man konnte Eiswürfel aus der Luft schneiden, wenn die zwei sich im selben Raum aufhielten.

Aber Sie lieben sie nicht ...

Er würde nie wieder eine andere Frau küssen. Evelyn würde jeden Tag neben ihm einschlafen, sie würde die Mutter seiner Kinder werden, sein Lebensmittelpunkt. Er beobachtete sie. Sie war so schön. Warmherzig, liebreizend. Was zur Hölle war los mit ihm, er hatte die beste Frau in ganz Hamburg erwischt, warum grübelte er überhaupt über diese Dinge nach? Nervenflattern, nichts weiter. Es war normal, er hatte das schon oft gehört. Plötzlich dachte er an Alice Bloom. An ihr geschundenes Gesicht, ihren wütenden Blick. Alles an Evelyn war weich, ihre Hände, ihre Stimme, ihr Blick. Alles an Alice schien hart. Aber als er zum ersten Mal gesehen hatte, wie

sie mit Rosa sprach, hatte er verstanden, dass diese Härte nur eine Hülle war. Sie war nicht hart. Sie war einfach nur vollkommen verzweifelt.

«Dazu, würde ich sagen, eine Suppe, damit kann man nichts falsch machen», referierte Evelyn bereits den nächsten Punkt. «Dann Steinbutt, Ochse an Sauce bordelaise ... Hummer natürlich. Und eventuell Lamm, was sagst du?»

«Klingt fantastisch.»

Als sie ihn misstrauisch musterte, spürte er, wie ihm heiß wurde. Er hatte kein einziges Wort von ihrer Aufzählung mitbekommen. «Geht es dir nicht gut?»

«Doch, sicher!» Tatsächlich musste er sich davon abhalten, aufzuspringen und das Fenster aufzureißen.

«Was habe ich eben gesagt?»

John öffnete den Mund. «Ich ... Entschuldige, kannst du es noch einmal wiederholen? Die Arbeit, ich war im Kopf bei einem Fall.»

Stirnrunzelnd wiederholte sie die Worte, und dieses Mal nickte er konzentriert. «Nichts einzuwenden!»

Mit ihrem Federhalter setzte sie kleine, perfekte Haken hinter die Worte. Das Kratzen auf dem Papier ließ ihn schauern. «Wunderbar, dann wäre das entschieden. Spinat- und Spargeltaschen als Beilage, dafür können sie Einkochtes nehmen, im Winter kann man eben nicht wählerisch sein. Und ich schlage vor Leberpasteten und Oliven als Zwischengang.»

Aber Sie lieben sie nicht ...

«Zum Nachtschisch selbstverständlich Eis und ein weiteres Dessert, vielleicht sollten wir ... John, hörst du mir zu?»

Gott, er musste sich zusammenreißen. «Oliven!» Er nickte ernst. «Italienische. Und als Dessert Fliederbeersuppe. Etwas ungewöhnlich, aber es erinnert mich an früher, an die Sommer in Lockstedt.»

Sie machte sich eine Notiz. «Ein wenig unambitioniert. Meine Eltern werden die Nase rümpfen, und deine Mutter wird ganz sicher protestieren.» Sie sah zu ihm auf, ein rebellisches Funkeln im Blick. «Aber wenn du es möchtest, soll es so sein.» Erneut setzte sie hinter den Punkt einen Haken, der genauso perfekt und elegant geschwungen war wie alle darüber.

Um den Schauer zu unterdrücken, der ihm die Arme hinabrieselte, lehnte er sich vor und küsste sie. Er legte eine Hand in ihren Nacken, spielte mit den

kleinen Locken, die ihr aus der Frisur gefallen waren. Ihre Haut war warm, und sie lehnte sich in die Berührung.

Natürlich liebe ich sie, dachte er und küsste sie wieder. Evelyn ist perfekt. Und ich bin verdammt noch mal glücklich, sie zu haben.

Blanche konnte nicht anders, als die Frau ihr gegenüber ungeniert anzustarren. «Und was führt Sie zurück nach Hamburg?» Sie reichte Dr. Wilson eine Platte mit Petits Fours.

«Oh, ich bin dieses Mal leider nicht aus schönen Gründen hier. Für die Tochter einer Freundin findet eine Trauerfeier statt. Sie ist vor einem Jahr verstorben, Adele Bornstein, vielleicht haben Sie von ihr gehört?»

«Aber ja.» Blanche nickte erstaunt. «Ich las von ihr in der Zeitung. Sie hat an dieser Elbtunnelkrankheit geforscht, wie nennt man sie gleich?»

«Caissonkrankheit», erklärte Dr. Wilson, während sie ein Stück Marzipan auf die Gabel spießte. «Oder auch Taucherkrankheit. Mit dem Elbtunnel selbst hat die Erkrankung aber nichts zu tun, sondern mit den Druckluftarbeiten.»

Schuldbewusst wurde Blanche klar, dass sie das Gespräch auf ihren Vater bringen sollte. Seinetwegen war die Ärztin schließlich hier. Aber sie wollte nichts lieber, als sich noch eine Weile mit dieser Frau zu unterhalten. Emma Wilson verkörperte alles, was Blanche sich für sich selbst gewünscht hatte, sie lebte im Ausland, war eine angesehene Ärztin, war mit einem Mann zusammen, den sie liebte, aber nicht geheiratet hatte, führte ein Leben nach ihren eigenen Regeln.

Blanche hatte ihr Theaterstück vorerst auf Eis gelegt. Die letzte Probe war ein Desaster gewesen. Niemand hatte seinen Text gekonnt, Marlies hatte sich frühzeitig aufgrund von Kopfschmerzen entschuldigt, und John war so spät aufgetaucht, dass alles schon vorbei gewesen war. Aber es war ihr egal. Wenn ihr Vater nicht mitmachen konnte, fühlte es sich ohnehin nicht richtig an. Stattdessen hatte Blanche sich darauf konzentriert, jemanden zu finden, der Theodor wirklich helfen konnte.

«Worin äußert sich die Krankheit?» Sie konnte nicht widerstehen.

«Nun, das ist tatsächlich spannend. Nach Beginn der Arbeiten am Elbtunnel gab es in den ersten Monaten erstaunlich viele Ausfälle unter den Arbeitern. Die Männer litten unter Gliederschmerzen, Taubheit und starkem Schwindel.»

«Daraufhin wurde gestreikt, erinnere ich mich. Es stand in allen Zeitungen.» Eine Welle der Energie durchspülte sie. Hier zu sitzen, mit dieser

klugen Frau, ihrer warmen, kraftvollen Stimme zu lauschen, ein richtiges Gespräch zu führen. Blanche fühlte sich lebendig.

«Richtig. Daher suchte man einen Arzt, der die Arbeiter betreuen und zudem wissenschaftliche Untersuchungen durchführen sollte. Adele und ihr Mann wohnten in der Nähe und übernahmen den Auftrag. Zwar wurde nur er dafür bezahlt, aber ich kann Ihnen versichern, ihre Arbeit war mindestens genauso wichtig wie die ihres Mannes.» Mit einem leisen Klirren setzte Dr. Wilson ihre Tasse ab. «Die beiden lebten gewissermaßen auf Steinwerder, waren rund um die Uhr auf der Baustelle. Sie haben jeden einzelnen Arbeiter untersucht, der von den Druckluftarbeiten zurückkam.» Sie wirkte so stolz, als wäre sie selbst dabei gewesen. «Mehr als viertausendvierhundert Männer. Das müssen Sie sich einmal vorstellen.»

«Aber wenn niemand die Symptome erklären konnte, wussten die beiden doch sicher nicht, was sie tun mussten?»

«Exakt. Im Vorfeld hatte es sogar zwei Todesfälle gegeben. Die Männer waren nach der Arbeit mit Gliederschmerzen nach Hause gekommen. Dann erlitten sie Embolien und verstarben unmittelbar.»

«Wie schrecklich!» In Gedanken war Blanche allerdings nicht bei den Arbeitern und ihren Familien, sondern bei Adele Bornstein. Wie musste es sein, an etwas so Bedeutendem mitzuarbeiten? Morgens aufzuwachen, mit einer solchen Aufgabe vor sich. Sich abends schlafen zu legen und zu wissen, dass man gebraucht wurde. «Wie konnten die beiden verhindern, dass noch mehr Menschen starben?»

«Durch eine geniale Idee. Sehen Sie, die Arbeit in der Tiefe erfolgt unter Überdruck. Beim Rückweg von der Baustelle mussten die Arbeiter durch eine Schleuse, die diesen Druck wieder ausgleichen sollte. Man wusste, dass sich der Druck in der Schleuse zu rasch wieder senkte. Dadurch schäumt das Atemgas im menschlichen Blut auf, es bilden sich Blasen, die die Gefäße verstopfen. Aber man hatte bisher keinen Weg gefunden, das zu verhindern, und die Gesundheitsgefährdung schlicht in Kauf genommen. Oder wie im Falle der zwei Unglücklichen auch den Tod.»

«Aber das ist unglaublich! Man hat sie einfach trotzdem dort runtergeschickt?»

«Sicher waren die Arbeiter über das Risiko informiert. Die Taucherkrankheit ist ja keine Neuheit, aber die meisten hatten wohl trotzdem keine Wahl. Wenn man Arbeit braucht und eine Familie ernähren muss ...»

Langsam setzte Blanche ihre Tasse ab. Sie fühlte sich plötzlich seltsam beschämt. Hier saß sie, im Frühstückszimmer ihrer Eltern, und alles, was sie heute geleistet hatte, war, sich anzuziehen. Streng genommen hatte selbst das ihr Mädchen erledigt. Wenn man es nüchtern betrachtete, war sie vollkommen nutzlos.

«Adele und ihr Mann haben eine Behandlungskammer aufgebaut. Wenn Symptome auftraten, kamen die Männer nach dem Aufstieg in diese Kammer und wurden wieder unter den erhöhten Luftdruck gesetzt, der bei den Arbeiten unter Wasser geherrscht hatte. Dann wurde der Druck ganz langsam gesenkt, sodass das Gas Zeit hatte, wieder aus dem Körper auszutreten. Genial, oder?» Dr. Wilsons Augen leuchteten. «So einfach und logisch und dabei so effektiv.»

«Unglaublich, dass die Tochter Ihrer Freundin daran mitgewirkt hat.»

Bei dieser Bemerkung verdunkelte sich das Gesicht der Ärztin. «Leider ist sie letztes Jahr überraschend bei der Geburt ihres zweiten Kindes gestorben. Ich bin anlässlich der Gedenkfeier zurückgekommen, um ihre Mutter zu besuchen. Und ich verbinde meinen Aufenthalt wie immer mit einer Visite bei meinen guten Freunden, den Karstens.»

«Das heißt, Sie werden bald wieder zurückfahren?»

Dr. Wilson nickte. «Mein Sohn ist mit mir gereist, aber mein Lebenspartner und ich sind nicht gern für längere Zeit getrennt.»

Blanche bewunderte diese Frau mit jedem Satz mehr. Sie erinnerte sich noch daran, wie sie als Mädchen zum ersten Mal davon gehört hatte, dass auch Frauen Ärztinnen werden konnten. Es war so revolutionär, so unerhört, dass sie mit halb offenem Mund am Tisch gesessen und zugehört hatte, bis ihre Großmutter die beringte Hand ausgestreckt und ihrem Kinn einen Klaps versetzt hatte. «Ich würde wahnsinnig gerne noch mehr über Ihre Arbeit hören, doch wir sollten erst über den Grund sprechen, aus dem ich Sie kontaktiert habe. Ich hatte Ihnen am Telefon bereits ein wenig beschrieben, worum es geht.»

Dr. Wilson verschränkte die Hände unter dem Kinn und sah sie aufmerksam an. «Ihr Vater.»

«Ich muss leider sagen, dass ich kein großes Vertrauen in seinen behandelnden Arzt setze. Er hat ihm bisher nichts verschrieben außer Ruhe, Veronal und Mayonnaise. Oh, und eine Heimsonne.»

Die Ärztin blinzelte überrascht. «Das sind ja interessante Methoden. Beschreiben Sie mir die Symptome.»

«Er ist schwach und berichtet von starken Taubheitsgefühlen in den Händen. Unter dem Bart und am Hals zeigen sich Flecken auf der Haut. Und in letzter Zeit ... Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Sein Gesicht hat sich verändert.»

«Was ist die offizielle Diagnose seines Arztes?»

«Es gibt keine!» Blanche hob hilflos die Arme. «Er sagt, es würde sich bald alles von selbst wieder einrenken.»

Nachdenklich blickte Dr. Wilson aus dem Fenster, dann zog sie ein kleines Heft aus der Tasche. «Hat Ihr Vater in den letzten Jahren eine Fernreise unternommen?»

«Er ist oft unterwegs. Zuletzt war er in Buenos Aires. Amerika. Und in Indien», fügte sie hinzu, und die Ärztin runzelte die Stirn. «Ach, und er hatte Nasenbluten vor ein paar Tagen.»

Sie notierte alles sorgfältig, dann klappte Emma Wilson das Heft wieder zu. «Wäre Ihr Vater bereit, sich von mir anschauen zu lassen?»

Blanche holte tief Luft. Das war der springende Punkt. «Ich hoffe es.»

* * *

«**W**o sind meine Manschettenknöpfe?» Mit einem Knall schloss Julius die Schublade der kleinen Jugendstilkommode. «Wer hat zuletzt poliert?»

«Woher soll ich das wissen?» Marlies stand vor dem Spiegel und tupfte sich Parfum auf den Hals. «Da musst du schon deine Mutter fragen. Welche fehlen denn?»

«Die goldenen mit der Gravur.»

«Du hast sicher wieder nicht richtig gesucht.»

«Glaubst du eigentlich, ich bin vollkommen unfähig?»

Sie reagierte nicht – und das war Antwort genug. «Nun, du wirst sie irgendwo liegen gelassen haben. Wahrscheinlich im Klub.» *Betrunken*, wollte sie hinzufügen, aber natürlich war auch das nicht nötig. Als es klopfte, waren sie beide froh über die Unterbrechung.

«Herein!», bellte Julius.

Sie warf ihm einen strafenden Blick zu, den er ignorierte.

«Kann ich mit dir sprechen, Julius?» Als Johns Gesicht im Türrahmen erschien, versteifte sie sich.

«Worum geht es?» Noch immer riss ihr Ehemann die Schubladen auf und knallte sie wieder zu.

«Geschäftlich.»

John wandte sich an Marlies. «Evelyn wartet bereits im Salon, vielleicht möchtest du ihr Gesellschaft leisten, wenn du fertig bist?»

«Oh.» Eine Welle der Enttäuschung schwappte über sie hinweg. «Ich wusste nicht, dass Evelyn mitkommt.» Es war geplant, gemeinsam das Fährhaus zu besuchen. Marlies trug ihr neues Kleid, hatte sich lächerlich viel Mühe mit Frisur und Schminke gegeben. Sie hatte sich so sehr auf den Abend gefreut.

«Sie hat es spontan entschieden.» Für einen Wimpernschlag glitt Johns Blick über ihr Kleid. Sie hielt die Luft an. Aber er sah schon wieder zu Julius hinüber. «Also?», fragte er ungeduldig.

«Ich muss noch meine Manschettenknöpfe finden.» Weil John ihn weiter abwartend musterte, rief er: «Ja doch. In zehn Minuten.»

Sein Bruder nickte knapp und zog die Tür hinter sich zu, ohne sie noch einmal anzusehen.

Langsam atmete Marlies aus. Dann drehte sie sich zum Spiegel. «Wie findest du mein Kleid?» Noch vor wenigen Minuten hatte sie sich so schön gefühlt.

Julius sah nicht einmal auf. «Etwas viel Rüschen, findest du nicht?» Er donnerte die letzte Schublade zu.

Marlies wurde kalt. Ihr Magen fühlte sich plötzlich an wie ein Stein. «Dann ziehe ich mich um», sagte sie leise.

«Das dauert doch wieder Stunden.» Als Julius ihr Gesicht sah, hielt er inne. «Du siehst gut aus.»

«Spar es dir!»

Sein Blick wurde so hart, dass sie erschauerte. «Meine Meinung ist dir doch ohnehin egal. Mach, was du willst.» Damit ging er hinaus, ließ die Tür einfach offen stehen.

Langsam sank sie auf den stoffbezogenen Hocker vor dem Spiegel. Sie war plötzlich den Tränen nah. Evelyn hatte sicher wieder ein Kleid, das perfekt zum Anlass passte. Diese unglaublich schmale Taille, die Marlies niemals erreichen würde, die immer leicht geröteten Wangen, die Marlies sich erst aufmalen musste, das ansteckende, glockenhelle Lachen, das sie zu imitieren

versuchte. Alle Menschen mochten Evelyn. Sogar Marlies mochte sie. Ihre braunen Augen waren voller Wärme, genau wie John hatte sie diese Art, sich ihrem Gegenüber mit voller Aufmerksamkeit zu widmen. Die beiden passten zusammen, man konnte es nicht leugnen.

Sie würde es nicht ertragen, sie den ganzen Abend miteinander zu sehen.

Einen brennenden Kloß im Hals ging sie zur Schelle an der Wand. Als Helene kurz darauf ins Zimmer trat und sich suchend umsah, entfuhr dem Mädchen bei ihrem Anblick ein erschrockener Laut.

Mit wütenden Bewegungen rieb Marlies einen nassen Lappen über ihr Gesicht, das Rouge lief ihr in Schlieren von den Wangen. «Schnür mein Kleid auf, ich bleibe zu Hause.» Sie konnte das Schluchzen gerade noch so unterdrücken. «Ich habe Migräne.»

Julius schien sich beruhigt zu haben. Im Smoking saß er im Herrenzimmer am Kamin und blätterte mit skeptischer Miene durch Blanches liegen gebliebenes Skript. Die Manschettenknöpfe schien er nicht gefunden zu haben, dafür roch er stechend nach Rasierwasser. Mit einem müden Seufzer setzte John sich ihm gegenüber in einen der Sessel.

«Es ist gut, dass sie das Ganze abgeblasen hat.» Julius wedelte mit den Blättern. «Deine Hochzeit in allen Ehren, aber die Sache mit Vater ... Außerdem habe ich viel zu viel zu tun, um mich abends auch noch mit so was zu befassen.»

«Es fühlt sich nicht richtig an, wenn er nicht dabei sein kann.»

«Es wird nicht besser mit ihm, was?» Nachdenklich fuhr Julius sich mit den Fingern durch die blonden Locken.

John ließ einen Moment den Kopf gegen die Rückenlehne des Sessels sinken und blickte an die Decke. «Nein», antwortete er leise. «Ich glaube nicht, dass Dr. Blaustin weiß, was Vater hat. Blanche möchte unbedingt, dass diese Ärztin aus Irland ihn untersucht, die ihr empfohlen wurde. Frau Wilson. Noch weigert er sich, bleibt stur, der alte Bock.»

«Vielleicht solltest du noch einmal mit ihm sprechen. Auf dich hört er ...» Da lag etwas Bitteres in Julius' Ton, und John musterte ihn schweigend.

«Ich wollte mit dir über die Brauerei sprechen.»

«Die Brauerei?» Julius' blaue Augen zogen sich zusammen. «Ach, richtig, du warst ja neulich bei der Vorstandssitzung.»

John lehnte sich vor, stützte die Unterarme auf die Knie, krepelte gedankenverloren seine Hemdsärmel auf. «Hör mal, es gibt Ärger unter den Männern, die Kutscher sind mit den Tarifen unzufrieden. Sie werden streiken, ich habe gestern ein Flugblatt zugespielt bekommen. Außerdem will das Gremium die Bierpreise anheben, und ich ...»

Julius unterbrach ihn mit einer ärgerlichen Geste. «Die Brauerei ist Vaters Terrain. Ich mische mich da nicht ein.»

«Aber Vater ist momentan nun einmal nicht in der Lage zu arbeiten. Es stehen wichtige Entscheidungen an.» John spürte Ärger in sich aufsteigen.

Mit einem abfälligen Lächeln schüttelte sein Bruder den Kopf. «Wichtige Entscheidungen. Ob das Bier nun ein paar Kreuzer mehr oder weniger kostet, wen schert das schon. Vater ist allein aus sentimentalen Gründen so involviert, John. Sobald ich selbst entscheiden kann, bin ich den Laden schneller los, als du bis drei zählen kannst.»

«Was?» John meinte, sich verhöhnt zu haben.

Ein unruhiger Ausdruck huschte über Julius' Gesicht, beinahe, als bereute er, etwas gesagt zu haben. «Ganz richtig. Ich halte die Brauerei für einen Klotz am Bein. Sie läuft, aber sie läuft nicht gut.»

«Nun, vielleicht, weil du dich nicht dafür interessierst, was dort ...»

«Natürlich tue ich das. Ich bin bestens auf dem Laufenden. Nur bin ich der Meinung, dass unser Geld woanders besser investiert wäre.»

«Ach ja? Und wo?», fragte er alarmiert. Er wusste zwar, dass Julius nichts für die Brauerei übrig hatte, aber dass er so verächtlich davon sprach, war ihm neu.

«Zerbrich dir darüber mal nicht den Kopf. Du hast deine eigenen Sorgen.»

John verkniff sich eine Erwiderung. Sein Bruder und er waren nicht die besten Freunde, doch meistens war der Ton zwischen ihnen jovial. Sie kamen miteinander aus, und zwar, weil sie ihre geschäftlichen Bereiche strikt voneinander getrennt hielten. Doch nun, da Theodor zum ersten Mal in ihrem Leben ausfiel ... Sein Vater besaß Noblesse, eine beeindruckende kaufmännische Gewandtheit, eine feine Diplomatie, die man bei Julius vergebens suchte. Theodor sprach mehrere Sprachen fließend, war früher regelmäßig durch die Welt gereist, um Handelsbeziehungen zu knüpfen und zu pflegen. In der hamburgischen Hochfinanz gab es nur wenige Männer wie ihn. Julius hingegen wollte mit dem Brecheisen durch die Wand. Riss mit ein paar unüberlegten Worten Brücken ein, die Theodor über Jahre hinweg

aufgebaut hatte. Auf Dauer brauchte man die Brücken, die Beziehungen und Bündnisse, die ausgestreckten Hände, die zugeprückten Augen, das Wohlwollen der Menschen um einen herum. Julius machte sich Feinde. Er hatte eine vollkommen andere Einstellung dazu, wie man als Mann in dieser Welt zu sein hatte, als John und Theodor. Vielleicht hatte er selbst auch deshalb die Laufbahn als Anwalt eingeschlagen; weil er unbewusst geahnt hatte, dass es nicht gut gehen konnte, wenn Julius und er zusammenarbeiteten. Es wäre unweigerlich dazu gekommen, dass sie die Bank gemeinsam leiteten. Und das konnte nur im Desaster enden.

«Vielleicht hat Vater selbst irgendwann ein Einsehen. Wenn der Krieg kommt, müssen wir bereits Vorräte angelegt haben, um die Dividende zu halten, und das wird uns Unsummen kosten.»

«Krieg? Was redest du denn?» Vollkommen entgeistert lachte John auf. «Wer hat dir denn diesen Floh ins Ohr gesetzt?»

Sein Bruder sprach weiter, als wäre er gar nicht da. «Die Rohstoffe, die dann gebraucht werden, werden nicht zu bekommen sein, oder nur zu horrenden Preisen. Aber natürlich wäre es in dem Fall ohnehin zu spät.»

«Julius. Wie kommst du auf diese Gedanken? Das ist doch Irrsinn.»

Plötzlich fuhr er zu John herum. «Ach ja? Woher soll man im Krieg Gerste bekommen? Hm? Wer denkt an Bier, wenn unsere Männer an der Front fallen? Die Brauerei wird sofort ruiniert sein. Die Produktionskosten werden ins Unermessliche steigen. Die Höchstpreise für die Rohstoffe werden nicht ausreichen, um uns über Wasser zu halten, und um sie zu ändern, wird die Regierung ewig brauchen. In dieser Zeit wird die Zwangswirtschaft uns in den Ruin treiben.» Julius hatte sich in Rage geredet, seine Wangen glühten.

«Julius», wiederholte John eindringlich. «Wer spricht denn von Krieg? Außerdem ist dir klar, wie Vater zur Brauerei steht. Er würde sie niemals abstoßen. Selbst wenn es zum Krieg kommen sollte, was ein vollkommenes Hirngespinnst ist. Du weißt, was Holsten ihm bedeutet!»

«Natürlich.» Julius lächelte gequält, als wäre John nur zu dumm, um zu verstehen. «Deswegen habe ich bisher stillschweigend hingenommen, dass er sich damit zum Affen macht. Ich sage ja nur, *wenn* ich irgendwann einmal entscheide, dann werde ich es so tun, wie ich es für sinnvoll halte, und mich nicht von irgendwelchen Sentimentalitäten leiten lassen.»

«Es würde ihm das Herz brechen.»

Julius stand auf. «Jetzt übertreib nicht. Er hat sie schließlich nicht einmal selbst gegründet, sondern sein Vater.»

John beschloss, das Thema vorerst ruhen zu lassen. Wenn Julius diesen Ton anschluss, war bei ihm nichts zu holen. «Wie auch immer. Es wird gestreikt. Hast du eine Empfehlung, wie wir damit umgehen?»

Julius schnaubte leise. «Noch hat Vater das Sagen. Du musst das mit ihm besprechen.»

«Aber was würdest *du* tun?», fragte John nachdrücklich.

«Einen Teufel würde ich tun.» Die Art, wie er ihn ansah, ließ John einen Schauer über den Nacken laufen. «Ich habe es dir doch gesagt. Ich würde lieber heute als morgen abstoßen. Keinen Pfennig würde ich mehr investieren.» Bevor er etwas erwidern konnte, sagte Julius hart: «Wir müssen los, das Boot wartet. Ist Evelyn fertig?»

«Natürlich», erwiderte John mit einem belegten Räuspern. «Wir kommen gleich nach.»

«Wunderbar!» Julius sah aus, als wollte er noch etwas sagen, dann überlegte er es sich offenbar anders und ging mit harten Schritten hinaus.

John blieb sitzen. Müde rieb er sich das Gesicht. Der Gedanke, einen ganzen Abend lang gut gelaunt und charmant sein zu müssen, lähmte ihn. Wie gerne würde er jetzt einfach hierbleiben, etwas Kleines essen, früh zu Bett gehen, ein Buch lesen. Aber Evelyn wartete. Er blickte ins Feuer, versuchte, das seltsame Gefühl beiseitezuschieben, das ihm den Rücken hinaufkroch. Krieg ... Das Wort hatte sich wie ein kalter Windhauch in ihr Gespräch gestohlen. Wie kam Julius nur darauf? Gott, er konnte bloß hoffen, dass sein Bruder wusste, was er tat, und die Bank nicht gegen die Wand fuhr. In Hamburg zählte der Name und nicht viel anderes. Und der Name Reeven war besetzt von seinem Vater.

Aber heute hatte er das Gefühl bekommen, dass Julius im Begriff stand, das zu ändern.

Er hörte das Lachen in seinen Träumen. Henk grunzte unwillig, drehte sich auf die Seite. Gerade versank er erneut in einen unruhigen Halbschlaf, da erklang es wieder, ein hohes Kichern hinter der Wand. Er fuhr in die Höhe, mit zwei Schritten war er an der Tür.

«Wenn du schon nicht arbeitest und dumm hier rumsitzt, dann sorg wenigstens für Ruhe, damit ich schlafen kann!»

Sie sahen ihn mit großen Augen an, Rosa stand auf einem Hocker neben dem Herd, Alice rührte in der Pfanne. Es roch nach Eiern und Speck. Das Gesicht seiner Frau, eben noch warm und offen, verschloss sich bei seinem Anblick innerhalb von Sekunden. «Wir machen dir Frühstück», sagte sie. Vorwurfsvoll beinahe, als wäre es eine Zumutung.

«Das ist wohl auch das Mindeste.»

«Ich bin nicht absichtlich krank geworden, und ich war gestern den ganzen Tag unterwegs und habe nach Arbeit gesucht», fauchte sie.

Was war eigentlich aus Respekt geworden? Aus Demut gegenüber dem Mann? Er zog einen Stuhl hervor und ließ sich darauf fallen. «Und? Was war so witzig?»

Die beiden wechselten einen Blick. «Mama hat die Schale mitgekocht.» Rosas Mundwinkel zuckten amüsiert.

«So? Nun, deine Mutter kann eben nicht einmal Rührei machen, ohne dass etwas schiefgeht. Ich sehe nur leider nicht, warum das so lustig sein soll.»

Wortlos stellte Alice einen vollen Teller vor ihn hin.

«Und ich soll jetzt die Eier mit Schalen essen?»

«Ich habe sie rausgeholt.»

Es duftete verführerisch, aber plötzlich hatte er keinen Appetit mehr. «Ich muss arbeiten.» Er schob den Teller weg, stand auf, ignorierte die Blicke.

Sie sagte nichts, sah ihm nur mit diesen grünen Eisaugen zu, wie er sich anzog, seine Jacke nahm und die Tür hinter sich zuwarf. Die kalte Luft draußen tat ihm gut, er spürte das Verlangen nach Alkohol in jeder Faser seines Körpers, aber er hatte nicht gelogen, er musste tatsächlich arbeiten – wenn auch erst in einer halben Stunde. Mit hämmerndem Kopf und leerem Magen steuerte er auf die Walhalla-Haltestelle zu.

Seit Rosa auf der Welt war, gehörte Alice nicht mehr ihm. Seit es sie gab, widmete seine Frau all ihre Wärme ihrer Tochter. Die beiden hatten eine ganz eigene Art, miteinander zu kommunizieren, bei der es oft nicht einmal Worten bedurfte. Manchmal kam es ihm vor, als hätte er zwei Alice, die mit vorwurfsvoll gerunzelter Stirn und stechendem Blick auf ihn warteten, deren Schweigen nun doppelt schwer wog. Rosa war sogar noch schöner als ihre Mutter, mit ihren riesigen dunklen Augen und den Locken. Es war nicht so, dass er nicht auch Zärtlichkeit für seine Tochter empfand. Wenn er mit ihr alleine war und Alice sie nicht mit Lügen gegen ihn vergiftete, kamen sie miteinander aus. Er fühlte sich schlecht, weil er sie geschlagen hatte. Aber sie wurde mit jedem Tag mehr wie ihre Mutter.

Die Fähre war zu spät und die Pferdebahn ebenfalls. Bis er in der Halle ankam, hatte seine Schicht längst begonnen und seine schlechte Stimmung sich verdreifacht. Es war eiskalt hier, es stank, er hatte nichts zu essen dabei und kein Zuhause, auf das er sich freuen konnte. Warum genau war er überhaupt hier? Er zog sich um und begann mit der Arbeit. Sie hatten sich gegen ihn verbündet. Und mit jedem Jahr, in dem Rosa weiter heranwuchs, älter wurde und der Blick aus ihren dunklen Augen sich intensivierte, verstärkte sich sein Gefühl, dass sie ihm dabei zusah, wie er versagte.

«He!» Plötzlich stand Bertie neben ihm, riss ihn aus der finsternen Gedankenspirale. Henk zuckte zusammen. «Wie geht's?»

Ohne ihm in die Augen zu schauen, nickte er seinem alten Nachbarn zu. Früher einmal waren sie so etwas wie Freunde gewesen, gute Bekannte, Saufkumpane. Dass er Bertie die Arbeit hier in der Halle zugeschustert hatte, war sicherlich der Grund, warum der nie dazwischenging, wenn Alice und er aneinandergerieten. Aber obwohl Alice und Marietta so gute Freundinnen waren, hatten Bertie und er sich in den letzten Jahren voneinander distanziert, kamen kaum über Floskeln hinaus, einen beiläufigen Gruß im Flur, ein paar leere Worte bei der Arbeit.

«Kannst du Alice von mir grüßen?» Bertie rieb sich die rot gefrorenen Finger. «Ich sehe sie ja nun nicht mehr, wo wir in Eimsbüttel wohnen, liegt ja so gut wie hinterm Mond, und ich habe ihr nie gesagt, wie viel es mir bedeutet hat.»

Henk wischte sich die schwarzen Hände an einem alten Lappen ab und warf ihn in eine Ecke. «Was meinst du?»

Bertie holte ein kleines Etui aus der Tasche. «Marietta kann es nicht ansehen, es ist zu echt. Du weißt ja, wie Alice malt, als ob die Dinge einfach durch ihre Hände aus der Welt aufs Papier fließen. Aber mir hilft's. So hab ich ihn immer bei mir, auf eine Weise.» Bertie nahm einen Zettel heraus und faltete ihn behutsam auseinander.

Henk sog die Luft ein. Das war Willie. So lebendig, dass er geradezu aus dem Papier aufzusteigen schien. Er ballte die Hand zur Faust. Sie konnte es einfach nicht lassen.

«So vergess ich ihn nicht.» Bertie strich mit dem Finger über das zerknitterte Gesicht seines toten Sohnes.

«Er war ein guter Junge.» Zu seiner Überraschung merkte Henk, wie die Wut auf Alice zu schmelzen begann und sein Hals sich zusammenzog. Er war immer wütend auf Alice, das Gefühl war ihm inzwischen so vertraut, dass auch andere Dinge daneben Platz fanden. Und es stimmte, Willie war ein guter Junge gewesen, ein lieber, gehorsamer kleiner Junge, der keinen Ärger machte und seinen Eltern bei der Arbeit half. Ganz im Gegensatz zu seiner eigenen Tochter. «Wir sollten mal wieder ein Bier zusammen trinken.» Es überraschte ihn, dass diese Worte aus seinem Mund kamen.

«Ihr werdet nicht fürs Rumstehen bezahlt!» Bernhard erschien ohne Vorwarnung. «Das ist euch klar, oder? Manchmal hab ich das Gefühl, ihr denkt, eure bloße Anwesenheit hier in der Halle ... Dein Sohn?», unterbrach er sich, als er das Bild in Berties Händen erblickte.

Bertie nickte stumm, kämpfte sichtlich mit der Fassung. «Henks Frau hat es gemalt.»

«Alice?» Bernhard musterte ihn. Er nahm Bertie das Bild ab, hielt es ins Licht. «Erstaunlich. Sie hat Talent.»

Henk schnaubte. «Sie hat Talent darin, Ärger zu machen. Hat schon wieder ihre Arbeit verloren.» Er konnte es nicht leiden, wenn andere mit dieser Ehrfurcht in der Stimme über Alice sprachen. Als würde sie ihm nicht jeden einzelnen Tag seines Daseins zur Hölle machen.

* * *

Eine Hand berührte sie an der Schulter, und erstaunt sah Blanche von ihrem Buch auf. Obwohl sie aus dem Roman nicht schlau wurde und Effi Briest ihr

zunehmend auf die Nerven ging, hatte sie ihren Bruder nicht kommen hören.
«John. Schleich dich doch nicht so an.»

John trug seinen dunklen Anzug, er duftete nach Rasierwasser. Sicherlich würde er gleich in die Kanzlei fahren. Amüsiert sah er auf sie hinunter. «Ich hätte mit einem Automobil ins Zimmer donnern können, und du hättest es nicht gemerkt.» Sein Blick glitt über den Buchrücken. «Du liest Romane über Ehebrecherinnen? In Mutters heiligem Salon?»

Blanche schnalzte mit der Zunge. «Bei Fontane geht es um Moral. Um Prinzipien. Gesellschaftliche Zwänge.»

«Und um Ehebruch ...»

«Du hast das Buch doch gar nicht gelesen.»

Er grinste nur.

«Was soll Effi denn tun? Der Baron ist doppelt so alt wie sie, ständig fort ... Und dann spukt es auch noch. Wer könnte ihr vorwerfen, dass sie das nicht aushält. Diese Ehe ist von Anfang an dem Tode geweiht.» Sie lachte und klappte mit einer fahrigen Bewegung das Buch zu.

«Dein armer Mann muss nun einmal arbeiten, Blanche. Ich verstehe ja, dass seine lange Abwesenheit schwierig für dich ist, aber bevor du dich in eine wilde Affäre mit einem Major stürzt, solltest du vielleicht ...»

«Ich spreche nicht von mir.» Blanche lächelte unheimlich. «Evelyn hat heute schon zwei Mal angerufen. Gestern Abend auch. Hat dir das etwa niemand ausgerichtet?»

Johns Mund klappte auf.

Es geschah nicht oft, dass sie ihn außer Fassung sah, und sie genoss den kleinen Moment des Triumphes. Bevor er jedoch etwas erwidern konnte, fragte sie: «Und? Hast du mit ihm gesprochen?»

«Das habe ich.» Ihr Bruder lehnte sich an die Fensterbank, verschränkte die Arme vor der Brust, augenscheinlich froh über die Ablenkung. «Er ist einverstanden.»

«Oh!» Blanche erhob sich erstaunt von dem Lesesessel, in dem sie den Vormittag verbracht hatte. Sie war erleichtert, aber zu ihrer Überraschung bemerkte sie außerdem, wie eine weitere Empfindung in ihr hochkroch, und die war ihr nur allzu vertraut. Bitterkeit. Sie hatte gebettelt und gebettelt, und John brauchte nicht einmal zwei Minuten, schon war Theodor überzeugt. «Er hat einfach Ja gesagt?», fragte sie ungläubig.

«Ein bisschen Überredungskunst hat es schon gebraucht. Aber ich glaube, er hegt inzwischen selbst Zweifel, ob Dr. Blaustin weiß, was er tut.»

«Ich hätte gleich sagen sollen, dass du darauf bestehst. Das hätte mir viel Zeit erspart.»

John runzelte die Stirn. «Was ist los mit dir?»

«Er nimmt mich nicht ernst.» Sie konnte die beißende Enttäuschung nicht ganz aus ihrer Stimme verdrängen.

«Natürlich tut er das. Ohne deine Vorarbeit wäre er niemals so schnell einverstanden gewesen. Du hast ihn weichgekocht, ich bin einfach zum richtigen Zeitpunkt dazugestoßen.»

Blanche verkniff sich eine Antwort. John kannte sie besser als jeder andere, und trotzdem verstand er nichts. «Hast du ihm auch vorgeschlagen, dass Frau Wilson ihn untersucht?»

Er schüttelte den Kopf.

«Was? Warum nicht?»

«Weil ich selbst nicht überzeugt bin.»

«Sie ist eine angesehene Ärztin.»

«Sie ist eine Frau. Und keine Spezialistin.»

«Wir können keine Spezialisten rufen, wenn wir nicht wissen, auf welchem Gebiet sie spezialisiert sein sollen», fauchte sie.

«Blanche!» John seufzte tief. «Kannst du dir vorstellen, wie Vater sich von einer Frau untersuchen lässt? Ich wollte erst einmal, dass er überhaupt zustimmt, Dr. Blaustin zu übergehen und eine weitere Meinung einzuholen. Wenn ich ihn jetzt auch noch damit konfrontiert hätte ...»

Wieder spürte sie die Frustration wie eine kleine heiße Welle durch sich hindurchpulsieren.

John lächelte nachsichtig, fasste sie an den Schultern. «Wenn wir niemanden finden, können wir immer noch auf deinen Vorschlag zurückgreifen. Ich werde mich kümmern», versicherte er beruhigend, und mit einem Blick auf seine Uhr fügte er hinzu: «Hast du jetzt nicht Gesangsunterricht?»

Sie nickte nur.

«Nun komm schon. Vater ist eben zu konservativ für deine Ideen.»

«Vater? Oder du?»

John lachte auf. «Wenn ich das nächste Mal flachliege, verspreche ich, dass wir sofort deine Frau Wilson anrufen.»

«Das ist nicht witzig.»

«Ich muss jetzt los. Mach dich nicht verrückt deswegen. Du hast genug zu tun, ich nehme das in die Hand.»

«Ruf Evelyn zurück!», rief sie, als er schon fast an der Tür war, und er hob eine Hand, zum Zeichen, dass er sie gehört hatte.

«Bis heute Abend.»

Sie sah ihm nach und hörte, wie die Haustür zuschlug. «Ja. Bis heute Abend», murmelte sie, als er schon längst fort war. Ein Motor knatterte auf.

Ihr Blick fiel auf das Buch. «Genug zu tun», murmelte sie verächtlich. Noch immer stand sie im Zimmer. Dann drehte sie sich langsam um, durchquerte den Salon und stieg die Treppe hinauf, ging über den langen Flur auf die Flügeltür zu und klopfte.

«Papa.» Blanche lächelte warm. «Gute Nachrichten. John hat eine Ärztin gefunden, die dich gerne untersuchen würde. Was sagst du dazu?»

* * *

Sie hatte diese Halle erst einmal betreten, vor langer Zeit, als sie gerade frisch verheiratet gewesen war. Damals hatte Henk noch versucht, sie zu beeindrucken. Seitdem hatte sich hier so gut wie nichts verändert, nur die Fahrgestelle waren größer geworden. Die Männer starrten sie an, während Alice an ihnen vorbeischritt. Vor einem bunt bemalten Kettenkarussell blieb sie stehen.

«Da bist du ja!» Bertie schaltete das Lötgerät aus und zog die Schutzbrille ab. «Gut, dass du kommen konntest. Ich bring dich zu ihm. Und ihr hört auf zu glotzen!», brüllte er hinter sich. Manche der Arbeiter wandten sich ab, die meisten starrten jedoch unbeirrt weiter. «Hier kommen nicht oft Frauen rein. Nie, eigentlich, wenn ich so drüber nachdenke», erklärte er entschuldigend. «Ist vielleicht auch besser so.»

«Hast du herausbekommen, was Bernhard von mir will?»

«Nein.» Er schüttelte den Kopf. «Aber ich hab da so eine Ahnung.»

Auf einer Leiter vor einem großen Wohnwagen, einen Eimer Bootslack neben sich, fanden sie den Vorarbeiter der Halle. «Die Künstlerin!» Bernhard stieg herunter, wischte sich die Hände an einem alten Tuch ab und verneigte sich vor ihr. «Es ist mir eine Ehre.» Henks Cousin sah vollkommen anders aus als ihr Ehemann. «Was sagst du?» Stolz betrachtete er den Wagen. «Zehn

Meter. Die Schindeln sind aus Pitchpineholz. Der Unterwagen hat Blattfedern, und die Veranda kann man ausziehen.»

«Damit fahrt ihr raus?» Kritisch beäugte Alice die Räder. Der Wagen sah nicht so aus, als wäre er für die Straße gemacht.

«Um Himmels willen.» Er lachte. «Der ist für meine Eltern, sie wohnen jetzt dauerhaft im Winterquartier. Ich lass ihn mit dem Traktor nach Entenwerder fahren.» Mit einem Wink bedeutete er ihr, ihm zu folgen, und führte sie durch eine Schiebetür in eine kleinere Halle, die an den Maschinenraum anschloss. «Du wunderst dich sicher, warum ich dich hergebeten habe. Bertie hat mir das Bild von seinem Sohn gezeigt.» Anerkennend musterte er sie. «Jemanden wie dich suche ich schon lange.»

Er blieb stehen und zeigte in die Höhe, und Alice folgte seinem Finger mit den Augen. Vor ihr erhob sich das größte Bild, das sie je gesehen hatte: Es war auf Holz gemalt, wurde von Brettern gestützt, zeigte rundherum in einem Panorama eine mittelalterliche Szenerie, Burgen, Ritter, Pferde, sogar einen Drachen. Diese 360-Grad-Panoramen kannte sie von früher, auf den meisten Jahrmärkten wurden welche ausgestellt. Dieses jedoch war größer und plastischer als alles, was sie bisher gesehen hatte.

«Ich habe es aus Amerika importiert», erklärte er, und in seiner Stimme schwang unverhohlener Stolz. «Wir mussten es für das Schiff zerlegen und hier wieder aufbauen. Du siehst, dass das Spuren hinterlassen hat. Die sollst du ausbessern.»

«Ich?» Erschreckt betrachtete Alice die abgeblätterte Farbe in den Fugen.

«Du», bestätigte er nickend. «Ich wollte das erst mit dir allein besprechen. Weiß ja, wie Henk sein kann ...» Er hob vielsagend die Brauen, und sie sah ihn erstaunt an. «Heutzutage gibt es all den neumodischen Kram mit Kameras und Bewegungsbildern, aber gute alte Farbe auf Leinwand dient nie aus, außerdem ist sie billiger. Ich plane noch vier weitere Panoramen. Die Leute wollen Exotisches sehen, und Drachen kann man sich nun mal nicht fangen.» Er lachte über seinen eigenen lahmen Scherz. «Aber Bilder tun's auch, zumindest für die Kleinen und die Damen. Die Schaulust der Menschen kennt keine Grenzen, Alice. Aber wem erzähle ich das. Du bist ja eine von uns.»

«Das war ich früher», sagte sie abweisend.

Er schüttelte den Kopf. «Die fahrende Seele kriegst du nicht weg. Ich bin seit Jahren in Hamburg, trotzdem höre ich den Ruf der Straße jeden Tag. Ich hab jetzt 'ne Adresse, stehe jeden Morgen am gleichen Fleck auf und leg mich

abends wieder zur Ruh. Aber zu Hause bin ich hier nicht. Erzähl mir nicht, dass es dir anders geht.»

Sie hielt den Blick starr auf das Panorama gerichtet, wusste nicht, was sie antworten sollte.

Abwartend sah er sie von der Seite an. «Jedenfalls kommt mir jemand mit deinem Talent genau zur rechten Zeit.»

Wie immer passierte etwas in Alice, wenn jemand das Wort zu ihr sagte, ein leises Flüstern in ihrem Inneren. Sie hatte Talent. Sie war etwas wert. Sie konnte der Welt etwas bieten. Alle hatten sich geirrt.

«Ich kann nicht hier arbeiten.»

«Ich zahle gut. Besser als die Fabrik. Gefällt mir sowieso nicht, dass du da hingehst. Ist kein Ort für eine Frau.»

«Es geht trotzdem nicht. Tut mir leid.»

«Was glaubst du, warum ich Bertie zu dir geschickt hab und nicht ihn? Ich weiß, dass er schwierig ist. Wenn es wegen Henk ist, rede ich mit ihm.»
Fragend ließ er seinen Blick über ihr Gesicht huschen. Die Flecken waren inzwischen nicht mehr zu sehen, aber ihr wurde klar, dass er Bescheid wusste, und ihre Wangen begannen zu brennen vor Scham.

Es war eine unglaubliche Chance. Eine Chance, die geradezu vom Himmel fiel. Aber es ging nicht. «Henk und ich trennen uns. Ich werde ihn verlassen. Wir werden das Ganze vor Gericht austragen. Es wäre hier nicht sicher für mich und unsere Tochter.» Sie hatte gesprochen, bevor sie über die möglichen Konsequenzen hatte nachdenken können.

Bernhard pfiff leise durch die Zähne. «Davon hat er ja kein Wort gesagt. Mädchen! Na, das ist mal 'ne Neuigkeit. Und dann? Seid ihr beide ganz allein, ohne Mann?»

Alice nickte. «Er weiß es noch nicht. Ich bitte dich also ...»

«Selbstverständlich», fuhr er ihr hastig dazwischen. Wieder musterte er sie von der Seite, als sähe er sie plötzlich in einem neuen Licht. Langsam fuhr er sich mit der Hand durch den Bart. «Na, du warst schon immer, wie soll ich's sagen, anders. Auf 'ne gute Art!», ergänzte er rasch. «Hab mich schon gefragt, wie du's mit ihm aushältst.» Bernhard starrte auf den Boden. «Ich sag dir mal was. Das, was er hier leistet, kann ich jederzeit ersetzen. Was du kannst, kriege ich nur einmal.» Er sah auf. «Und wenn ich dir sage, dass er hier nicht mehr arbeitet?»

«Das wäre eine andere Situation», erwiderte sie nach einer erstaunten Pause. «Aber du kannst ihn doch nicht einfach entlassen.»

«Wer sagt, dass es einfach ist.» Er winkte ab. «Hör mal, die Familie hält zusammen, das weißt du. Ich krieg's mit meiner Mutter zu tun, wenn ich ihn einfach auf die Straße setze, obwohl ich's schon hundertmal getan hätte. Viel arbeiten tut er nicht, das kann ich dir versichern. Aber Rosa und du, ihr seid auch Familie, oder? Ich finde was anderes für ihn.»

Alice bezweifelte, dass er überhaupt einen Finger für sie krumm machen würde, wenn sie nichts anzubieten hätte, das er gerne haben wollte. Bisher hatte sie vom Zusammenhalt der Familie jedenfalls wenig gemerkt.

Sich von einer Frau untersuchen zu lassen, war schon etwas anderes, er musste es zugeben. Theodors Gefühle schwankten zwischen peinlicher Anspannung und wohligem Kribbeln. Emma Wilson roch gut, sie hatte einen schönen, vollen Mund, und ihre Stimme klang so sanft, dass er ihr sofort vertraute. Trotzdem schien es ihm widernatürlich.

«Tief einatmen.» Sie drückte ihm das Stethoskop auf die Brust. «Und wieder aus. Wunderbar.» Sanft nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und drehte ihn hin und her, lächelte ihm aufmunternd zu. Er lächelte zurück, fing dann aber den Blick von Dr. Blaustin auf und beeilte sich, eine ernstere Miene aufzusetzen. Der Arzt stand mit verschränkten Armen neben dem Bett und verfolgte jede von Emma Wilsons Bewegungen mit Argusaugen. Nun drückte sie mit den Daumen in seine Achseln und sah ihn so lange mit ernstem Blick an, dass er ganz nervös wurde. «Gut.» Sie stand auf und notierte etwas in einem kleinen schwarzen Heft. «Ich muss für meine Diagnose einen Ausstrich anfertigen und untersuchen. Dafür ist es notwendig, von den betroffenen Stellen eine kleine Gewebeprobe zu entnehmen.»

«Das bedeutet ... Sie schneiden in mich hinein?»

«Lächerlich!», fuhr Dr. Blaustin dazwischen. «Ich werde nicht dulden, dass Sie meinen Patienten verstümmeln.»

Dr. Wilson hob den Blick. «Die Entscheidung, ob ich behandeln darf oder nicht, würde ich Herrn Reeve gerne selbst überlassen.»

«Und ich nehme an, Sie wollen mir noch immer nicht verraten, worin Ihr Verdacht besteht?», zischte Dr. Blaustin.

Sie schüttelte den Kopf. «Nicht bevor ich Gewissheit habe. Ich weiß, was ich tue, dessen können Sie versichert sein.»

An der verächtlichen Miene des Arztes las Theodor ab, dass dieser daran erhebliche Zweifel hegte. Emma Wilson beugte sich vor und wandte sich wieder an ihren Patienten. «Ich nehme an, Sie hatten in letzter Zeit Probleme mit der Nase? Blutungen, starken Schnupfen, der sich aber anders anfühlt als gewöhnlich?»

Er hob die Brauen, verblüfft über die Treffsicherheit ihrer Vermutung. «Richtig», gab er zu.

Sie nickte nachdenklich. «Dürfte ich mir einmal Ihren Ellbogen ansehen?»

Anscheinend wusste sie tatsächlich, wovon sie sprach. Langsam bekam er es mit der Angst zu tun. Widerwillig rollte er seinen Hemdsärmel auf. Als sie den dicken Knoten in seiner Ellenbeuge erblickte, nickte sie wieder, als hätte sie vorher schon gewusst, was sie zu sehen bekommen würde.

«Den haben Sie mir aber verschwiegen, mein Wertester!» Dr. Blaustin trat ans Bett und hielt sich einen Kneifer vor die Augen. «Interessant!»

Theodor stutzte. Er war sicher, dem Arzt von dem Knoten berichtet zu haben. Wurde er jetzt zu allem Überfluss auch noch vergesslich? «Sie kommen also zu einer ähnlichen Schlussfolgerung?» Er hielt den Atem an. «Sie wissen, worauf Dr. Wilson hinauswill?»

Der Arzt blinzelte irritiert. «Nun, das kann ich erst beantworten, wenn sie sich dazu herablässt, mir von ihrer haarsträubenden Diagnose zu berichten, oder nicht?»

Emma Wilsons Mund zuckte kaum merklich. Sie drehte sich um und trat vor ihre Tasche, die auf dem Kanapee stand. «Wenn Sie eine Diagnose wünschen, muss ich von den verdächtigen Stellen eine Probe nehmen. Gestatten Sie, dass ich es kurz erkläre. Falls Sie einwilligen, Herr Reeve, entnehme ich eine Probe Ihres Nasensekretes sowie eine aus dem Knoten in der Elle. Das ist leider etwas unangenehm, da ich ins Gewebe schneiden muss. Die Proben werde ich in physiologischer Kochsalzlösung aufbewahren und im Labor verreiben, um einen Ausstrich anzufertigen. So kann ich dann ...»

Dr. Blaustin schüttelte vehement den Kopf. «Theodor, ich weiß nicht, wie Sie auf die Idee kamen, sich diese Frau ins Haus zu holen, aber ich muss schon sagen, dass ich es als Affront empfinde. Einen Affront gegen meine Person.»

«Aber, Rüdiger, ich bitte Sie. Sie wissen doch, dass Dr. Wilson auf Bitten meiner Kinder hier ist», versuchte Theodor zu beschwichtigen. Doch es war schon ein starkes Stück von dieser Frau, einem so angesehenen Arzt offen gegen den Mund zu reden, das musste er zugeben.

«Als Frauenärztin mag sie ja taugen, das will ich gar nicht bestreiten.» Der Arzt warf ihr einen verächtlichen Blick zu. «Der weibliche Körper ist nun einmal wesentlich weniger kompliziert als der männliche.» Theodor war es unangenehm, dass er über Emma Wilson sprach, als wäre sie nicht anwesend, obwohl sie direkt vor ihm stand. «Aber ich würde doch wirklich darum bitten, dass wir diese lächerliche Farce jetzt beenden.»

Emma Wilson behielt ihr freundliches Lächeln bei. Sie nahm ihre Tasche. «Ich werde mich selbstverständlich nicht aufdrängen, Herr Reeven. Sie wissen, wie Sie mich erreichen können. Ich möchte allerdings darauf hinweisen, dass ich in wenigen Wochen nach Irland zurückreise.» Sie ließ sich nicht anmerken, ob Dr. Blaustins Worte sie getroffen hatten. Obwohl er Rüdiger zustimmte, musste er die Ärztin doch insgeheim dafür bewundern, wie sie Haltung bewahrte.

«Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Zeit, ich werde mich mit Dr. Blaustin besprechen und Sie wissen lassen, ob ich Ihre Hilfe noch einmal benötige. Sie wohnen bei den Karstens, wie ich höre. Grüßen Sie Franz von mir. Wir sind Geschäftspartner.»

Sie lächelte höflich und wandte sich zur Tür. «Ich werde es ausrichten.»

Blanche hätte vor Frustration am liebsten die Nägel in das Holz der Tür gegraben. Sie hatte jedes Wort gehört. Die Herablassung, mit der Dr. Blaustin die Ärztin behandelt hatte, war kaum zu ertragen.

Als Dr. Wilson aus dem Zimmer trat, erkannte sie augenblicklich, welche Anstrengung es die Ärztin gekostet hatte, Ruhe zu bewahren. Es war die Bedingung ihres Vaters gewesen, Dr. Blaustin einzuweihen, und dieser hatte darauf bestanden, bei der Untersuchung anwesend zu sein.

«Es tut mir furchtbar leid», flüsterte Blanche und fasste Dr. Wilson am Arm. «Können Sie nicht noch einmal wiederkommen, wenn er weg ist? Mein Vater würde Ihnen bestimmt zuhören, wenn ...»

Aber die Ärztin bedeutete ihr mit einer Geste, sie sollten unten reden. In der Halle angekommen, erwiderte sie: «Ich kann Ihren Vater nicht dazu zwingen, sich von mir behandeln zu lassen, Blanche. Er hat jedes Recht, mich nicht ernst zu nehmen. Glauben Sie mir, er ist nicht der Erste.»

Krampfhaft überlegte Blanche, wie sie die Ärztin zum Bleiben überreden konnte. «Bitte! Ich vertraue Dr. Blaustin nicht. Manchmal scheint es mir, er hat überhaupt keine Ahnung und tut einfach, was ihm gerade einfällt.»

Dr. Wilson zögerte. Blanche sah ihr an, wie sie innerlich mit sich selbst debattierte. «Normalerweise würde ich so etwas niemals vorschlagen ...», begann sie, «... aber hier geht es nicht nur um Ihren Vater. Falls mein Verdacht sich bestätigt, könnten alle Mitglieder des Haushalts in Gefahr sein. Der von mir vermuteten Krankheit liegt ein Bakterium zugrunde. Es vermehrt sich nur innerhalb von Zellen, zerstört die Schleimhäute und befällt die Nerven an

Händen und Füßen. So kommt es zu Verletzungen wie denen Ihres Vaters. Die Krankheit schränkt den Tastsinn ein, sodass man nicht mehr spürt, wenn man sich verbrennt oder schneidet.»

Erschrocken hörte Blanche ihr zu. Es passte alles zusammen.

«Die gute Nachricht ist, dass die Krankheit wesentlich weniger ansteckend ist, als man weithin denkt. Nur etwa einer von zwanzig Menschen ist anfällig dafür, es kommt auf die körpereigene Abwehr an. Meist muss man längere Zeit mit einem Erkrankten in einem Haushalt zusammenleben, um sich zu infizieren.» Nun stahl sich wieder Sorge in die Züge der Ärztin. «Aber bei Ihnen wäre das ja der Fall. Es ist eine chronisch verlaufende Krankheit, die sich über lange Zeit hinziehen kann, zehn Jahre oder mehr.» Emma Wilson zögerte. Dann sprach sie aus, was Blanche befürchtet hatte: «Wenn meine Vermutung stimmt, gibt es keine Aussicht auf Heilung.»

Blanche fühlte, wie ihr schwindelig wurde vor Angst. Emma Wilson ließ den Blick die Treppe hinaufschweifen, bevor sie weitersprach. «Ich schlage Ihnen etwas vor.» Sie trat einen kleinen Schritt näher. «Es gäbe noch ein differenzialdiagnostisches Verfahren – auch wenn es gegen meine persönliche Ethik verstößt. Wie gesagt, es geht nicht nur um Ihren Vater ...» Die Ärztin sah zu Boden, schien sich zu sammeln. «Sie müssten bereit sein, ihm ohne sein Wissen ein Mittel zu verabreichen, Blanche. Sollte mein Verdacht begründet sein, wird er darauf reagieren.» Sie versteifte sich vor Schreck, doch Frau Wilson beeilte sich, weiterzusprechen. «Positiv wäre, dass eine Reaktion tatsächlich eindeutig Klarheit bringt. Wenn Dr. Blaustin recht hat und das Leiden Ihres Vaters durch Stress oder eine bloße Erkältung hervorgerufen wurde, wird nichts passieren. Aber wenn er reagiert, hätten wir Gewissheit und müssten sofort handeln. Damit die Krankheit nicht um sich greift.»

Blanche stand da wie erstarrt. «Was muss ich tun?», wisperte sie.

Emma Wilson senkte die Stimme noch weiter. «Ich werde Ihnen etwas zukommen lassen. Jodkalium, um genau zu sein. Eine kleine Tagesdosis reicht aus, ein Zehntelgramm. Natürlich schicke ich genaue Anweisungen mit. Sie müssen zusehen, dass er es isst oder trinkt. Dann erhöhen Sie langsam die Dosis und beobachten Ihren Vater genau. Falls ich richtigliege, werden Rötungen und Schwellungen an bereits befallenen Stellen eintreten, Juckreiz und Schmerzen. Dann müssen Sie mich sofort benachrichtigen, hören Sie, Blanche? *Sofort!*»

Blanche war schwindelig vor Nervosität. Aber sie zögerte keine Sekunde. «In Ordnung. Wenn es zu seinem Besten ist. Aber er darf es niemals erfahren. Das wäre entsetzlich.»

«Natürlich nicht.» Plötzlich war Emma Wilsons Gesichtsausdruck sehr ernst. «Das wäre auch für mich fatal.»

Blanche verstand erst jetzt, welches Risiko die fremde Frau für sie einzugehen bereit war. Sie berührte Emma Wilson am Arm. «Sagen Sie es mir. Was haben Sie für einen Verdacht?»

Aber die Ärztin schüttelte den Kopf. «Ich kann diese Diagnose nicht stellen, wenn ich keine Sicherheit habe, es würde meinen Ruf ruinieren, wenn ich falschliege. Aber eines noch, Blanche.» Plötzlich veränderte sich der Ausdruck in ihrem Gesicht. «Ich weiß, es ist schwer. Aber Sie sollten bis zur Diagnose nur in seine Nähe gehen, wenn es absolut notwendig ist. Hören Sie mich? Sich im Zimmer aufzuhalten ist in Ordnung, aber vermeiden Sie jeden direkten Kontakt, auch mit Dingen, die er berührt hat. Das ist sehr, sehr wichtig.»

* * *

Alice betrachtete John vom Türrahmen aus. Er saß tief über den Schreibtisch gebeugt, die auf den Kopf geschobene Brille zerzauste seine sonst so ordentliche Frisur. Ohne den Blick von seinen Papieren zu nehmen, trank er einen Schluck Kaffee. Wenn er sich konzentrierte, strahlte er diese Ruhe aus, als könnte er allein mit seinem Stift und seiner gerunzelten Stirn die ganze Welt in Ordnung bringen. Sobald sie sein Büro betrat, fühlte sie sich sicher. Das wurde ihr in diesem Moment klar.

«Wir können loslegen!»

Verwirrt blickte er zur Tür. Als er sie erkannte, erhellte sich sein Gesicht. «Alice!»

Dieses merkwürdige Ziehen in ihrem Magen überraschte sie. «Entschuldigung, ich habe geklopft, aber Sie waren so vertieft.» Sie trat ein, blieb vor seinem Schreibtisch stehen. «Wir können anfangen. Ich habe eine neue Arbeit.»

Mit verblüffter Miene lehnte er sich im Stuhl zurück. «Tatsächlich? Nun, das nenne ich eine gute Nachricht.» Wie immer stand er auf, um ihr den Mantel abzunehmen. «Ihr neuer Arbeitgeber weiß über die Situation Bescheid? Wird er mit sich reden lassen? Wird er Ihnen bescheinigen, dass Sie zukünftig mehr

verdienen können, aber Ihnen für die Prozessdauer wenig genug für das Armenrecht auszahlen?»

Sie nickte zögernd. «Ich denke schon. Er braucht mich. Ich male für ihn.»

«Sie malen?» Sie hatte ihn noch nicht oft verdutzt gesehen, es ließ ihn jünger wirken. Er setzte sich wieder, faltete die Hände auf der Tischplatte. «Es war mehr ein Zufall, dass ich dazu gekommen bin. Mein Arbeitgeber ist Schausteller und ein Cousin meines Mannes.»

Sofort zog ein Anflug von Sorge über sein Gesicht. «Aber dann wird er doch ...»

«Er weiß alles.»

John schien nicht überzeugt. «Die Verwandtschaft zu Ihrem Mann wird sicher kein Problem darstellen?»

«Er hat sonst niemanden, der die Panoramen malen kann.»

«Panoramen?» Erstaunt musterte er sie. «Daher hat Rosa also ihr Talent.»

«Hunde malt sie sogar besser als ich», bemerkte sie mit einem Blick auf das Bild hinter ihm an der Wand. Er hatte es tatsächlich aufgehängt.

Er lachte leise auf. «Nun gut. Wer hätte gedacht, dass sich das Ganze so einfach fügen würde. Dann werde ich die entsprechenden Papiere einreichen. Natürlich warte ich mit dem offiziellen Teil, bis alles bewilligt ist. Wenn die Angelegenheit erst ins Rollen kommt, ist sie nicht mehr so leicht zu stoppen, und wir müssen Sie und Rosa in Sicherheit wissen, bevor Ihr Mann von allem erfährt.»

Alice nickte, ihr wurde flau. Plötzlich wurde alles so konkret.

«Die Trauscheine haben Sie?»

«Sie sind irgendwo in der Wohnung.» Darüber hatte sie noch nicht nachgedacht.

«Verstecken Sie sie! Wenn sie <zufällig> verloren sein sollten, wird es die Dinge für Sie zusätzlich erschweren.» Wie immer schrieb er sich auf, was sie gesagt hatte. «Gut, alles Weitere haben wir besprochen», murmelte er und fuhr mit dem Finger seine Notizen entlang, schließlich sah er zu ihr auf. «Dann wäre da nur noch die Frage nach Ihrer Vergangenheit.»

John meinte, die Luft zwischen ihnen würde sich verdichten. Er konnte geradezu spüren, wie sich ihr gesamter Körper anspannte.

«Meine Vergangenheit?» Sie stockte. «Was wollen Sie wissen?»

Alles, dachte er.

«Dinge, die uns gefährlich werden könnten. Denken Sie nach, gibt es etwas, das Ihr Mann den Richtern erzählen könnte? Ereignisse, die Sie diskreditieren würden?»

Ihre Augen weiteten sich, gleichzeitig schien ihr Blick sich von ihm zu entfernen.

John bemühte sich, seiner Stimme einen neutralen Ton zu verleihen. «Vorstrafen, Schulden, solche Dinge? Waren Sie vor Ihrem Ehemann bereits verlobt, oder ... gab es andere Männer in Ihrem Leben?»

«Warum wäre das wichtig?»

«Nun, es ist wichtig, dass niemand Ihre Reputation infrage stellen kann. Wenn die Richter Ihnen Ihre Tochter zusprechen sollen, müssen wir jede Abweichung von einem wohlgefälligen, unauffälligen Lebensweg erklären können. Mit anderen Worten: Wir müssen vorbereitet sein. Ich darf nicht im Gerichtssaal von Argumenten der Gegenseite überrumpelt werden.»

Beinahe fasziniert beobachtete er das Wechselspiel der Emotionen in ihrer Miene. Was hat sie nur?, dachte er erschrocken. Was bringt sie so durcheinander?

Wie kleine wütende Mühlräder liefen ihre Gedanken, getrieben von einem Fluss aus Bildern und Erinnerungen, der sie in seiner Gewalt zu überschwemmen drohte. Da waren so viele Dinge in ihrer Vergangenheit, die niemals jemand erfahren durfte. Sie spürte ihren Herzschlag bis in den Hals. Was, wenn er anfang, Fragen zu stellen? Wenn er ihre Eltern aufsuchte? Wenn er die Spur verfolgte, die zu ihrer überstürzten Ehe geführt hatte und sich in der Dunkelheit ihrer Mädchenjahre verlor? Was, wenn er herausfand, wer sie wirklich war?

Alice wurde kalt bis ins Mark.

Niemand würde es verstehen. Niemand würde es glauben. Man würde ihr die Schuld geben, wie man ihr immer die Schuld gegeben hatte.

«Machen Sie sich keine Gedanken», antwortete sie ihm mechanisch, obwohl ihr Herz so stark klopfte, dass es sich anfühlte wie ein kleiner Vogel, der in ihrer Brust eingesperrt war. «Es wird keine Überraschungen geben.»

Eine Weile sagte er nichts, sah sie nur an, auf diese Art, die ihr das Gefühl gab, er könnte in sie hineinschauen. Er räusperte sich. «Ich hoffe, Sie wissen inzwischen, dass Sie mir vertrauen können, Frau Bloom.»

In Sekundenschnelle lief die Vorstellung in ihr ab: ihm vertrauen, alles sagen, zusehen, wie er verstand, wie ihm klar wurde, wie falsch er sie eingeschätzt hatte. «Natürlich weiß ich das», erwiderte sie ruhig. «Aber es gibt nichts zu erzählen.» Während sie log, sah sie ihm direkt in die Augen.

Er glaubte ihr nicht, sie sah es sofort, seine Miene verschloss sich. Die Wärme in seinem Blick wich Misstrauen. Sie hätte alles getan, damit er sie wieder so ansah wie vorher. Fast alles – eine andere Antwort würde er von ihr nicht erhalten. Sie konnte nicht die Wahrheit sagen. Es war vollkommen undenkbar. Die Vergangenheit war abgeschlossen. Sie hatte sie in eine eisenbeschlagene Truhe gesperrt und den Schlüssel weggeworfen. Für immer.

Ein weiteres Mal räusperte er sich, klappte schließlich die Akte zu, die aufgeschlagen vor ihm gelegen hatte. «Also gut. Wunderbar.» Wie es seine Gewohnheit war, lehnte er sich zurück, während er nachdachte. Er schien zu akzeptieren, dass sie nichts zu sagen hatte. Aber als er weitersprach, klang seine Stimme eine Nuance härter. «Dann sprechen wir stattdessen über die Zukunft. Wo sehen Sie sich, wenn das alles hier vorbei ist?»

«Wo ich mich sehe?» Verdattert saß sie da. Von einer Sekunde auf die andere kochte Ärger in ihr hoch. «Was denken Sie denn, wo ich mich sehe? In welcher Fabrik? In welchem Rattenloch von Wohnung? Wollen Sie mir sagen, dass ich noch jung bin und mit etwas Glück einen neuen Mann finden werde, der mich und meine Tochter aufnimmt, uns vielleicht nicht misshandelt und demütigt, und dass ich darüber dann froh sein sollte?»

Sichtlich schockiert über ihren Ausbruch, runzelte er die Stirn.

«Wollen Sie mich darauf vorbereiten, dass es wahrscheinlich sowieso nicht besser wird? Das müssen Sie nicht, es ist mir durchaus bewusst.»

Er hielt ihren Blick, dann nickte er kaum merklich. «Sie haben recht. Es war eine unbedachte Frage.»

Sofort verpuffte ihre Wut. Sie versuchte, zu lächeln, aber zu ihrem Entsetzen begannen stattdessen ihre Mundwinkel zu zittern. Oh Gott, sie durfte nicht weinen.

Natürlich entging es ihm nicht. «Frau Bloom!» Erschrocken wollte er aufstehen, aber sie hob abwehrend eine Hand, biss sich so fest sie konnte auf die Wangen, und zögernd setzte er sich wieder.

Rasch hatte sie sich wieder gefangen, hatte die Hoffnungslosigkeit zurückgedrängt, die sie zu überrollen drohte. Denn es stimmte ja. Wenn man es realistisch betrachtete, *musste* sie einen neuen Mann finden. All die Jahre

alleine für Rosa aufzukommen, war so gut wie unmöglich, wenn sie ihr mehr bieten wollte als das nackte Überleben. «Ich sehe mich in einem Alltag ohne Angst.» Nun klang ihre Stimme wieder ruhig und fest. «Mehr möchte ich mir momentan nicht erhoffen.»

Er nickte langsam und schien zu überlegen, wie er das Gespräch fortführen konnte. Ihr entging nicht, dass er weder zustimmte noch versprach, dass sie das schaffen würde. «Ich muss noch einmal nachhaken. Ihre Familie. Sie können wirklich nicht helfen?»

«Wir haben keinen guten Kontakt. Seit meiner Kindheit nicht. Wir sehen uns nur einmal im Jahr, und auch dann ist es ... angespannt.»

«Warum?»

Sie stockte. «Machen Sie sich keine Sorgen, es wird den Prozess nicht beeinflussen. Ich ... kann nicht darüber reden», erwiderte sie bittend.

«Natürlich», sagte er schnell. «Nur eines: Weiß Ihr Mann, warum das Verhältnis zerrüttet ist?»

«Er weiß nichts.»

John überlegte, fuhr sich mit einer Hand über den Bart, klappte ihre Akte wieder auf, schrieb. Nachdenklich klopfte er wieder mit dem Federhalter auf das Papier. «Vielleicht sollten wir für heute Schluss machen?»

Alice nickte erleichtert. Das Gespräch hatte alle Kraft aus ihr herausgesaugt. Er stand auf und kam um den Tisch herum, um ihr die Tür zu öffnen.

«Danke für Ihre Zeit.» Sie blieb vor ihm stehen.

Er sah auf sie hinunter, wirkte einen Moment, als würde er sie gerne aufhalten. «Wenn Sie etwas brauchen ...»

Sie wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte.

John blieb im Türrahmen stehen und schaute ihr nach. Sie spürte seinen Blick, und obwohl sie nicht gehen wollte, obwohl alles in ihr sich danach sehnte, einfach hierzubleiben, in der Wärme und Sicherheit seines Büros, drehte sie sich nicht um. Ihre Schritte klackten über den Marmorboden. Er wusste genau, dass sie gelogen hatte. Er sah zu viel. Und es gab so viele Dinge, über die sie nicht sprechen konnte. All die Dinge, die sie nachts heimsuchten, wenn der Hahn vor ihrem Fenster zu quietschen begann und sie wieder ein Kind war, ein junges Mädchen, kaum dreizehn Jahre alt. Vollkommen allein auf der Welt.

Und kurz vor einer Katastrophe, die ihr ganzes weiteres Leben bestimmen würde.

In der Nordmarsch

1896

* * *

Nach Erikas Tod wurde das Haus ein anderes. Wir waren zwar nicht richtig in Trauer, sie war ja nur eine Angestellte gewesen, trotzdem bekam ich zwei neue dunkle Kleider, die ich abwechselnd trug, und passende Maschen für die Haare. «Aus Anstand», sagte Inge. Käthe verteilte Taschentücher mit schwarzem Rand, die sie nach dem Tod ihres Mannes bestickt hatte. Die Köchin blieb wie vorher schweigsam und schlecht gelaunt. Das Haus war stiller geworden. Und mit unseren dunklen Trauerkleidern und ohne Erikas schiefe Gesänge fühlte ich mich einsam.

Der Pastor erwähnte Erika am folgenden Sonntag in der Kirche. Allerdings nur kurz. Sie habe eine Entscheidung getroffen, die den Herrn sehr unglücklich mache. «Gott allein verfügt über das Leben!», rief er, und ich sah erstaunt auf, denn seine Stimme zitterte. Um mich her hörte ich unruhiges Füßescharren.

«Ist Erika im Himmel?», fragte ich ihn am Abend, als wir im Salon saßen.

Er sah mich lange an, und ich dachte schon, er würde nicht mehr antworten. «Das weiß nur Gott selbst», sagte er schließlich. Aber ich war mir sicher, dass es auch ihn beschäftigte, denn an diesem Abend sah er nicht in seine Bücher, sondern blickte bloß stumm aus dem Fenster in die Dunkelheit.

* * *

Mechthilds Zustand schien sich von einem Tag auf den anderen zu verschlechtern. Der Frühling kam, und mit ihm schwanden ihre Lebensgeister. Sie wollte die Vögel vor den Fenstern nicht hören und die Sonne über der Graft nicht aufgehen sehen. Ständig mussten wir ihren Raum dunkel halten, es wurde so stickig in ihrem ohnehin übel riechenden Zimmer, dass ich es immer mehr als Last empfand, hineinzugehen. Aber sie brauchte mich auch weniger. Der Arzt hatte uns stärkere Säfte für sie gegeben, mit denen wir sie rund um die Uhr versorgten. Sie sprach kaum noch, und sie wollte nicht mehr, dass ich ihr vorlas. «Ich bin müde», sagte sie nur.

«Wir müssen Ersatz für Erika holen.» Käthe saß bei uns in der Stube und «rührte in unserer Suppe», wie die Köchin es nannte – ihr zufolge mischte Käthe sich in Dinge ein, die sie nichts angingen.

«Eine respektable ältere Dame, das wäre das Richtige für uns.» Käthe sagte gerne «wir» und «uns», wenn sie eigentlich «du» und «euch» meinte, und zwar meistens, wenn sie etwas erreichen wollte. «Wir können doch eine Anzeige im *Daheim* schalten.»

Es überraschte mich, dass sie überhaupt mit ihrem Bruder sprach. Seit der Sache mit Erika schien sie wütend auf den Pastor, hatte das Haus wochenlang gemieden und nur das Nötigste mit ihm geredet. Wer sie kannte, wusste, dass es ernst sein musste.

«Ach, woher denn.» Der Pastor winkte ab. «Christina schafft das gut alleine. Sie ist mir eine wahre Stütze. Wir müssen alle erst mal ein wenig zu Atem kommen, nach der ganzen Sache. Ich will niemand Neues im Haus.»

Ich wurde selten von ihm gelobt, und auch wenn er es nicht direkt zu mir gesagt hatte, freute ich mich.

«Das Mädchen braucht Führung, Horst. Wer soll ihr denn alles zeigen, wenn keine Frau mehr im Haus ist?», drängte Käthe.

«Mir scheint, hier sind mehr als genug Frauen im Haus», erwiderte er trocken, und sie verzog beleidigt die Lippen. «Rine kann ihr alles zeigen, was nötig ist.»

«Rine.» Sie schnaubte. «Ich meine nicht nur Haushaltsdinge. Sie ist ja schon bald eine junge Frau.» Bedeutungsvoll hob sie die Augenbrauen.

Der Pastor stand auf, das Gespräch war ihm sichtlich unbehaglich. «Nun machen wir mal nicht die Pferde scheu, Käthe. Du und Inge, ihr seid ja auch noch da.»

Er ging hinaus, und Käthe stierte ihm wütend nach. «Auch noch da, auch noch da», murmelte sie. «Das wäre ja noch schöner!» Sie sah mich an. «Ellbogen vom Tisch. Du bist hier nicht bei Krethi und Plethi», schnauzte sie. Ich erschrak und presste die Arme an den Körper. «Ich hab ein eigenes Haus zu bewirtschaften, falls du es vergessen hast», keifte sie dem Pastor hinterher, und er antwortete aus der Diele:

«So, und warum bist du dann immer hier, wenn es bei dir so viel zu tun gibt?»

Da stand sie auf, schmiss klirrend ihre Serviette auf die leere Kaffeetasse und stob hinaus.

Ich blieb alleine am Tisch. Die große Standuhr tickte, draußen klapperte ein Fuhrwerk vorbei. Eine Weile saß ich einfach da, die Ellbogen immer noch an die Rippen gepresst, aber als keiner wiederzukommen schien, nahm ich mir

vorsichtig noch eine von den Cremeschnitten, die wir am Wochenende vom Konditor holten – was ebenfalls ein Anlass für Käthe war, sich einzumischen, denn sie fand, die Köchin solle selber backen –, und schob sie mir mit zwei schnellen Bissen in den Mund.

Trotz allem waren die Sommerabende friedlich. Oft legte sich in der blauen Stunde ein dicker Nebel über die Wiesen. Ich beobachtete ihn, wie er vom Fluss heraufzog, langsam, als gäbe es keine Sorge in der Welt. Wenn die Sonne so tief stand, dass sie in den Nebel fuhr, und die Welt rotgolden leuchtete, breitete sich Frieden über dem Dorf aus und eine beinahe greifbare Stille, nur ab und an durchbrochen von einer Amsel oder dem trägen Brüllen einer Kuh.

Bald aber brachen die Hundstage über uns herein. Erbarmungslos schien die Sonne, die Erde wurde brüchig, und von der Graft stieg ein fauliger Geruch auf. Käthe schlief nachmittags auf ihrer Veranda im Schaukelstuhl ein, und sogar die Hühner waren zu träge, um nach Futter zu suchen, versteckten sich unter den Büschen im Schatten und beobachteten uns.

Ich war mir sicher, dass die Hitze Mechthild töten würde. Sie schien zu schmelzen, langsam in sich selbst zu versinken wie eine Figur aus Wachs, die man in der Sonne vergessen hatte. Die Gerüche wurden unerträglich, wie Vorboten des Todes zogen sie durchs Haus, und der Pastor wies uns an, außer der Familie niemanden mehr zu empfangen, es sei denn auf der Veranda. Vor Mechthilds Tür legten wir eine der dicken Stoffrollen, die sie im Winter benutzten, um die Kälte abzuhalten. Jeden Tag saß der Pastor bei ihr, ein paar Minuten am Morgen und länger am Abend. Dann redeten sie mit gedämpften Stimmen, und wenn er aus ihrem Zimmer kam, wirkte er traurig und erleichtert zugleich.

Ich konnte das Bild auf ihrer Kommode nicht mehr anschauen, es schien mir wie blanker Hohn. Mechthild sah aus wie ein kleiner dünner Vogel, die Perücke hatte sie seit Wochen nicht getragen, die Augen waren tief eingesunken. Sie stand nicht mehr auf, sogar den Nachttopf musste ich ihr unterschieben. Sie hatte sich wund gelegen, und der Pastor half mir einmal am Tag, sie zu drehen, aber alles andere erledigte ich alleine. Die Köchin betrat das Zimmer nicht mehr, und Erika war ja fort. Tot, fiel es mir jedes Mal wieder ein, wenn ich daran dachte, und mich überlief es kalt, denn irgendwie hatte sich in meinem Kopf die Vorstellung festgesetzt, dass sie einfach woanders war, mit ihrem langen Haar und ihrem schiefen Gesang. Dass sie jetzt ein

anderes Haus putzte, in einem anderen Hof in der Sonne saß und Gemüse schrappte. Wo man sie beerdigt hatte, wusste ich nicht. Niemand sprach je darüber, und ich traute mich nicht zu fragen.

Mechthilds Zustand verschlechterte sich so sehr, dass der Arzt entschied, sie in ein Krankenhaus in der Stadt zu überweisen, wo man ihre Schmerzen besser kontrollieren konnte. Sie sollte dann später zum Sterben wieder zu uns zurückkehren. Es erschreckte mich, dass so nüchtern über Mechthilds Tod gesprochen wurde. Und es bedeutete, dass der Pastor sie nun alle paar Tage besuchte und über Nacht in Hamburg blieb. Der Weg war zu weit, um abends nach Hause zu kommen. Die Köchin ging nach getaner Arbeit zu ihrer Mutter zurück. Ich blieb bei diesen Gelegenheiten allein im Haus.

Am Abend, an dem es passierte, saß ich im Wohnzimmer. Ich hörte sogar bis hier den Hahn im Wind quietschen. Die Portiere war zugezogen, ich versuchte, mich auf meine Aufgaben zu konzentrieren und nicht auf das leise Gemurmel aus der Gaststube zu achten. Käthe hatte kurz vorbeigeschaut und inspiziert, ob ich die Reste vom Abendessen ordentlich weggeräumt und die Hintertür abgeschlossen hatte, dann war sie wieder gegangen. Ich hatte Stopfwäsche zu erledigen und sollte außerdem ein Kapitel aus einem Buch lesen, das der Pastor mir hingelegt hatte.

Leise sang ich vor mich hin, um mich nicht einsam zu fühlen. Das große leere Haus ängstigte mich. Immer wieder knackte das Gebälk, wenn eine Böe über das Dach fegte. Ich bildete mir ein, aus dem Keller ein Rumpeln zu hören, und blieb stocksteif sitzen. Aber nichts passierte, und ich las weiter. Das Kapitel im Buch hatte viele schwierige Wörter, und ohne die Hilfe des Pastors verstand ich nicht, worum es ging. Nach einiger Zeit begann meine Blase zu drücken. Unser Badezimmer befand sich im ersten Stock, aber es gab eine kleine Gästetoilette, die wir oft benutzten, wenn wir nicht Treppen steigen wollten.

Ich drehte die Öllampe ganz auf, sodass ihr Schein reichen würde, um auch den dunklen Flur ein wenig zu erhellen. Er machte mir Angst. Die Tür zu Erikas Räumen am Ende des Ganges machte mir Angst. Auch die Tür zur Wirtschaft, obwohl ich genau wusste, dass dort nur Leute aus dem Dorf saßen, die ich alle kannte und die mir nichts tun würden. Erikas Tür schaute ich gar nicht an. Ich hatte das Gefühl, dass sie dort drinnen im Dunkeln stand und auf mich lauschte, und dieser Gedanke fuhr in mich hinein wie ein Messer. Mit einem leisen Quietschen hastete ich ins Bad und drehte den Schlüssel um.

Drinne ließ ich mir Zeit, sagte ein Gedicht auf, zog an der Spülung und lauschte auf das Gurgeln, wusch mir sorgfältig die Hände, wie ich es gelernt hatte.

Als ich wieder herauskam, stand ein Mann vor mir.

Für einen Moment war ich wie eingefroren, dann entsann ich mich. «Guten Abend», grüßte ich mit gesenktem Blick und deutete einen Knicks an. Sicherlich war die Toilette der Wirtschaft besetzt, und Werner hatte ihm bedeutet, er könne sich auch hier erleichtern. Aber wenn jemand herausfand, dass ich mit der Kundschaft sprach, würde es Ärger geben.

Der Mann stierte mich an und machte plötzlich einen torkelnden kleinen Schritt zur Seite. «Na, sieh mal einer an», lallte er. «Das Zigeunermädchen.»

Jemand musste mich verraten haben. Werner, schoss es mir entsetzt durch den Kopf. Oder Friedemann? Wusste das ganze Dorf Bescheid? Redeten alle heimlich über mich?

Ich war jung, aber ich wusste bereits, dass Alkohol die Menschen seltsame Dinge tun ließ. Und dass niemand das Wort «Zigeunermädchen» als Kompliment meinte, war mir ebenfalls klar.

Angst stieg in mir auf, eine andere Angst als die vor dem dunklen Flur. Also hielt ich den Blick gesenkt und schlüpfte mit einem gemurmelten Gruß an ihm vorbei, um zurück ins Wohnzimmer zu laufen.

Doch ich war zu langsam. Er packte mich mit einem Arm um den Bauch, hob mich hoch und drückte mich gegen die Wand. Mein Kopf knallte gegen das Holz, erschrocken schnappte ich nach Luft.

«Wohin so schnell? He, he, nun mal langsam», rief er, als ich versuchte, ihn von mir zu schieben. Plötzlich waren seine Hände auf meinem Körper. Er hielt mich gegen die Dielen gedrückt, stank so sehr nach Alkohol, dass ich würgen musste, sein Mund war nur Zentimeter von meinem Gesicht entfernt. Und mit einem Mal fühlte ich an meinem Bein seine Finger, die sich unter mein Kleid schoben.

Dann war er weg.

Meine Hände waren frei. Ich musste die Augen zugepresst haben, ohne es zu merken. Als ich sie wieder öffnete, sah ich Friedemann, der den Mann am Kragen gepackt hatte und grob zur Seite stieß. Er taumelte, und Friedemann versetzte ihm einen Tritt in den Rücken.

«Das könnte dir so passen!», rief er. Er trat noch einmal zu, und der Mann fiel mit einem Stöhnen zu Boden.

«Ich wollt nur mit ihr reden ...», stammelte er.

«Verschwinde!» Friedemann deutete einen weiteren Tritt an. Der Mann rappelte sich auf, zog sich an der Wand hoch und torkelte zur Tür, wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und lief davon.

Ich zitterte unkontrolliert, konnte nicht begreifen, was gerade passiert war. Friedemann brachte mich nach oben, redete beruhigend auf mich ein, machte Licht in meinem Zimmer, zog die Vorhänge vor. Langsam setzte ich mich aufs Bett, noch immer am ganzen Körper bebend. Ich war ihm so dankbar. Ich dachte wirklich, er hätte mich gerettet.

In diesem Moment glaubte ich tatsächlich, ich wäre dem Schlimmsten entkommen.

«Jetzt ist es ja wieder gut. Er wollte dir nur einen Schrecken einjagen!» Friedemann kniete sich vor mich und reichte mir eines seiner von Käthe bestickten Taschentücher. Ich putzte mir die Nase. Unkontrollierte Schluchzer kamen aus meiner Kehle. «Die Wirtschaft ist kein Ort für dich, das weißt du doch.» Er sah mich nicht direkt an. Peinlich berührt zog ich mein Schultertuch enger um mich. Er stand auf. «Ich muss dann wieder ...»

Da packte mich eine neue Art von Panik. Das große Haus war so leer und dunkel, niemand war hier, ich würde die ganze Nacht alleine sein. Was, wenn der Mann zurückkam? Wenn er sich unbemerkt die Treppe hinaufstahl und in mein Zimmer eindrang?

«Nein. Bleib hier!», schrie ich, ohne nachzudenken. Mein Herz raste. «Bitte bleib hier!»

Friedemann sah mich einen Moment lang nachdenklich an, die Klinke in der Hand. Dann schloss er die Tür wieder. Langsam kam er durchs Zimmer und setzte sich neben mich. Ich weinte, immer noch fühlte ich die Hände des Mannes auf meiner Haut, spürte seinen Atem an meinem Hals. Mir war schrecklich übel. Friedemann saß dicht neben mir. Ich roch sein Rasierwasser, und davon wurde mir noch ein wenig mehr übel. Plötzlich nahm er meinen Kopf in seine Hände und strich mir mit den Daumen über die Wangen.

«Armes Kind», murmelte er. Seine Stimme war warm. Es war mir schrecklich unangenehm, aber ich traute mich nicht, etwas zu sagen. Eine ganze Weile streichelte er mich so, und tatsächlich wurde ich etwas ruhiger, auch wenn ich ihn am liebsten von mir geschoben hätte. Er lächelte, und zaghaft lächelte ich zurück. Dann presste er seinen Mund auf meinen.

Als ich nicht protestierte, mich nicht bewegte, ihn nicht wegstieß, küsste er mich wieder. Ich war so entsetzt, dass ich völlig gelähmt war. Alles daran war falsch. Ich konnte nicht begreifen, warum er das tat. Wollte er sich über mich lustig machen?

Ich unternahm auch nichts, als er mich aufs Bett drückte und mich weiter küsste. Sich auf mich legte, mit seinem ganzen Gewicht, sodass ich kaum Luft bekam. Mein Kleid hochschob. Als ich endlich verstand, was er zu tun versuchte, wehrte ich mich. Es war so absolut falsch, so empörend. Ich konnte noch immer nichts sagen, aber ich versuchte, ihn von mir zu stoßen, meine Beine zu schließen. Doch er schien nichts davon zu bemerken und machte einfach weiter.

Es tat entsetzlich weh.

Danach setzte er sich wieder auf die Bettkante. Ich lag da und starrte an die Decke, verstand nicht, warum er das getan hatte. Es schien mir grotesk. Er musste verrückt sein, etwas konnte mit ihm ganz und gar nicht stimmen. In seinen Augen spiegelte sich das Licht der Straßenlaterne vor dem Fenster. Der Hahn draußen über der Tür quietschte leise im Wind. Friedemann strich mir über den Arm.

«Ich bin so froh, dass du mich auch magst», flüsterte er. «Irgendwann werden wir heiraten. Aber du bist ja noch so jung, und alle denken, wir wären verwandt. Bis wir es aufdecken können, erzählen wir niemandem davon. Du bist jetzt meine Geliebte.» Er lächelte wieder auf diese seltsame Weise, die ich nicht verstand. Als ich nichts erwiderte, sagte er sanft: «Für Frauen ist es immer unangenehm, besonders am Anfang. Da muss man durch, es wird besser.» Er sah mich eindringlich an und schien auf eine Antwort zu warten.

Mein Hals war wie zugeschnürt, ich hätte gar nicht sprechen können. Aber er betrachtete mich weiter, also nickte ich.

Als er endlich weg war, saß ich im Dunkeln auf dem Bett. Zwischen meinen Oberschenkeln brannte es. Alles war wie immer.

Und nichts war, wie es sein sollte.

Irgendwann musste ich eingeschlafen sein, denn die wütende Stimme der Köchin weckte mich. Die Tür knallte gegen die Wand, als sie hereingewirbelt kam. «Ja, da packt sich doch einer. Kaum sind die Herrschaften ausgeflogen, liegt die junge Maid bis in die Puppen im Bett.»

Meine Schläfen pochten, ich brauchte einen Moment, um aus meinen wirren Träumen aufzutauchen.

«Auf, auf! Oder soll ich vielleicht alles alleine machen? Das könnte dir so passen. Wenn ich das dem Herrn Pastor erzähle, warte nur.» Sie spuckte geradezu vor Wut.

Die Sonne stach grell ins Zimmer. Ich schlug die Decke zurück, und sie gab einen erschrockenen Laut von sich. Dann presste sie die Hände an die Wangen. «Herrgott. So eine Bescherung.»

Stumm betrachtete ich das verschmierte Blut, das meine Oberschenkel bedeckte. Ich dachte, dass sie verstehen würde, was passiert war. Ich dachte, sie würde mir helfen, die Welt wieder geradezurücken, die plötzlich in Schieflage geraten war.

«So eine Bescherung. Ja, warum bist du denn nicht vorsichtiger? Du weißt doch, wann es losgeht», rief sie. «Das darfst du selber auswaschen, damit das klar ist.»

Mit einem Mal hielt sie inne. Ich folgte ihrem Blick. Auf meinem Bauch waren dunkelrot und deutlich wie gemalt Fingerspuren zu erkennen. Vier dunkle Kratzer zogen sich über meine Haut. Dann entdeckte sie meine Wäsche, die auf dem Boden lag.

«Aber ...», sagte sie. «Aber ... Du wirst doch nicht. Du hast doch nicht etwa.»

Mein Blick schien ihr alles zu sagen. Plötzlich fuhr wieder Leben in sie, mit zwei Schritten war sie bei mir und versetzte mir eine schallende Ohrfeige. Mein Kopf flog herum, heißer Schmerz schoss mir in die Wange. So fest hatte sie mich noch nie geschlagen.

«Was hast du dir nur gedacht?» Ihre riesige Brust hob und senkte sich, als bekäme sie nicht genug Luft. «Was hast du dir gedacht?»

Es wäre meine Chance gewesen, ihr zu sagen, dass ich mir gar nichts gedacht hatte. Dass es einfach geschehen war und ich nicht einmal wusste, was eigentlich. Dass es schrecklich wehgetan und ich es nicht gewollt hatte.

Aber ich konnte nicht.

Ich sagte gar nichts, saß nur da, die Hand an die pulsierende Wange gepresst, und fühlte alles durcheinander und alles auf einmal.

«Nein, so eine Bescherung. So eine Bescherung.» Sie schüttelte nur immer wieder den Kopf. Dann gab sie ein zischendes Geräusch von sich. «Na, ich sag nichts! Ich hab mich schon mal eingemischt und eins auf den Deckel bekommen. Meine Meinung ist hier im Haus nicht erwünscht, also sag ich

nichts. Ich bin ja nur ein Domestike, der den Schmutz hinterher aufräumt.» Sie presste die Lippen aufeinander. «Aber das hier ... Nein, also, in was für einer Welt leben wir eigentlich.»

Ich sag nichts. Ich weiß nicht, wie oft sie diesen Satz wiederholte, ihn wütend vor sich hin murmelte, während sie mich in die Waschküche zog, mir mit einem groben Lappen das Blut abwusch, mir das Kleid auszog und es in den Zuber warf. Ich war immer noch zu benommen, um mich selber zu bewegen oder zu denken. Als langsam alles zurückkam, begann ich wieder zu zittern. Ich war mir sicher, eine große Sünde begangen zu haben. Damals wusste ich noch gar nicht, was Sünde eigentlich bedeutete, es war für mich nur ein Wort, sie sagten es ständig und zu allem. Erst viel später kam mir der Gedanke, dass Rine vielleicht wusste, dass ich nichts dafür konnte, und ihre Wut in diesem Moment nicht mir galt. Dass es eigentlich nur einen Menschen gab, den man verantwortlich machen konnte.

Aber niemand wurde verantwortlich gemacht. Es passierte gar nichts.

Sie wusch mich, holte mir neue Kleider aus dem Schrank, sie half mir sogar dabei, meine Haare zu richten. Natürlich mussten die Haare sitzen, wenn schon sonst nichts auf der Welt in Ordnung war. Dann machte sie mir einen ganzen Teller voller Eier und Kartoffeln und stellte ihn mit einem lauten Klirren auf den Küchentisch. Sie sagte wirklich nichts. Aber sie erledigte stumm die Arbeit alleine und protestierte auch nicht, als ich irgendwann aufstand, den vollen Teller ließ, wo er war, wieder nach oben ging und ins Bett kroch.

Das Schlimmste war die Scham. Sie fraß mich geradezu auf. Ich schämte mich so entsetzlich, dass ich mir beim leisesten Gedanken daran, was geschehen war, die Finger in die Oberschenkel krallte, bis sie rot und wund waren. Ich war mir sicher, dass noch niemand auf der Welt getan hatte, was wir getan hatten, dass es niemandem auch nur einfallen könnte, etwas so Abstoßendes zu vollziehen. Wenn andere davon wüssten, würden sie uns fortjagen oder einsperren. Mit mir konnte etwas ganz und gar nicht stimmen, wenn ich so etwas zuließ.

Anfangs nahm ich es Friedemann nicht einmal wirklich übel. Ich hatte einfach nur Angst davor, ihm zu begegnen. Aber als er am nächsten Tag wiederkam, sich, nachdem die Wirtschaft geschlossen hatte, ins Zimmer stahl, hatte ich es schon gewusst. Ich hatte es an der Art gesehen, wie er tagsüber

meinen Blick vermied, an seinen starren Schultern, daran, wie er mich musterte, wenn ich nicht hinschaute, mir zuzwinkerte, wenn ich es doch tat.

Von da an kam er fast jede Nacht.

Ich lernte, seine Schritte auf der Treppe zu fürchten. Aber ich konnte nichts tun. Wenn ich etwas sagte, würde er erzählen, was wir getan hatten, und das hätte ich nicht überlebt.

Tagsüber ging alles weiter wie bisher. Aber mein Leben hatte sich mit einem grauen Schleier überzogen. Wenn ich lachte, fühlte es sich falsch an. Aber ich lachte auch nicht mehr viel. Ich verlor wieder den Appetit, das Essen wollte einfach nicht hinunter. Dabei war Friedemann nicht einmal böse mit mir, im Gegenteil. Nur wenn ich versuchte, ihn wegzudrücken, wurde er ärgerlich und zischte, dass ich nicht so prüde tun solle.

Wieder ein Wort, das ich nicht kannte.

Einmal blutete ich erneut, als er ging. Es hatte sich nicht anders angefühlt als sonst, aber die Blutung wollte nicht aufhören, hielt mehrere Tage an, bis sie dann ohne Grund wieder aufhörte. Ich reinigte meine Wäsche im Zuber, und weil Erika nicht da war, merkte es niemand. Oder vielleicht merkte es die Köchin. Aber sie sagte nichts.

«Erzähl mir nur sofort, wenn etwas ist. Wenn man es früh genug merkt, ist es ganz leicht wegzumachen. Ich kenne den Sohn vom Apotheker, der kann mir Tropfen besorgen. Aber du musst aufpassen, hörst du?» Er sagte fast immer das Gleiche, betrachtete mich dabei so eindringlich, dass ich unter seinem Blick kleiner zu werden schien.

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, versicherte aber immer wieder, ich würde ihm Bescheid geben, wenn ich etwas merkte, damit er aufhörte zu reden und schneller wieder ging.

Wenn man nicht weiß, worauf man achten soll, ist es schwer, die Anzeichen zu sehen. Deswegen war auch nicht ich diejenige, die es zuerst bemerkte.

Es war Käthe.

* * *

Eines Tages kam sie in die Küche, als ich gerade am Herd stand und Beefsteak mit Spinat briet. Die Köchin und ich teilten die Aufgaben jetzt zwischen uns auf, und ich lernte mehr und mehr, die Speisen allein zuzubereiten. Am Vormittag hatten wir Errötende Jungfrau gemacht, einen Nachtisch aus

Himbeeren, Gelatine und Sahne. Weil niemand im Haus mehr kontrollierte, ob wir von den Speisen nahmen, hatten wir beide davon gegessen. Etwas daran musste schlecht gewesen sein, denn seit ein paar Stunden hatte ich stechende Schmerzen im Magen und rieb mir den Bauch, er war hart und rund.

«Ich hole nur Prünellen aus dem Keller, bin gleich wieder weg», murmelte Käthe, während sie an mir vorbeilief. Dann plötzlich blieb sie stehen. «Kind!» Sie sah mich unter ihrer Haube so entsetzt an, dass ich überrascht innehielt. «Ja, Kind. Aber was ist denn mit deinem Bauch? Aber du ... Bist du etwa ... *in die Wochen gekommen?*» Sie hauchte den letzten Teil des Satzes so leise, dass ich die Worte kaum verstand.

«Wochen?» Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach. «Nein, es ist erst seit heute Mittag», erklärte ich, ahnungslos, wie ich war. «Wegen der Gelatine.»

Käthe musterte mich, als sähe sie mich zum ersten Mal. Ihr Gesicht war ganz grau. «Himmel, auch das noch. Auch das noch!», flüsterte sie und wirkte dabei so verzweifelt, dass ich es mit der Angst zu tun bekam. Konnte man von schlechter Gelatine ernsthaft krank werden? «Aber wer? Wer?» Sie packte mich am Arm, bohrte ihre knöchigen Finger in mein Fleisch, kam mir so nah, dass ich die kleinen Punkte in ihrer dunklen Iris sah. «Wer hat dir das angetan? War er es? War es etwa ... Horst?» Sie schluckte sichtlich.

Ich versuchte, mich loszumachen. «Niemand hat etwas gemacht. So schlimm ist es nicht», versuchte ich, sie zu beruhigen.

Zum ersten Mal hatten ihre Augen in meiner Gegenwart nicht den gewohnten tadelnden Ausdruck. Sie wirkte betroffen, beinahe war da etwas Zärtliches in ihrem Blick. «Ach Gott, Kind. Ach Gott. Du hast keine Ahnung. Du weißt wirklich nicht ...» Mitten im Satz hielt sie inne. «Aber wie erklär ich dir das? Nein, das sollte nicht meine Aufgabe sein. Wie erklär ich dir das nur?» Noch nie hatte ich sie so erlebt, sie erschien mir vollkommen aufgelöst, umschlang meine Handgelenke mit ihren knöchigen Fingern und zog mich auf die Küchenbank. «Mädchen, sag mir ... Weißt du, wie Kinder auf die Welt kommen?», flüsterte sie mit einem Blick zur Tür.

Was für eine seltsame Frage. «Sie werden geboren», sagte ich vorsichtig, weil ich nicht wusste, worauf sie hinauswollte.

Sie nickte. «Richtig. Sie werden geboren. Aber wie ...» Sie brach ab, sah sich wieder um, als hätte sie Angst, jemand könnte uns zuhören. «Wie ... *entstehen* sie?»

Die Frage erwischte mich kalt. Sollte ich erzählen, was Grete von den Betten und dem Licht erzählt hatte? «Nun, wenn Menschen heiraten, dann kommen sie irgendwann», sagte ich und zuckte die Schultern, denn dass man verheiratet sein musste, wusste ich. Sonst gab es kein Kind, das hatte Grete mehrfach betont. Ich hatte auch gehört, dass es ab und an schiefging und Frauen Kinder gebaren, wenn sie noch nicht verheiratet waren. Das waren aber seltene Unglücke der Natur, über die man hinter vorgehaltener Hand flüsterte, so wie über einen krummen Rücken oder eine Warze mitten im Gesicht.

«Ach, Kind!» Käthe schüttelte unaufhörlich den Kopf und hob die Hände zur Decke, als wollte sie sagen: Was hast du mir da aufgehalst, lieber Gott. «Kind, so einfach ist es nicht. Es gehören zwei dazu, verstehst du. Mann und Frau. Und sie müssen ... nun, sie müssen ... Wenn sie nicht verheiratet sind, ist es eine große Sünde. Eine schreckliche Sünde.» Sie umklammerte wieder meine Handgelenke, und ihre schwarzen kleinen Augen bohrten sich in mich hinein. «Sie müssen tun, was *ihr* getan habt. Im Bett.»

Da begriff ich.

Plötzlich verstand ich die Zusammenhänge. Plötzlich wusste ich, was Leda und der Schwan getan hatten. Was mit Erika passiert war. In meinem Kopf fiel eine lange Reihe Puzzleteile an ihren Platz und setzte sich zu einem schrecklichen Bild zusammen.

Es konnte nicht sein. Es war vollkommen unmöglich. Ich war ja noch viel zu jung. «Aber ich wollte doch nicht ...», stotterte ich. «Ich wusste doch nicht ...» Schwindel wallte in mir auf.

«Himmel, was tun wir nun. Was tun wir? Es zeigt sich ja schon. Wie konnte ich so dumm sein. Du läufst mir die ganze Zeit vor der Nase herum, und ich merke nichts.»

Gepackt von einer Welle der Übelkeit sprang ich auf, fiel auf die Knie und übergab mich in den Kübel. Der Gestank, der daraus aufstieg, ließ mich noch mehr würgen, heiße Tränen liefen mir die Wangen hinab.

In diesem Moment kam die Köchin herein. Sie erfasste die Situation mit einem Blick. «Wurde auch Zeit, dass was passiert», sagte sie und zog die Schürze über. «Man sieht es ja schon.»

«Warum hast du es so weit kommen lassen?» Friedemann war kreideweiß im Gesicht, sein Bart zitterte. Ich verstand erst nach ein paar Sekunden, dass er

nicht betroffen war – er war wütend. «Ich habe dir doch gesagt, dass du aufpassen sollst.» Er trat auf mich zu, als wollte er mich schütteln. «Habe ich es dir nicht hundertmal gesagt? Wir hätten alles so gut verhindern können. Nun ist es zu spät.» Er packte mich an den Schultern. Seine Augen waren so weit aufgerissen, dass man das Weiße um die Iris sah. «Bald weiß es das ganze Dorf. Die alte Megäre wird es überall rumerzählen.»

Ich brachte kein Wort heraus. Später wiederholte ich diese Gespräche immer wieder in meinem Kopf, Wort für Wort, verfluchte mich dafür, dass ich mich einfach anbrüllen ließ für etwas, das ich nicht einmal verstand, und mich nicht wehrte. Aber ich wusste einfach nicht, was ich falsch gemacht hatte.

* * *

Das obere Treppenhaus lag vollständig im Dunkeln. Millimeter für Millimeter rutschte ich weiter an das Geländer heran. Sie waren alle da, Käthe, Inge, der Pastor, Friedemann, Werner, die Köchin. Im Licht der Gaskrone saßen sie um den runden Tisch, den wir nur sonntags benutzten.

Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte. Vielleicht dachte ich, dass sie Friedemann rügen würden. Dass sie besprachen, was er tun könnte, um alles ungeschehen zu machen.

Noch hatte niemand etwas gesagt. Sie tranken Kaffee, die Frauen tauschten Blicke, der Pastor putzte seine Pfeife, Friedemann starrte mit verschränkten Armen vor sich hin. Ich sah ihn im Profil, und sein Anblick reichte, um Übelkeit in mir aufsteigen zu lassen.

Plötzlich stand Inge auf und zog mit einem Ruck die Vorhänge zu. «Sonst tratscht die alte Göteborg sofort im ganzen Dorf, die sitzt doch schon wieder auf ihrer Veranda und hält Maulaffen feil. Gut, was unternehmen wir?», fragte sie mit schneidender Stimme und sah ihren Sohn an.

Friedemann reagierte nicht.

Der Pastor seufzte lange und tief und zog an seiner Pfeife. «Nun, es ist eine sehr unglückliche Sache. Ich hätte nie gedacht ... Ich hätte es von Christina nicht erwartet.»

«Jetzt halten wir mal die Pferde still.» Käthe setzte mit einem Klirren ihre Tasse ab. «Du sprichst ja geradezu, als hätte sie das alles absichtlich heraufbeschworen.»

Erst viele Jahre später verstand ich, dass sie sich in diesem Gespräch für mich einsetzte. Dass sie die Einzige war, die wenigstens versuchte, den Männern Verantwortung zuzuschreiben.

«Etwa nicht?» Erstaunt hob er den Kopf.

Käthe legte beide Hände auf die Spitzendecke. Sie sah ihren Bruder an, und seltsamerweise war da Zorn in ihrem schwarzen Adlerblick. «Horst. Wie kann ein Kind, das nicht einmal weiß, wie man ...» Sie brach ab, suchte nach Worten. Ihre Wangen glühten wie zwei rot polierte Äpfel. «Wie man *guter Hoffnung wird* ...», zischte sie schließlich, einen entrüsteten Ausdruck auf dem Gesicht, «... wenn sie doch nicht einmal weiß, was überhaupt geschehen ist. Wie kann sie schuld sein?»

«Also, Käthe!», rief Inge empört.

«Natürlich hat sie es gewusst», ereiferte sich Werner. «Das wäre ja noch schöner. Als ob der Mann jetzt schuld ist, wenn die Frau ihn verführt. Sie hat es doch so gewollt.»

«Selbst wenn es so wäre – man kann einem Kind doch nicht einfach geben, was es vielleicht fordert, und sich jeder Verantwortung entziehen, wenn es damit nicht umgehen kann. Habt ihr vergessen, wie alt sie ist?»

«Jetzt reden wir doch nicht, als ginge es um ein kleines Mädchen», mischte sich der Pastor mit seiner tiefen Stimme ein.

«Sie ist ein Kind.»

«Wenn sie in die Wochen kommen kann, ist sie eine Frau.» Das kam von Werner, kalt und voller Verachtung. Er warf seinem Sohn einen Blick zu, aber Friedemann ignorierte auch ihn.

Darauf schien Käthe keine Erwiderung zu haben, aber ihre Augen glühten, huschten zwischen ihnen allen hin und her, als suchte sie nach jemandem, der ihr beipflichtete. «Eine Schande ist das», murmelte sie schließlich und verschränkte die Arme vor der Brust.

«Wie bitte?» Inge hob empört die Hände in die Luft.

«Du hast mich ganz gut gehört, eine Schande.»

«Was soll das heißen?» Inges Kopf war immer röter geworden.

«Ach, spiel dich bloß nicht auf. Du hast die Zustände genauso gesehen wie ich. Es wird uns allen angelastet werden. Es wird sich auf das Geschäft auswirken, und zwar gehörig.»

Inge presste die Lippen so fest aufeinander, dass ihr Mund weiß erschien. «Nun, wie auch immer. Eine Entscheidung muss her. Die Angelegenheit

pressiert schließlich.»

Danach herrschte betretenes Schweigen. Ich legte eine Hand auf meinen Bauch und fühlte diese Schwellung, die früher nicht da gewesen war, und dieses neue Gefühl in mir, das alles überlagerte. Es war, als wäre jemand gestorben.

«Ich habe dir gesagt, nach der Einsegnung muss sie weg», fuhr Käthe den Pastor an. «Fußfällig angefleht hab ich dich. So viele Männer und keine richtige Frau im Haus. Das konnte nicht gut gehen. Es *konnte* nicht.»

Niemand reagierte. Der Pastor schüttelte nur mit gerunzelter Stirn den Kopf. Falls die Köchin es Käthe übel nahm, nicht als richtige Frau gewertet zu werden, war es ihr nicht anzusehen. Sie sagte nichts, saß nur weiter mit verschränkten Armen da, ein Glas Likör in der Hand, und stierte vor sich hin, als bekäme sie von dem Gespräch nichts mit.

«Nun, sie hat ...», begann der Pastor, doch Käthe fuhr dazwischen, ungewohnt heftig.

«Nichts hat sie. *Du* hast, Horst. *Du* bist hier der Verantwortliche. Du hättest dich kümmern müssen.»

Der Pastor legte nur den Kopf schief, als dächte er angestrengt über Käthes Worte nach, fände sie aber doch ein wenig absurd.

«Und wenn sie einfach ein paar Monate fortgeht, und dann ...», setzte Inge an, aber Käthe schnitt auch ihr das Wort ab.

«Das kannst du dir einpökeln, Inge. Wie sähe das aus. Um Himmels willen, da darf ich nicht mal dran denken.» Käthe seufzte tief. «Nein. Sie muss weg. Das ist sicher allen klar. Sie muss weg. Gehört ja ohnehin nicht hierher. Nur wohin? Wohin?»

«Soll sie doch selber sehen, wo sie hingeht.» Nun klang Inge so verachtend, dass ich unwillkürlich die Hand fester um das Geländer klammerte; ich hatte gedacht, sie würde mich wenigstens ein bisschen mögen. «Wie man sich bettet, so liegt man eben. Einheiraten hat sie wollen. Sie hat immer so geredet, da bin ich gleich misstrauisch geworden. Das hier soll ihre *Heimat* werden, sie will *hierbleiben* und solches Geschwurbel.» Sie äffte meine Stimme nach und klang dabei ganz hoch und falsch, und ich begann vor Wut zu zittern, grub die Fingernägel ins Geländer und stellte mir vor, wie ich ihr das Gesicht zerkratzte. «Ist ja kein Wunder, sie hat das Haus gesehen und die Wirtschaft und hat das große Geschäft gewittert. Für so eine ist das doch der Kaiserpalast.» Inge schien recht zufrieden mit ihrer Erklärung der

Geschehnisse. «Verführt hat sie meinen Sohn, jawohl. Wir hätten sie nie holen sollen. Wir wussten doch, wo sie herkommt.»

Niemand widersprach. Nicht einmal Käthe. Ich konnte nicht glauben, dass sie doch wusste, wie falsch es war, und dass trotzdem *ich* geächtet wurde und *er* weitermachen konnte wie bisher. So selbstsicher hatte Inge geredet, dass ich einen Moment überlegte, ob an ihren Worten etwas dran war. Vielleicht war das das Schlimmste für mich – dass ich selbst beinahe daran glaubte, was sie über mich sagten.

Plötzlich räusperte sich Friedemann. «Also. Wir wollen mal nicht so tun, als ob ich hier in der Schuld bin. Ja, ich hatte ein Verhältnis mit ihr. Ein Verhältnis, das von *ihr* angebahnt wurde, möchte ich noch einmal betonen. Der Mann werfe den ersten Stein, der noch nie ...» Er klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers auf den Tisch, um seine Worte zu unterstreichen. Ich hatte noch nie jemanden so gehasst wie ihn in diesem Moment. «Aber sie hätte eben aufpassen müssen. Ein Mann hat schließlich nur bedingt den Willen, sich zu zügeln, wenn eine Frau sich ihm derart an den Hals wirft.» Er richtete seinen Kragen, fuhr sich mit den Fingern durch das dünne schwarze Haar. «Es ist passiert, ich leugne es nicht. Nun gibt es eben Folgen. Ich hätte wahrhaft Grund zur Klage. Aber ich bin ein Mann mit Ehre. Wenn sie es will, dann bin ich bereit, sie zu heiraten. Ansehnlich ist sie ja. Fleißig auch. Und das Mundwerk werde ich ihr schon austreiben.»

Ich schmeckte Blei. Es war, als würden in meinen Ohren tausend kleine Glöckchen auf einmal läuten. Die Aussicht, ich solle Friedemanns Frau werden, fuhr in meinen Körper wie ein Messer.

«Friedemann», Käthe seufzte wieder, und als sie weitersprach, hatte ihre Stimme etwas Kraftloses. «Mein Junge, du kannst dir deine Zukunft nicht verbauen, so ehrenhaft deine Absichten auch sind. Das können wir nicht zulassen. Nicht wahr, Horst?»

Der Pastor schlug die langen dünnen Beine übereinander, sein Stuhl knarzte, umständlich nahm er die Tasse zur Hand und räusperte sich. «Wir dürfen keine übereilten Schlüsse ziehen», antwortete er schließlich. «Die Wirtschaft steht nicht gut da.» Er wedelte mit der Hand in der Luft, als wäre er die Diskussion leid. «Es bringt das Haus in Verruf, da hat Käthe recht.»

«Zusätzlich in Verruf», mahnte Käthe, und wieder schauten nur alle empört, und niemand sagte etwas.

Der Pastor übergang ihren Kommentar. «Friedemann, deine Absichten in allen Ehren, aber gar keine Partie zu machen ... Das muss gut überlegt sein. Und da ist noch eine Sache. Stell dir einmal vor, irgendwann taucht ihr Pack hier wieder auf und will sie zurück.»

Friedemann schnaubte abfällig. «Wenn sie ihnen damals eine Last war, wird es in der Zukunft nicht anders sein.» Er lachte, und irgendwo in meiner linken Brust begann ein dumpfer Schmerz zu pochen. Nicht vergleichbar mit der Wut, dem Hass, der Angst. Er ging tiefer, tat hundertmal mehr weh. Denn Friedemann hatte ja recht. Warum sollten sie mich zurückhaben wollen?

Sie diskutierten noch eine Weile weiter. Friedemann wurde immer selbstbewusster, wirkte irgendwann regelrecht beleidigt. Es schien jetzt eine Tatsache, dass ich ihn zu allem gebracht hatte, dass ich irgendetwas mit meinem Körper und meinen Augen angestellt und ihm so gar keine andere Möglichkeit gelassen hatte, als zu handeln, wie er gehandelt hatte. Ich hatte ihn verführt, und nun war ich eine Verräterin, eine Sünderin, die man beiseiteschaffen musste.

Irgendwann drehten sie sich nur noch im Kreis. Obwohl ich bloß zuhörte, raubte mir dieses Gespräch all meine Kraft. Ich roch meinen eigenen Schweiß, meine Arme schmerzten, weil ich mich so fest an das Geländer klammerte.

Schließlich kamen sie zu einem Ergebnis.

«Nichts gibt's!» Wie ein Hammer fuhr Käthes flache Hand auf die Spitzendecke und damit durch die Diskussion. Alle verstummten und sahen sie an. «Sie kommt nach Hamburg. Und damit Schluss.»

Hamburg

1913

14

John sah sofort, dass der Brief nicht mehr da war. Er hängte den Hut an die Garderobe, suchte mit dem Blick den Schreibtisch ab. Nervös schob er die Akten auseinander. «Birgit!» Mit großen Schritten lief er den Gang entlang, bog in das Zimmer seiner Sekretärin ein.

Sie lächelte ihm erstaunt entgegen.

«Ich vermisse Unterlagen. Die Nachricht an einen gewissen Herrn Bloom, dass das Ehescheidungsverfahren eingeleitet wurde.»

Sie blinzelte einen Moment verständnislos. «Oh ja. Ich erinnere mich.» Sie stockte. «Aber ... lag das nicht auf dem Stapel mit der ausgehenden Korrespondenz?»

Ein dumpfes Gefühl machte sich in ihm breit, er presste die Finger an die Schläfen. «Es lag *neben* dem Stapel.»

Kleine rote Flecken erschienen auf ihrem Hals, während sie hektisch die Dokumente vor sich durchsuchte. «Ich war mir sicher ... Das tut mir leid ... Ich dachte ... Aber sollte es denn nicht verschickt werden?»

«Das sollte es», knurrte er. «Aber nicht jetzt. Nicht, bis ich mich hinreichend auf den Prozess vorbereitet habe.» Bis Alice und Rosa in Sicherheit waren.

Es war nicht zu fassen, er war der ordentlichste Mensch, den er kannte, und trotzdem passierte so etwas. Er unterbrach ihre gestammelten Entschuldigungen mit einer ungeduldigen Handbewegung. «Sie können nichts dafür.» Seine Gedanken überschlugen sich. «Wann haben Sie die Post rausgeschickt?»

«Vor zwei Stunden etwa.» Betroffen sah sie zu ihm auf. «Es tut mir wirklich leid, ich ...»

John war bereits beim Ausgang. Er hatte jetzt keine Zeit, sie zu beruhigen. Er musste Alice warnen.

* * *

Ein Wummern an der Tür ließ sie zusammenfahren. Alice legte einen Finger an den Mund, damit Rosa sich nicht rührte. «Der Vermieter», formte sie mit den Lippen. Er lag ihr schon die ganze Woche in den Ohren. «Keinen Mucks!», wisperte sie, als erneut Fausthiebe die Tür wackeln ließen.

«Alice, sind Sie da?»

Erstaunt fuhr sie herum. Sie erkannte die dunkle Stimme sofort. «Rosa, geh ins Schlafzimmer.»

«Aber ich ...»

«Los!», rief Alice ungeduldig.

«John. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie auf keinen Fall noch einmal herkommen ...», begann sie, als sie die Tür aufriss.

«Es ist etwas passiert. Ein schrecklicher Fehler.» Ohne Aufforderung trat er ein, blieb schwer atmend vor ihr stehen. «Der Brief an Ihren Mann. Meine Sekretärin hat ihn versehentlich abgeschickt.» Sorge stand in seinen Zügen. «Er weiß vielleicht schon Bescheid.»

Es fühlte sich an, als hätte ihr jemand einen Schlag in den Magen versetzt.

«Sie müssen sofort hier weg.»

«Aber ich kann doch nicht ...» Verständnislos sah sie sich um. Alles lag herum, nichts war gepackt, nichts vorbereitet. Es war schon dunkel draußen, Rosa musste bald ins Bett. Alice hielt sich einen Moment am Herd fest, ihr wurde schwindelig. «Vielleicht kann ich den Brief abfangen?»

Er schüttelte den Kopf. «Die Briefe werden von einem eigenen Zusteller übergeben und nur der Person ausgehändigt, an die sie gerichtet sind. Er muss unterzeichnen.»

Es dauerte, bis sie wirklich begriff, dass es keine Alternative gab. «Dann ist es heute so weit?», flüsterte sie. «Es geht los?»

Er nickte. «Vielleicht hat der Brief ihn schon bei der Arbeit erreicht.»

Einen Moment stand sie einfach nur da. «Gut.» Vielleicht sollte es so sein. Vielleicht musste so etwas geschehen. Vielleicht hätte sie es sonst nie geschafft. «Gut. Dann ist es so.»

Er schien die Angst in ihrem Blick zu sehen. «Ich bleibe hier und begleite Sie zu ...»

Hastig schüttelte sie den Kopf. «Auf keinen Fall. Was, wenn er zurückkommt? Das würde alles noch viel schlimmer machen. Sie müssen gehen. Sofort.»

«Aber, ich ...»

«Sofort!», wiederholte sie entschlossen.

Mit verkrampftem Kiefer sah er zur Tür. Doch er schien einzusehen, dass sie recht hatte, und schließlich nickte er widerwillig. «Sie melden sich bei mir, sobald Sie können, damit ich weiß, dass Sie in Sicherheit sind!»

«Das werde ich.» Energisch schob sie ihn ins Treppenhaus. «Hat jemand gesehen, dass Sie hier sind?», fragte sie leise, und ihr Blick huschte zu Frau Westrams Tür.

John schüttelte den Kopf. «Eine Ihrer Nachbarinnen unten, ich hatte sie neulich nach dem Weg gefragt, und sie stand eben im Fenster. Aber sonst niemand, keine Sorge.»

Alice nickte und drückte die Tür hinter ihm zu. Einen Moment stand sie da, gegen das Holz gelehnt, und versuchte zu begreifen.

Jetzt begann es also, ihr neues Leben.

Es gab kein Zurück mehr.

* * *

«**M**ama, was machst du?» Rosa saß auf dem Bett und verfolgte mit angespannter Miene jede ihrer Bewegungen. Alice hastete zwischen Kommode und Schrank hin und her, versuchte, ihren rasenden Herzschlag zu besänftigen. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen, dabei kam es jetzt auf jede Sekunde an. Kopflös warf sie Winterkleider in den offenen Koffer, Strumpfhosen, Galoschen. Zum Glück besaßen sie beide nicht viel, es würde nicht lange dauern, alles zusammenzuraffen.

«Ich packe», erwiderte sie knapp. Dann sah sie vom Koffer auf. Hatte sie etwas gehört? «Du und ich, wir werden ab heute bei deinem Onkel wohnen», erklärte sie, als es draußen ruhig blieb. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Rosas Gesicht leuchtete auf. «Und Papa?», fragte sie dann.

«Papa bleibt hier.»

«Papa kommt nicht mit?»

«Nein!», fuhr Alice ungeduldig auf. Dann lief sie zu Rosa und drückte ihr einen Kuss auf den Kopf. «Nein», wiederholte sie etwas sanfter. «Er kommt nicht mit. Wir müssen uns jetzt beeilen. Und ich muss mich konzentrieren, damit ich nichts vergesse. Kannst du unsere Malsachen aus dem Versteck holen und sie in den Koffer packen?»

Ganz gegen ihre sonstige Art diskutierte Rosa nicht, nickte nur stumm und ließ sich rückwärts vom Bett gleiten, bis ihre Füße den Boden berührten. «Und dann zieh die Stiefel an», rief Alice. «Und die Mütze.»

Ein Rumpeln im Treppenhaus ließ sie zusammenfahren. Ihr Puls hämmerte so laut in den Ohren, dass er für einen Moment alles andere übertönte. Sie stand mitten im Zimmer und starrte zur Tür. Sollte sie den Koffer noch rasch unter das Bett schieben und so tun, als räumte sie auf? Aber draußen blieb es still. Und langsam atmete sie wieder aus.

Eine Viertelstunde später hievte Alice den Koffer auf den Treppenabsatz. Er war so schwer, dass sie ihn kaum mit einer Hand heben konnte. Dann holte sie die Tasche, klemmte sie sich unter den Arm, setzte ihren Hut auf, sah sich ein letztes Mal hektisch in der Wohnung um. Ihre Papiere waren das Wichtigste, aber auch warme Kleidung durfte sie nicht vergessen, ihre Wäsche, die Schuhe. Sie konnte ihr wenig Geld nicht verschwenden, um Dinge nachzukaufen, die sie bereits besaß. Aber sie würde nichts mitnehmen, das zur Wohnung oder nicht ihr allein gehörte, damit niemand sie vor Gericht beschuldigen könnte, sie habe Henk bestohlen.

Hastig half sie Rosa, sich anzuziehen, und schob sie hinter dem Koffer her in den dunklen Flur. «Wir müssen uns beeilen!» Sie zog die Tür hinter sich zu, und es wurde dunkel.

«Wo wolln Sie denn hin?»

Die schnarrende Stimme von Frau Westram drang aus der Dunkelheit, und Alice schrie auf vor Schreck. Die Alte stand im Schatten des Treppenhauses in ihrer geöffneten Tür, hinter ihr in der Wohnung brannte kein Licht. «Mit den Koffern ...?»

«Wir ziehen um», erwiderte sie schroff und überlegte noch, ob sie hinter sich abschließen sollte.

Diesen Moment nutzte die Nachbarin, um sich ihr in den Weg zu stellen. «Umziehen? Das ist ja das Erste, was ich höre! Und wo ist Ihr Mann? Hat er die

Miete schon gezahlt, die er noch schuldet? Oder wolln Se sich etwa klammheimlich aus dem Staub machen?»

«Mein Mann bleibt hier.» Zu gern hätte Alice die Alte einfach aus dem Weg geschoben. «Er zahlt die Miete.»

«Ja wer's glaubt», protestierte Frau Westram. «Wer's glaubt. Herr Kross hat doch neulich schon wieder bei mir geklopft. Aber Sie waren natürlich nicht da, wie immer! Dabei hab ich Geräusche aus Ihrer Wohnung gehört. Genau gehört hab ich's!»

«Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Wir müssen jetzt gehen.» Rosa klammerte sich an ihre Hand, und es war so dunkel, dass Alice nur Frau Westrams Umriss erkennen konnte. Sie versuchte, sich an ihrer Nachbarin vorbeizuschieben, aber die alte Frau wich keinen Zentimeter zur Seite.

«Sie wollen abhauen», schnarrte sie. «Sie wollen durchbrennen!»

Frau Westrams kleine schwarze Augen schienen im Dunkeln zu glühen. «Bigamie», wisperte sie. «Ich habe es mir gleich gedacht. Als dieser Herr hier aufgetaucht ist, mit seinem Anzug und den schicken Schuhen, da wusste ich doch sofort, was Sache ist. Der ganze Flur hat gerochen nach seinem Kölnisch Wasser. Wusste es sofort. Was soll so einer sich auch sonst hierherverirren? Hätt ja nicht gedacht, dass Sie so weit sinken. Nicht einmal von Ihnen hätt ich das gedacht.»

Alice biss so fest die Zähne aufeinander, dass ihre Wangen vor Schmerz pulsierten. «Der Herr war mein Anwalt», knurrte sie und fragte sich, warum sie überhaupt mit der Hexe diskutierte. «Wenn Sie uns jetzt bitte durchlassen würden, Frau Westram.»

«Anwalt?» Frau Westram prustete. «Dass ich nicht lache. Sie können sich doch nicht mal anständige Schuhe für Ihr Kind leisten. Woher soll eine wie Sie denn einen Anwalt bezahlen können. Nee, ich weiß genau, wo Sie den herhaben!» Sie stieß Alice den knochigen Zeigefinger in die Brust.

Bis eben hatte sie sich gerade noch zusammenreißen können. Aber bei der letzten Bemerkung schwappte etwas über sie. «Halten Sie endlich Ihren verdorbenen Mund, bevor ich ihn stopfe!» Alice stieß Frau Westram mit beiden Händen gegen die Brust.

Die Alte taumelte zurück und stieß hart gegen die Wand. Sie gab einen dumpfen Schmerzenslaut von sich. «Meine Schulter.» Sie stöhnte auf. «Sie haben mir die Schulter gebrochen. Sie haben mir die Schulter gebrochen!»

Alice spürte, wie sich Rosas kleine Finger vor Schreck in ihren Arm bohrten. Sie stand einen Moment da wie erstarrt. Dann packte sie Rosa, zog mit der anderen Hand den Koffer hinter sich her. «Los!», befahl sie. «Schnell!»

«Ich werd Sie anzeigen!» Frau Westrams Keifen begleitete sie, während Alice den Koffer hinter sich die Stufen hinabschleifte und ihre Tochter vor sich herschubste, hinein in den dunklen Schlund des Treppenhauses und hinaus aus der Hölle, die ihr Leben war. «Ich werd Sie anzeigen! Und das Kind ziehen Sie mit hinein. Ins Zuchthaus sollte man Sie stecken. Sie Hure!»

Unten stieß sie keuchend die Tür auf, stolperte auf den Hof, die Tasche über dem Arm, die weinende Rosa an der Hand. Am Nachthimmel jagten die Wolken vor dem fahlen Mond vorbei. Sie war so angespannt, dass sie fürchtete, sie müsste sich übergeben. Aber zu der Angst gesellte sich ein weiteres Gefühl.

Euphorie.

Der Hof lag verlassen vor ihnen, vollkommen leer, wie eine Einladung. Henk war nicht hier, um sie aufzuhalten. «Weiter!», keuchte sie, wischte Rosa die Tränen von den Wangen, beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie zweimal schnell hintereinander auf die Nase. «Frau Westram macht nur Theater, es hat ihr nicht wirklich wehgetan, und es geht ihr gut!»

Rosa schaute zum Haus hoch und nickte unter Tränen. Doch dann bekam ihr Blick plötzlich etwas Panisches. «Mama», flüsterte sie und blieb stehen. Alice rutschte das Herz in den Magen. «Ich hab Plüsch vergessen!»

Sie überlegte nicht lange. Alice setzte Rosa im Hof neben den Brunnen auf den Koffer. «Du bewegst dich keinen Millimeter, ist das klar?»

«Geh nicht weg!» Rosa versuchte, sie festzuhalten. In ihrem zu großen Mantel und den alten Schuhen sah sie angstvoll zu ihr auf.

Unentschlossen schaute Alice zwischen dem Haus und ihrer Tochter hin und her. Dann suchte sie mit dem Blick den Hof ab, horchte auf jeden Laut, der aus dem Durchgang kam. «Ich beeile mich ... Hör mal, du zählst jetzt alle Tiere auf, die du kennst, in Ordnung? Mach eine Liste für mich. Und wenn du fertig bist, bin ich wieder da, ich verspreche es!»

Sie rannte zurück. Als der vertraute Modergeruch des Hauses sie empfing, schwor sie sich, dass sie hier nie wieder einen Fuß hineinsetzen würde. Die Ratten quiekten erschrocken, stoben in alle Richtungen davon. Sie nahm zwei Stufen auf einmal, zog sich mit der Hand an dem wackeligen Geländer nach

oben. Ihr Atem brannte im Hals. Frau Westram war nicht mehr im Flur, und Alice sandte ein stummes Dankgebet gen Himmel.

Plüsch lag im Bett, unter den Laken. Starrte sie mit seinem leicht schiefen Blick vorwurfsvoll an. «Selbst schuld», zischte sie, packte den ramponierten Bären und stopfte ihn in ihre Manteltasche. «Was versteckst du dich auch.»

Diesmal verlor sie keine Zeit damit, sich noch einmal umzusehen. Aber als sie mit dem Bären in der Tasche zur Treppe eilte, hörte sie aus der Wohnung nebenan ein lautes Stöhnen.

Alice blieb stehen. Langsam drehte sie sich um.

Da war es wieder, unverkennbar, ein dumpfer Schmerzenslaut. Zögernd näherte sie sich der Tür, legte ein Ohr gegen das Holz. Frau Westram weinte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Alice in die Dunkelheit. Es war nicht zu leugnen, die alte Frau schluchzte.

Entschlossen trat sie von der Tür zurück, drehte sich um und rannte los.

Nach ein paar Stufen blieb sie wieder stehen.

«Frau Westram?» Ohne zu klopfen, trat Alice in die Wohnung.

Der Geruch ließ sie zurückprallen, reflexartig presste sie eine Hand gegen die Nase. Die alte Frau saß im Licht einer einzigen Stearinkerze zusammengekrümmt an einem Tisch und hielt sich die Schulter. Die Wohnung war noch kleiner als ihre eigene. Überall stapelte sich Müll, ungewaschenes Geschirr stand auf dem Boden und dem Tisch, dreckige Wäsche lag herum, es roch nach Mäusen und Verwesung.

Ganz gegen ihre sonstige Art zeterte die alte Frau nicht, sondern schaute Alice nur erschrocken an. Sie hatte das Tuch heruntergezogen, das sie sonst um den Kopf gebunden trug, das Haar stand ihr in ungewaschenen Strähnen vom Kopf ab. Ihr Gesicht war tränennass.

Alice kniete sich vor ihren Stuhl. «Es tut mir leid, ich wollte Sie nicht verletzen.»

Frau Westram sagte noch immer nichts. «Sie ...», keuchte sie dann. Ihre Brust hob und senkte sich, als bereitete ihr das Atmen Schwierigkeiten. «Sie ...»

Alice hatte keine Ahnung, was sie tun sollte. «Können Sie den Arm bewegen?»

Frau Westram machte eine Bewegung mit dem Ellbogen, und Schmerz zuckte über ihr Gesicht. «Tut weh», keuchte sie und schüttelte den Kopf.

Alice fühlte, wie Verzweiflung und Hilflosigkeit ihr die Kraft zu nehmen drohten. Rosa saß unten ganz allein, Henk konnte jeden Moment zurückkommen, und was dann passieren würde, wollte sie sich gar nicht ausmalen. «Frau Westram, ich kann nicht bleiben. Aber ich schicke jemanden zu Ihnen. Einen Arzt!»

«Nein!», rief Frau Westram so laut, dass Alice erschrocken zurückwich. «Hier darf keiner rein.» Die alte Frau sah sich mit ihren wässrigen Augen um, und in ihre schmerzverzerrten Züge stahl sich ein neuer Ausdruck. Scham. «Hier darf keiner rein ... Ich ...» Plötzlich schien jeder Widerstand aus ihr zu weichen. «Ich schaff's doch nicht mehr», flüsterte sie. «Die Gelenke. Hier sieht es doch aus ... Hier darf keiner rein.»

«Frau Westram», sagte Alice eindringlich. «Der Arzt wird das gar nicht bemerken. Ich kann Ihnen nicht beim Aufräumen helfen, aber ich ...»

«Sie haben ja auch nie angeboten, mir Wasser zu holen. Nie haben Sie gefragt, ob ich was brauch.» Jetzt war wieder der alte Vorwurf in den kleinen schwarzen Augen ihrer Nachbarin.

Wortlos starrte Alice sie an. Es stimmte. Sie wäre nie auch nur auf die Idee gekommen, dem unfreundlichen Miststück Hilfe anzubieten, hatte sich nie gefragt, ob es vielleicht einen Grund dafür gab, warum sie so unangenehm roch und ihren Müll immer so lange im Flur stehen ließ. Aber jetzt war keine Zeit für Aussprachen und Entschuldigungen. «Hören Sie, ich muss gehen. Rosa wartet auf mich. Aber ich kümmere mich. Ich verspreche es Ihnen.» Sie hatte keine Ahnung, wie sie dieses Versprechen halten sollte.

Plötzlich holte Frau Westram mit dem gesunden Arm aus und kratzte ihr über die Wange. Alice taumelte zurück und fiel hart auf den Boden. Tränen sickerten der alten Frau aus den Augen, tropften über die eingefallenen Lippen. «Sie gehen einfach und suchen sich was Besseres. Weil Sie jung sind und schön. Und was mach ich?»

Benommen rappelte sie sich auf. Ihre Wange brannte wie Feuer.

«Und was mach ich?», kreischte Frau Westram noch einmal. «Ich komm ja nicht einmal mehr in den Hof!»

Alice zog sich hoch und stolperte zur Tür.

«Kuh ... Biene ... Ameise ...» Rosa saß da, wo sie sie gelassen hatte, und umklammerte die Tasche. «Hast du ihn gefunden? Mama, du blutest», rief sie, als Alice auf sie zurannte.

Sie nickte, holte den Bären aus der Tasche und zog Rosa hoch. «Das ist nicht schlimm. Nur ein Kratzer.» Obwohl sie innerlich bebte, griff sie entschieden die kleine kalte Hand ihrer Tochter. «Los, wir müssen weiter. Wir haben schon zu viel Zeit verloren.»

Die Lichter der Stadt spiegelten sich auf dem Wasser. Marlies stand am Bug und betrachtete, wie das Uhlenhorster Fährhaus näher kam. Es war eiskalt, ein feiner Schneeregen hatte zu fallen begonnen, der erste des Jahres, man spürte das Herannahen des Winters in der Luft, und fröstelnd hüllte sie sich tiefer in ihr Chinchillacape. Musikfetzen drangen über das Wasser zu ihr herüber. Es war lächerlich, den kurzen Weg zu fahren, vom Feenteich aus ging es nur einmal nach rechts um die Ecke, aber selbstverständlich musste man mit seinem Boot zu den Festen im Fährhaus kommen. Wessen Villa über keinen direkten Zugang zum Wasser verfügte, der hatte sein Boot bei einem Verleiher untergebracht, fuhr mit Automobil oder Droschke dorthin und stieg dann um. Undenkbar für eine angesehene Hamburger Familie, sich in einem Mietboot sehen zu lassen.

Der Fahrer half ihr auf den Ponton, und sogleich eilte ein livrierter Kellner auf sie zu. «Madame Reeven? Ich habe eine Nachricht für Sie.»

Sie wusste bereits, was sie erwartete, bevor sie das Blatt auseinanderfaltete. Julius würde sich mal wieder verspäten. Er blieb in letzter Zeit so lange in der Bank, dass sie sich kaum noch sahen, hatte auch an diesem Morgen seinen Smoking direkt mitgenommen, damit er nicht zum Umziehen würde nach Hause kommen müssen. Entkräftet schloss sie die Augen. Natürlich hatte er es nicht geschafft, anzurufen, als sie noch daheim gewesen war.

Gelächter zog zu ihr herüber. Im Fährhaus traf sich allabendlich die feine Gesellschaft, um am Wasser zu tanzen, und obwohl es streng genommen eine öffentliche Veranstaltung war, sah man nur bekannte Gesichter. In Hamburg waren die großen Familien seit hundert Jahren dieselben, und das schaffte man nur, indem man die Kreise geschlossen hielt.

Warum war sie hier? Warum hatte sie sich zwei Stunden lang fertig gemacht? Es ging doch um seine Freunde, seine Geschäftsbeziehungen. Ihr war das alles vollkommen egal.

Sie drehte sich um. «Wir holen ihn ab!» Sie ließ sich wieder an Bord helfen. «Machen Sie die Leinen los.»

Die Bank befand sich am gegenüberliegenden Alsterufer. Die Fähre brauchte länger, aber mit dem eigenen Boot dauerte der Weg über das Wasser nur wenige Minuten. Trotzdem war sie so gut wie nie hier. Warum auch? Über dem Eingang der Bank prangte in riesigen Lettern der Name, der nun auch ihrer war, eingraviert in den dunklen Marmor. Marlies sah auf, der kühle Nachtwind wehte ihr durchs Haar. Reeven. Es war nicht ihre Familie. Nie hatte sie das deutlicher gespürt.

Der Pförtner blinzelte überrascht, als sie mit klappernden Absätzen durch die goldene Drehtür auf ihn zukam, in ihrem langen schwarzen Kleid mit Hunderten Perlen und dem Federschmuck im Haar. Sie sah aus wie ein Pfau. Und wofür das Ganze? Am liebsten hätte sie sich alles vom Leib gerissen.

«Madame, darf ich Sie hinaufbegleiten?»

«Das ist nicht nötig, ich nehme den Paternoster.» Das Lächeln kostete sie Kraft. Alles kostete sie Kraft.

Sie hörte Julius schon von Weitem, er diskutierte mit jemandem. Licht drang unter der Bürotür durch, warf einen trapezförmigen goldenen Streifen auf den Boden. Der Teppich verschluckte ihre Schritte. Langsam näherte sie sich, versuchte, einzelne Worte zu verstehen. Sie hob die Hand, um anzuklopfen.

Dann hielt sie inne.

* * *

John stand im ersten Schneeregen des Jahres und rauchte. Er trug keinen Mantel, erst draußen hatte er die Flocken bemerkt, die lautlos auf den Garten fielen. Die Kälte hatte etwas Belebendes, und doch vertrieb sie nicht die Unruhe, die ihn quälte.

Die Villa lag vor ihm wie ein schwarzer Scherenschnitt. Beinahe alle Fenster waren erleuchtet, die Mauern ragten dagegen dunkel in den aufgewühlten Nachthimmel. Ganz oben unter dem Dach saß der Schatten seines Großvaters am Tisch, zweifellos eine Zeitung vor sich, die Pfeife vergessen auf dem Ascher. Im Zimmerfenster seiner Eltern spiegelte sich das Zucken der Kaminflammen im Glas. Blanche las sicher noch, der Kronleuchter an der stuckverzierten Decke ihres Zimmers war hell erleuchtet. Es war ein gutes Gefühl, sie im Haus zu wissen. Er hatte seinen Schwager Niklas nie leiden können, gönnte ihm nicht, dass er Blanche nun vollkommen für sich beanspruchen durfte. War es nicht seltsam, dass man so viele Jahre

miteinander verbrachte, im selben Haus aufwuchs, mit denselben Eltern, denselben Kindermädchen, den gleichen Spielen und Träumen, und dann eines Tages einfach getrennter Wege gehen sollte, sich nur ab und an sonntags oder bei Familienfeiern wiedersah?

John zog an der Zigarette. Die Mädchen arbeiteten noch, Julius und Marlies waren im Fährhaus, aber Helene schüttelte in diesem Moment in ihrem Zimmer die Betten auf, das Licht aus den Fenstern fiel als helle Vierecke auf den dunklen Rasen, der sich im Schneeregen langsam weiß färbte.

Er trat die Zigarette aus. Fröstelnd nahm er zwei Stufen auf einmal, trat durch die quietschende Terrassentür zurück ins Haus. Heinrich hatte das Feuer im Kamin hoch geschichtet. Einen Moment sah er sich um. Das Herrenzimmer lag im sanften Licht der Gaskronen, strahlte jene vertraute Gemütlichkeit aus, die das Haus im Winter umfing. Sein Blick glitt über den Holztisch mit den dunklen Ledersesseln, das Chesterfieldsofa von Maple, das Porträt seines Großvaters an der Wand. Bald würde er nicht mehr hier leben. Der Gedanke versetzte ihm einen Stich. In Hamburg war es Sitte, dass man bis zur Hochzeit bei den Eltern wohnte und dann auszog. Er würde es vermissen.

Mit der Hand fuhr er sich durch die schneenassen Haare. Der Eichentisch war mit seinen Papieren übersät, seit Stunden brütete er über seinen Fällen, hatte aber noch kein Wort richtig aufgenommen, die Buchstaben tanzten in seinem Kopf, er konnte sich nicht auf die Zusammenhänge konzentrieren. Der Drang, sich in die Droschke zu setzen und loszufahren, sich zu vergewissern, dass es ihnen gut ging, war so stark, dass er kaum eine Minute still sitzen konnte. Immer wieder stand er auf, tigerte im Raum umher, trat ans Fenster und starrte blicklos in die Dunkelheit hinaus. Beim Abendessen hatte er keinen Bissen heruntergebracht. Was, wenn Henk den Brief erhalten hatte, bevor sie die Wohnung hatten verlassen können? Was, wenn er ihr etwas angetan hatte?

Es war seine Schuld. Er hätte bleiben sollen. Aber wenn ihr Ehemann nach Hause gekommen wäre, hätte Johns Anwesenheit die Situation mit Sicherheit eskalieren lassen. Nein, er hatte vernünftig gehandelt. Gegen sein Gefühl, aber vernünftig.

Er setzte sich wieder und zwang sich, zu arbeiten, sie aus seinen Gedanken zu verbannen. Eine halbe Stunde später ließ ein Klopfen an der Tür ihn hochfahren. «Heinrich! Warum sind Sie noch nicht im Bett?» Beunruhigt sah er auf. «Ist etwas mit Vater?»

Der Diener schüttelte den Kopf. «Ihr Vater schläft, keine Sorge. Ich habe nur etwas in der Küche ausgeholfen.» Heinrichs Schnurrbart zuckte verräterisch. Jeder im Haus wusste, dass er unglücklich in die Köchin verliebt war.

«Verstehe.» John schmunzelte, und Heinrichs Ohren liefen rot an.

Er räusperte sich. «Verzeihen Sie, Herr Reeven, es ist jemand für Sie an der Tür.»

«Um diese Zeit?» Erstaunt sah John auf die Uhr, dann verstand er. «Eine Frau?», fragte er scharf.

Heinrich nickte. «Und ein kleines Mädchen. Sie sagt, sie sei Ihre Klientin. Ich habe versucht, die Dame auf morgen zu vertrösten, aber sie war sehr ... beharrlich.»

Sein Pulsschlag beschleunigte sich. «Schon gut, Heinrich. Bitte führen Sie die beiden in den Salon.»

«Herr Reeven, sind Sie sicher? Vielleicht sollten Sie sie zuerst begutachten ...»

«Führen Sie sie in den Salon, Heinrich», wiederholte er, barscher als beabsichtigt.

Der Diener nickte steif. «Sehr wohl.»

John starrte einen Moment auf die Papiere vor sich. Schließlich stand er so schnell auf, dass sein Stuhl über den Boden scharrte. Erst war er erstaunt, die Halle leer vorzufinden. Aber dann fiel ihm ein, dass die beiden natürlich am Dienstboteneingang geklingelt hatten, und er folgte Heinrich in die Küche. Er musste an sich halten, als ihm klar wurde, dass die beiden noch draußen vor der Tür standen.

«Es schneit, Heinrich!», knurrte er erbost. John riss die Tür auf. «Alice!» Er sah den Koffer und ihre Miene. Dann bemerkte er die Kratzer auf ihrer Wange, holte scharf Luft.

«John!» Sie griff mit beiden Händen seinen Arm. Er sah, wie Heinrichs Augen sich erstaunt weiteten, und wich kaum merklich ein Stück zurück. «Ich wusste nicht, was ich tun soll.» Rosa stand hinter ihr, ihre kleine Kapuze war mit Schnee bedeckt, sie hatte ihren Bären unter den Arm geklemmt und starrte mit großen Augen am Haus hinauf.

Mit einem Räuspern öffnete Heinrich die Tür zur Halle, um sie wie angewiesen in den Salon zu führen, aber John schüttelte den Kopf. Er schob Alice an den großen Holztisch, der in der Küche unter dem Fenster stand, und

bedeutete ihr, sich zu setzen. Dann winkte er Heinrich, ihm in die Halle zu folgen.

«Die Dame ist tatsächlich eine Klientin von mir. Sie haben richtig entschieden, sie nicht fortzuschicken. Ich regele das, Heinrich. Sie dürfen sich zurückziehen.»

«Soll ich nicht ...?»

Energisch schüttelte John den Kopf und senkte die Stimme noch weiter. «Die Angelegenheit muss äußerst diskret behandelt werden. Ich verlasse mich auf Sie.»

Der Diener versteifte sich, dann deutete er eine Verbeugung an. «Selbstverständlich!», beteuerte er, und John drückte ihm dankbar den Arm.

Als er wieder in die Küche kam, hatte Alice Rosa auf ihren Schoß gezogen. Der Blick, mit dem die beiden gleichzeitig zu ihm aufschauten, als er eintrat, fuhr ihm durch den ganzen Körper.

«Was ist passiert?» Er zog einen Stuhl heran und setzte sich ihnen gegenüber.

Alice schüttelte kaum merklich den Kopf, deutete mit den Augen auf ihre Tochter.

John stand wieder auf. «Rosa, ich möchte dir gerne jemanden vorstellen.» Er streckte die Hand aus. Zögernd sah sie ihn an, dann rutschte sie langsam von Alice' Schoß und griff seine Finger. Er führte sie zu dem großen Käfig neben dem Herd. «Sie schläft schon», erklärte er leise. «Aber sie will dich sicher kennenlernen.»

Als er das Tuch herunterzog, blinzelte Polly verschlafen zu ihnen hinaus. «Lumpenpack», krächzte sie leise und ruckte mit dem Kopf, trippelte ein paar Schritte auf und ab, schüttelte sich. «Guten Morgen. Lumpenpack.»

Rosa gab einen entzückten Laut von sich. «Sie spricht!»

Er sah zu Alice hinüber. Sie hatte sich aufgerichtet, um zu sehen, was sie taten, und starrte den kleinen Vogel genauso verzaubert an wie ihre Tochter. Plötzlich trafen sich ihre Augen.

Es war wie ein Stromstoß.

«Möchtest du sie halten?» Er öffnete den Käfig und streckte eine Hand hinein, hoffte nur, dass der Vogel nicht auf die Idee kommen würde, Rosas Haare anzunagen, wie er es gerne bei seinem Vater tat.

«Mama, schau.» Rosa bewegte keinen Muskel, während Polly auf ihren Arm kletterte und begann, sich verschlafen das Gefieder zu putzen. «Schau!»

Alice ging zu ihnen, kniete sich neben Rosa.
Sie lachte.

Während Rosa ganz und gar mit dem Vogel beschäftigt war, zog John Alice in die entfernteste Ecke der Küche. Im Flüsterton erklärte sie, was geschehen war.

«Also sind Sie ihm nicht mehr begegnet?»

Sie schüttelte den Kopf, und er spürte, wie die nagende Anspannung, die ihn seit Stunden gefangen hielt, sofort nachließ. Jetzt konnte er die Sache anpacken, konnte handeln. «Und die Nachbarin? Sie ist noch dort, in der Wohnung?», fragte er schnell.

«Ich musste doch Rosa in Sicherheit bringen.»

John nickte. «Natürlich. Ich kümmere mich.»

«Aber wie ...»

«Ich sende einen Arzt. Sie muss untersucht werden.»

«Nein, ich ...»

«Alice», unterbrach er sie ärgerlich. «Das Ganze ist meine Schuld. Lassen Sie mich bitte helfen.»

«Ich will nicht, dass Sie für uns bezahlen», sagte sie mit der gewohnten Heftigkeit. «Und ich kann mir einen richtigen Arzt nicht leisten.»

Er hätte sie fragen können, warum sie hier war, wenn sie nicht wollte, dass er half. Aber natürlich kannte er die Antwort: Sie hatte keine andere Wahl. «Das weiß ich», erwiderte er. «Deswegen akzeptieren Sie bitte meine Hilfe. Es geht nicht anders, wir können die Frau nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.»

Nach einem Moment des Zögerns nickte sie stumm.

Sie sah ihm nach. Wie musste es sein, in einer Welt zu leben, in der auf Abruf Hilfe für jede Art von Notlage zur Verfügung stand? Hunger? Die Küche ist voller Essen. Magenverstimmung? Die Medikamente werden sogleich geliefert. Angst? Wickeln Sie sich in diese seidene Decke, es gibt für alles eine Lösung.

Sie wusste, dass sie dankbar sein sollte, aber die Bitterkeit darüber, ständig auf Hilfe angewiesen zu sein, brannte in ihrem Inneren. Es war nicht seine Verantwortung, für ihre Entgleisung geradezustehen. Ihre eiskalten Hände ruhten auf der Tischplatte. Sie zitterten immer noch, aber Stück für Stück fiel

die nagende Anspannung von ihr ab. Sie sah sich um, und ganz langsam begann sie zu begreifen, dass sie es geschafft hatte. Sie waren entkommen, Rosa war in Sicherheit, Frau Westram würde geholfen werden. Es war warm in dieser Küche, roch nach Brot und Gewürzen. Mit einem Mal fühlte sie sich schrecklich müde. Sie verspürte den Drang, einfach den Kopf auf die Tischplatte zu legen und die Augen zu schließen. Stattdessen betrachtete sie ihre Tochter. Rosa saß auf dem Boden, hielt den Vogel ganz nah an ihr Gesicht. Beinahe zärtlich rieb er seinen kleinen grünen Kopf gegen ihre Wange, und Rosa war vor Ehrfurcht wie erstarrt.

Als sie aufsah, stand John in der Tür. Er beobachtete die Szene genau wie sie, einen seltsamen, beinahe gerührten Ausdruck im Gesicht.

Er bemerkte ihren Blick, räusperte sich, kam auf sie zu, ein kleines Fläschchen und einen Bausch Watte in der Hand. «Wir müssen das desinfizieren.»

Die Kratzer auf ihrer Wange hatte sie ganz vergessen, erst jetzt spürte sie das dumpfe Pulsieren. «Es ist nicht so schlimm ...» Sie wollte abwehren, aber er schüttelte nur streng den Kopf, und sie gab auf.

Mit konzentrierter Miene ließ er etwas von der beißend riechenden Flüssigkeit auf den Wattebausch tröpfeln und tupfte ihr damit über die Wange. Um ihren Kopf ins Licht zu drehen, schob er mit dem Daumen sanft ihr Kinn zur Seite.

Alice erschauerte am ganzen Körper.

«Tut es weh?» Fragend sah er sie an.

«Nein.» Schnell schüttelte sie den Kopf – tatsächlich brannte es.

Bei dieser Lüge zuckte ein Schmunzeln über sein Gesicht. «Gleich vorbei.» Er vermied ihren Blick und richtete sich wieder auf. «Ihr habt sicher Hunger?», fragte er laut in Rosas Richtung.

Wieder wollte Alice protestieren, aber Rosa antwortete an ihrer statt. «Jaaa!», rief sie vom Boden aus, Polly auf dem Knie. «Wir haben seit heute Morgen nichts gegessen.»

Alice klappte den Mund wieder zu. «Ja», bestätigte sie kraftlos. «Das stimmt.»

Er konnte ihren Blick förmlich auf der Haut spüren. Sie beobachtete ihn, wie er umherlief und Schränke öffnete, offensichtlich keine Ahnung hatte, wo sich was befand, als Erstes eine Tür versuchte, hinter der sich nur Pfannen und

Töpfe befanden, nachdenklich hineinstarrte, dann etwas murmelte und weitersuchte.

«Aber Herr Reeven!» Plötzlich stand Sala vor ihm. Er hatte ganz vergessen, dass die Mädchen und die Köchin direkt neben der Küche schliefen. Mit großen Augen sah sie ihn an, zog ihr Tuch um die Schultern. «Ist etwas passiert? Kann ich ... Ihnen helfen?» Sie hatte offensichtlich bereits geschlafen.

«Um Gottes willen, nein, gehen Sie zurück ins Bett.» Sie trug ihre Nachthaube, starrte Alice und Rosa verwundert an. Schuldbewusst wurde ihm klar, dass das hier auch ihr Zuhause war. «Es tut mir leid, dass wir Sie geweckt haben.» Sie nickte verunsichert, bot erneut ihre Hilfe an. John schüttelte den Kopf. «Wirklich, Sala. Legen Sie sich wieder hin.»

Er fand Brot und stellte es auf den Tisch, dazu Wurst, Käse und einen halben Streuselkuchen. Als sie gegessen hatten, saßen Alice und er einen Moment stumm nebeneinander. Draußen schneite es immer noch. Rosa fütterte Polly und ihren Bären abwechselnd mit Kuchenkrümeln. John spürte Erleichterung in sich aufwallen. Die beiden waren sicher, warm und satt. Mehr verlangte er in diesem Moment nicht vom Leben. Er fing ihren Blick auf, sie lächelte nicht, sah ihn einfach an. John hatte das Gefühl, in ihren Augen zu ertrinken.

Ein Geräusch holte ihn aus seiner Trance. Blanche stand in der Tür. Seine Schwester musterte ihn mit einem unergründlichen Gesichtsausdruck, dann wanderte ihr Blick zu Alice. Sie trug ihren Morgenmantel und hielt eine Tasse in der Hand.

«Ich wollte nicht stören ...»

Jeder Muskel in seinem Körper spannte sich an.

Auf einmal lächelte Blanche. «Wir sind uns schon einmal begegnet. Sie sind eine Klientin meines Bruders?» Weder die späte Stunde noch die seltsame Situation würdigte sie mit einer Bemerkung. «Ich bin Blanche.»

Mit verblüffter Miene schüttelte Alice die ihr dargebotene Hand.

Wenn seine Schwester verstanden hatte, was soeben zwischen ihm und Alice geschehen war, und davon war auszugehen, so merkte man ihr nicht das Geringste an.

Während Rosa sich weiter um den Bären und den Vogel kümmerte, berichtete er in knappen Worten, was geschehen war. «Du kommst gerade richtig. Würdest du einen Moment auf Rosa aufpassen?», schloss er und stand auf. «Wir müssen besprechen, wie es jetzt weitergeht.»

«Aber mit Freuden. Wir gehen in den Salon, da ist es wärmer. Polly liebt es, auf der großen Palme zu balancieren.» Mit ernster Miene wandte Blanche sich an Alice. «Das Ganze tut mir wirklich leid, Frau Bloom. Wenn ich noch irgendwie helfen kann, lassen Sie es mich wissen. Kommst du mit mir, Rosa?», fragte sie dann lächelnd und reichte dem Mädchen die Hand. Rosa folgte ihr, ohne sich auch nur einmal nach ihnen umzuschauen. Aber seine Schwester hatte nun mal diese Wirkung auf Menschen. Man vertraute ihr sofort.

Er fand gemahlenen Kaffee und stellte den Kessel auf. Auch das hatte er noch nie getan. Als er fertig war, setzte er sich Alice gegenüber, bemüht, Abstand zu wahren. Er wusste nicht genau, was diese Frau mit ihm anstellte, aber es musste aufhören. Und zwar sofort.

«Ich werde den Prozess vorantreiben, so schnell es geht.»

«Mein Mann muss vor Gericht erscheinen, richtig? Henk kann sich nicht weigern oder aus der Affäre ziehen?»

«Er kann es gerne versuchen. Das würde uns nur in die Hände spielen.»

Sie sprachen über die nächsten Schritte, und er hätte später nicht sagen können, wie viel Zeit vergangen war.

«Mama, ich bin müde.» Rosa stand plötzlich wieder in der Küche, Polly auf dem Arm. Man sah ihr an, dass ihr fast die Augen zufielen. John nahm ihr den Vogel ab und schob den Stuhl zurück. «Ich würde Ihnen natürlich anbieten, hier zu übernachten ...»

«Auf keinen Fall. Wir gehen zu meinem Bruder. Ich bin nur hergekommen, weil ich ratlos war wegen Frau Westram.»

Er nickte. Es war besser so, auch wenn es ihm widerstrebte, die beiden wieder aus seinem Schutz zu entlassen.

«Ich habe Ihnen ein paar Sachen gepackt, Frau Bloom.» Blanche war unbemerkt hinter ihnen in die Küche getreten. «Hoffentlich finden Sie das nicht aufdringlich, aber sicher konnten Sie nicht viel mitnehmen, bei diesem überstürzten Aufbruch. Ein paar Toilettenartikel, etwas Warmes zum Anziehen.» Sie hielt Alice eine bestickte Reisetasche entgegen.

«Oh, aber ich ...» Es war das erste Mal, dass er Alice verlegen sah, ohne dass sie gleichzeitig wütend wurde. «Das geht doch nicht.»

«Sie dürfen die Sachen nicht ablehnen. Sonst muss ich ja alles wieder zurückräumen!» Lachen perlte in ihrer Stimme, und jede Unsicherheit schien von Alice abzufallen.

«Vielen Dank», sagte sie ernst.

«Nicht der Rede wert. Ich werde Heinrich bitten, die Tasche in den Wagen zu bringen. Du fährst die beiden doch sicher?» Geschäftig wandte Blanche sich an ihn.

«Selbstverständlich. Aber Heinrich hat sich bereits zurückgezogen.» John nahm die Tasche und drehte sich zu ihrem Koffer um, der in der Ecke stand.

«Das ist nicht nötig!» Erschrocken griff Alice seinen Arm. «Es ist weit bis dorthin.»

«Oh, ich bitte Sie, er ist schuld an dem ganzen Schlamassel, wenn ich das richtig verstanden habe, da ist das wohl das Mindeste.»

Langsam könnte seine Schwester sich doch einmal zurückziehen. John warf ihr einen halb amüsierten, halb warnenden Blick zu. «Blanche hat recht. Ich bestehe darauf!»

Es schien, als hätte Alice keine Kraft mehr, um weiter zu argumentieren. Wortlos griff sie nach ihrem Koffer.

Doch noch bevor sie ihn anheben konnte, nahm John ihn ihr wieder ab. «Ich hole den Wagen.»

Es schneite nicht mehr, aber der Boden war mit einer leichten weißen Schicht bedeckt, und im Automobil war es eiskalt. John hatte Decken ausgeteilt, und während er die Scheiben abwischte und der Motor warm lief, hatte Blanche umsichtig Gummiflaschen mit heißem Wasser gefüllt, die sie ihnen für die Fahrt mitgab.

Alice zog die Decke über sich und merkte schon nach kurzer Strecke, wie die Erschöpfung sie einzulullen begann. Rosa saß zwischen ihnen und war sofort eingeschlafen, den Kopf in ihren Schoß gelegt.

«Ich habe gehört, dass inzwischen schon einige Hersteller Öfen in ihre Automobile einbauen.» John warf ihr einen entschuldigenden Seitenblick zu. «Leider gehört dieses Modell nicht dazu.»

«Ich friere nicht.» Sie lächelte. Die Nacht drückte dunkel gegen die Fenster, aber hier drinnen fühlte sie sich sicher. Die Anspannung der letzten Stunden war einer fast wohligen Müdigkeit gewichen.

«Sind Sie schon einmal in einem Automobil gefahren?» Sie kamen nur sehr langsam voran, der Schnee machte den Boden rutschig.

«Ja, tatsächlich, ich ...» Sie unterbrach sich erschrocken. «Es ist lange her ...», stotterte sie dann. Aber es war zu spät, sie sah die Überraschung in

seiner Miene. «Wie lange haben Sie es schon?», fragte sie schnell, um die Situation zu überspielen.

Er schwieg einen Moment, wirkte, als wollte er nachhaken, entschied sich dann aber zu ihrer Erleichterung anders. «Mein Bruder hat es letztes Jahr gekauft. Sehr zum Leidwesen meiner Mutter. Sie hasst den Lärm. Und den Geruch.» Er schmunzelte, aber seine Stirn war noch immer nachdenklich zusammengezogen.

«Es ist sicher sehr praktisch, immer überall so schnell hinzukommen», sagte sie in zu leichtem Ton, der genau verriet, wie nervös sie war.

«Das ist es», sagte John. Dann schwieg er, und ihr fiel nichts weiter ein, was sie hätte sagen können. Unter der Decke krallte sie die Hände in die Oberschenkel. Sie war unvorsichtig geworden. So etwas durfte nicht passieren.

Eine Weile saßen sie stumm nebeneinander. Er brachte sie durcheinander. Sie mochte ihn viel zu gerne, er war ein Mann vollkommen außerhalb ihrer Lebensrealität. Sie wusste das, hegte keinerlei Illusionen. Und trotzdem machte er sie nervös, hatte sie vom ersten Moment an nervös gemacht. Es lag nicht nur daran, dass er so gut aussah, so kultiviert und klug war. Da war etwas in seiner Persönlichkeit, das sie verwirrte. Alice genoss es, ihm so nahe zu sein. Sie gestand es sich ohne Scham ein. Schließlich war es vollkommen unerheblich, was sie über ihn dachte. Er würde es niemals erfahren.

Sie hatten die Außenalster bereits hinter sich gelassen und fuhren durch Rotherbaum in Richtung Botanischer Garten und Sternschanze. Die Residenzen auf dieser Seite der Alster waren sogar noch beeindruckender als die auf der Uhlenhorst. Die hell erleuchteten Fenster, die an ihnen vorbeiglitzen, gaben kurze Einblicke in die Leben der Menschen dahinter, und Alice spürte mit einem Mal, wie Traurigkeit sich in ihr ausbreitete. Alle hatten ein Zuhause, einen Ort, an den sie gehörten, ein warmes Kaminfeuer, Abendessen im Kreis der Familie. Es fühlte sich mit einem Mal bedrückend an, so durch die Nacht zu fahren, mit all ihrem Besitz hier im Wagen und einer ungewissen Zukunft vor sich.

«Wo genau müssen wir hin?» John unterbrach die Stille. Er wusste bisher nur, dass sie Richtung Altona steuerten.

«Zur Holsten-Brauerei», erwiderte Alice. «Kennen Sie sie?»

«Ja ... ich kenne sie.» Erstaunen lag in seiner Stimme. «Aber was wollen wir dort so spät?»

«Mein Bruder wohnt auf dem Gelände. Er ist der Stallmeister.»

John warf ihr einen ungläubigen Seitenblick zu. «Und Sie sind sicher, dass es sich um die Holsten-Brauerei handelt?», fragte er nach einem Moment.

«Ganz sicher.» Sie nickte. «Er bringt meinem Mann immer von seinem Bier mit.»

John schüttelte den Kopf. Er lenkte den Wagen auf die Reeperbahn. «Nicht zu fassen. Nun. Das macht das Ganze etwas leichter.»

«Was meinen Sie?»

Er fuhr sich mit einer Hand über den Bart. «Die Brauerei gehört meiner Familie.» Jetzt war es an Alice, ihn erstaunt anzusehen. Er hielt den Blick auf die Straße gerichtet und räusperte sich. «Zum Teil jedenfalls. Mein Vater ist immer noch einer der großen Teilhaber. Vielleicht kenne ich sogar Ihren Bruder. Jaris Nord?»

Sie nickte überrumpelt.

Plötzlich breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. «Ich wusste doch, dass er mich an jemanden erinnert.»

Henk hätte niemals erlaubt, dass sie einen ihrer seltenen freien Tage nutzte, um ihren Bruder in Altona zu besuchen, darum war Holsten für sie bislang nur eine verschwommene Vorstellung geblieben. Die Größe des Komplexes schockierte Alice. Sie hatte sich eine kleine Brauerei vorgestellt, ein paar Bierfässer, ein paar Pferde. In Wahrheit war das Gelände riesig. Es gab sogar einen eigenen Bahnhof.

John musste dem Nachtwächter nur zunicken, dann durfte er durch das Tor fahren. Er parkte vor einem Gebäude, das offensichtlich ein Stall war, schob das große Tor auf und führte sie im Dunkeln an den Boxen vorbei und die Treppe zu Jaris' Wohnung hinauf, die sich an den Heuboden anschloss. Er trug Rosa auf dem Arm. Die Pferde drehten sich raschelnd um, verfolgten mit glimmenden Augen ihren Weg.

Auf ihr Klopfen hin dauerte es einen Moment, bis hinter der Tür Schritte ertönten. Jaris hatte anscheinend bereits geschlafen, er trug nur eine Hose, starrte sie aus leicht verquollenen Augen an.

«Alice!», rief er erschrocken. Als er John hinter ihr erkannte, versteifte er sich. «Herr Reeven. Was ...?» Dann sah er wieder sie an. «Was zur Hölle ist mit deiner Wange passiert?»

«Das war meine Nachbarin.» Sie schob ihm ihren Koffer entgegen. «Wir sind etwas früher dran als geplant.»

«Ich kann es nicht glauben.» Jar hatte die Lampen aufgedreht, sie standen alle in der kleinen Küche und erzählten. Er schüttelte immer wieder den Kopf, während sie ihm in knappen Worten die Zusammenhänge schilderte. Mit schmalen Augen fixierte er John, als wüsste er nicht genau, was er von diesen neuen Umständen hielt.

Alice sah sich um. Erleichtert stellte sie fest, dass sie es hier mochte. Die Wohnung war klein, aber mit hellem Holz verkleidet, vor den Fenstern in der Küche hingen karierte Vorhänge, und der eiserne Herd knackte behaglich und strahlte Wärme aus. Jar hatte eine gemütlich wirkende Unordnung im Raum verbreitet. Auch Johns prüfender Blick huschte im Zimmer umher, er für seinen Teil schien nicht ganz so angetan. «Eine gute Lösung für den Übergang», bemerkte er knapp. Er stellte Rosa auf den Boden, strich Alice aufmunternd über die Schulter.

Jars Augen weiteten sich, fragend sah er sie an. Sie bedeutete ihm mit einem scharfen Blick, zu schweigen.

«Gibt es denn genug Betten? Wenn Sie noch etwas benötigen, dann lassen Sie es mich ...»

«Wir haben alles», fiel Jaris John ins Wort. Seine Stimme war eine gute Nuance kälter geworden. «Natürlich gibt es genug Betten. Ich werde unten schlafen.»

«Unten?» Erschrocken blickte Alice zur Tür. «Im Stall? Aber du hattest doch gesagt, es ist kein Problem, wenn wir ...»

«Es ist kein Problem. Wir haben mehrere freie Boxen und Feldbetten. Die Pferde halten mich warm, und morgens zum Kaffee komme ich hoch.» Er lächelte beruhigend. «Sofern Herr Reeve es erlaubt, selbstverständlich», fügte er steif hinzu.

«Sie sind der Stallmeister. Warum sollte das ein Problem sein?» John bemühte sich hörbar um einen jovialen Ton.

Jaris nickte stumm. Dann sah er sie an. «Wie gut, dass ich gestern fertig geworden bin.» Mit einem verheißungsvollen Funkeln in den braunen Augen öffnete er die Tür neben der Küche. «Als hätte ich es geahnt.»

Neben seinem Bett, das jetzt wohl ihr gehören würde, stand bei der Kleidertruhe noch ein weiteres, kleineres Bett, das offensichtlich frisch

zusammengezimmert worden war.

Trotz ihrer Müdigkeit schlich Rosa neugierig in den Raum. «Schau, Mama!», rief sie begeistert. Aber sie meinte nicht ihr eigenes Bett, sondern hielt etwas in die Höhe. Aus ein paar Brettern hatte Jar auch noch ein Miniaturbett für Plüsch gebastelt und es mit Stroh gepolstert.

Alice sah ihren Bruder an. «Du hast das selbst gemacht?», fragte sie leise.

Er nickte grinsend. «Nach Feierabend natürlich», erklärte er dann in Johns Richtung, und das Grinsen verschwand.

Der runzelte irritiert die Stirn. «Davon gehe ich aus!», erwiderte er kühl.

John musste sich mehrfach vergewissern, dass wirklich nichts mehr fehlte. «Es ist für alles gesorgt. Wir brauchen nichts», schnappte ihr Bruder irgendwann, sichtlich ungehalten.

«Ich möchte nur sichergehen, dass ich alles tue, um mein Versäumnis wiedergutzumachen», erwiderte er gelassen, obwohl das Verhalten des Stallmeisters ihn innerlich kochen ließ.

«Bitte machen Sie sich keine Umstände mehr. Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie uns hergebracht haben.» Alice wollte ihren Koffer greifen, aber Jaris kam ihr zuvor. «Komm, Rosa, wir packen aus.»

Zögernd ging John zur Tür. Es gab keinen Grund mehr, zu bleiben. «Und Sie fühlen sich sicher hier?» Es behagte ihm nicht, die beiden wieder sich selbst überlassen zu müssen, obwohl sie im Grunde jetzt nicht mehr alleine waren.

Sie sah blass und müde aus, aber er konnte nicht leugnen, dass sie erleichtert wirkte und entspannter als noch vor wenigen Stunden. Sie nickte. «Jar passt auf uns auf. Und durch die Hilfe Ihrer Schwester haben wir nun wirklich mehr als genug. Bitte danken Sie ihr noch einmal. Und danke auch, dass wir hier wohnen dürfen», erklärte sie dann, seltsam förmlich, als wäre ihr gerade klar geworden, dass sie ihn dafür eigentlich hätte um Erlaubnis fragen müssen.

Er nickte nur, fragte sich, ob diese seltsame Fügung des Schicksals etwas zwischen ihnen ändern würde. Es war ihm unangenehm. Zugleich war es praktisch. Niemand würde sie von hier vertreiben können.

Jaris stand im Türrahmen zur Schlafkammer, hielt die Arme vor der Brust verschränkt und verfolgte ihr Gespräch mit schmalen Augen. Es war nur allzu deutlich, dass er es nicht erwarten konnte, ihn gehen zu sehen. Bei ihren

Worten verfinsterte sich seine Miene noch ein wenig mehr. «Besuch ist mir gestattet, soweit ich weiß.»

«Ich sagte auch nichts Gegenteiliges, oder?», gab er gepresst zurück. John versuchte, nicht auf ihn zu achten. «Gut. Ich bin sicher, dass Ihr Mann Sie suchen wird, Sie sollten also Maßnahmen treffen, um sich ...»

«Er soll nur kommen!»

«Jar!» Mit einem erschöpften Seufzen drehte Alice sich zu ihrem Bruder um.

«Ich bin sicher, dass Sie Ihre Schwester nach bestem Gewissen versorgen und beschützen werden, Herr Nord.» Sein Geduldsfaden war kurz davor zu reißen. «Aber Sie können die beiden nicht rund um die Uhr bewachen. Alice, Sie müssen gut überlegen, wie Sie in der nächsten Zeit vorgehen.» Er überprüfte die Tür, schob versuchsweise den Riegel hin und her.

«Den habe ich letzte Woche erst angebracht, genau aus diesem Grund», knurrte Jaris.

John nickte. Es gab nichts weiter zu sagen. Er konnte es nicht länger hinauszögern. «Ich fahre dann wieder.»

Bei den Worten zuckte Alice' Hand in seine Richtung. Aber beinahe sofort ließ sie den Arm wieder sinken. «Gut», sagte sie leise.

Er setzte seinen Hut auf. «Sobald ich von Ihrem Mann höre, melde ich mich.»

«Du sollst hierbleiben!» Rosa hatte mitbekommen, dass er gehen wollte, und rannte plötzlich aus dem Schlafzimmer auf ihn zu.

Er lächelte. «Es ist schon spät, ihr beiden solltet jetzt schlafen gehen, Plüsch fallen ja schon die Augen zu.»

Sie schüttelte den Kopf. «Er ist ganz wach», protestierte sie und unterdrückte im selben Moment ein Gähnen.

John kniete sich hin, versuchte, dabei nicht in Jaris' Richtung zu schauen, aber auch aus dem Augenwinkel konnte er sehen, dass sich dessen Miene keinesfalls aufgehellt hatte. Er versicherte Rosa, dass er sie bald besuchen würde, trat schließlich mit einem letzten Nicken Richtung Alice aus der Tür, ging die Treppe hinab in den dunklen Stall, strich Hannibal im Vorbeigehen über die warme Schnauze. Er sprach mit den Nachtwächtern, die das Fabrikgelände an den verschiedenen Ausgängen bewachten, schärfte ihnen ein, noch aufmerksamer zu sein als sonst, jedes Geräusch sofort zu überprüfen. Es fühlte sich falsch an, ins Automobil zu steigen. Es fühlte sich

falsch an, sie hierzulassen und davonzufahren. Und eben hatte Alice ihn für einen Augenblick so angesehen, mit diesen großen grünen Augen, als wollte sie ihn zurückhalten.

Als dächte sie genau das Gleiche.

Ungläubig zog Alice die Dinge aus der Reisetasche, die Blanche ihnen mitgegeben hatte. Warme Wäsche, Handtücher, Socken, ein Buch, ein seidener Morgenmantel, eine Schachtel mit Hygienebinden für Frauen. Es musste alles zusammen ein Vermögen gekostet haben. Sogar das Gepäckstück selbst bestand aus feinstem Gobelinstoff. Ganz unten in der Tasche entdeckte sie einen Zettel. Stirnrunzelnd faltete Alice ihn auseinander. Während sie las, weiteten sich ihre Augen. Lange starrte sie auf die Buchstaben. Dann faltete sie den Zettel wieder zusammen und steckte ihn ganz unten in ihre Geldbörse. Sie wusste nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte, aber sie hoffte, dass sie ihn nie würde hervorholen müssen.

«Wenn es abends still wird, hört man die Pferde schnauben.» Jaris lehnte im Türrahmen zum Schlafzimmer. Seine Augen glänzten dunkel. Nun trat er neben sie, fasste ihre Schulter und drückte sie liebevoll. «Endlich bist du wieder da.»

Alice konnte nicht sprechen. In ihrem Hals saß plötzlich ein Knoten. Sie wusste genau, was er eigentlich sagen wollte. Sie war wieder da. Aber im Grunde war es zu spät. Es würde nie mehr werden, wie es früher war. Dafür war viel zu viel passiert. Sie umarmte ihn, und wie immer, wenn sie seinen Duft atmete, schien ihre Kindheit zum Greifen nah.

«Ihr seid jetzt in Sicherheit.» Jaris schien zu spüren, woran sie dachte. Seine Wangen zuckten, aber er sprach nicht weiter. «Ich gehe dann mal runter.» Er küsste sie schnell aufs Haar, warf einen Blick auf Rosa, die sich in ihrem neuen Bett eingerollt hatte und von der nur die dunklen Locken unter der Decke hervorschauten, dann zog er die Tür hinter sich zu.

Alice kroch zwischen die Laken und lauschte auf Rosas ruhiger werdenden Atem. Durch das Fenster konnte sie die Wetterfahne sehen, den Holsten-Ritter, der auf dem Dach der Brauerei saß und den Himmel bewachte. Lange lag sie da, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und starrte hinaus. Nach dem Schnee war der Himmel sternenklar, es war vollkommen windstill, und mit einem Mal stahl sich ein Lächeln in ihr Gesicht. Man konnte wirklich die Pferde schnauben hören.

Sie hatten es geschafft. In der Dunkelheit um sie her schienen sich die Konturen ihres neuen Lebens abzuzeichnen, lautlos neue Möglichkeiten zusammenzusetzen. Irgendwann schloss sie die Augen. Und als sie einschlief, dachte sie an John. Es hatte sich falsch angefühlt, dass er gegangen war.

Als gehörte er zu ihnen.

Einen Moment erlaubte sie sich, darüber nachzudenken, wie es sein könnte, wenn er einfach ein Mann wäre und sie einfach eine Frau. Wenn Geld, Vergangenheit, Unterschiede in Bildung und Klasse keine Rolle spielen würden.

Aber so war die Welt nicht.

Es war nur eine Fantasie.

* * *

Er trat gegen die Tür, und sie knallte an die Wand. Verdutzt sah Henk sich in der leeren Wohnung um, warf einen Blick auf die Uhr. Wo steckten die beiden? Es war viel zu spät für Rosa, um noch draußen unterwegs zu sein. Müde wischte er sich über den Mund. Er hatte die letzten vier Stunden in der Wirtschaft verbracht, sein Sichtfeld war verschwommen, sein Kopf dröhnte. Hungrig trat er an den Herd, aber die Töpfe waren leer, das Feuer heruntergebrannt. Wütend schmiss er den Deckel auf die Pfanne, sie rutschte von der Platte und landete scheppernd auf dem Boden. Mit saurem Geschmack auf der Zunge tappte er ins Schlafzimmer. Das Wasser in der Waschschüssel roch modrig. Er bespritzte sich das Gesicht, schälte sich mühsam aus seiner Hose und fiel der Länge nach aufs Bett. Wie lange war er schon nicht mehr in der Badeanstalt gewesen? Zwei Wochen? Drei? Henk starrte an die sich drehende Decke. Er fragte sich, wo die beiden waren, ob er es vergessen oder nie gewusst hatte. Ob er sich Gedanken machen sollte. Dann schlief er ein.

Von einem Hämmern wachte er wieder auf. Einen Moment meinte er, die lauten Schläge befänden sich nur in seinem Kopf. Unwillig grunzend schob er den Unterarm über die Augen, um das Tageslicht fernzuhalten, das ihm Löcher ins Hirn brannte. Aber das Hämmern blieb, ein beständiges, nervtötendes Wummern, das ihn schließlich blinzelnd den Kopf heben ließ.

«Was zur Hölle», knurrte er, als ihm klar wurde, dass es von der Tür kam. Dann setzte sein Herz mehrere Schläge aus, als er verstand, dass der nächste

Tag angebrochen und das Bett neben ihm leer und unbenutzt war. «Alice.» Mit einem Satz sprang er in die Höhe. Er stolperte, verfing sich mit einem Fuß im Bettlaken, stieß sich die Zehen am Nachttisch, fluchte laut. Auch die Küche war leer, die Bank nicht zum Bett hergerichtet worden.

Sie waren nicht nach Hause gekommen.

Er humpelte zur Tür. Kurz bevor er öffnete, schoss ihm die Erinnerung an den Vermieter ins Gedächtnis, und er hielt inne. «Wer ist da?», rief er durch das Holz.

«Herr Bloom? Ich habe eine Nachricht für Sie. Vom Landgericht.»

Diese verdammte Ratte von Vermieter. Henk spürte, wie ihn vor Schreck ein Schauer überrieselte. Er hatte doch bezahlt! Zwar zwei Monate zu spät, aber er hatte bezahlt. Oder hatte noch etwas gefehlt? Er war sich plötzlich nicht mehr ganz sicher, er steckte meistens nur die Umschläge in den Kasten und verzog sich dann rasch wieder, bevor es zu einer Auseinandersetzung kommen konnte. In seinem Magen gurgelte es gefährlich, er musste ganz dringend die Waschräume aufsuchen, aber die waren ein Stockwerk weiter unten, und zwischen ihm und der dringend notwendigen Erleichterung stand nun dieser Mann da draußen. Im Treppenhaus blieb es still. Vielleicht träumte er noch? Er spürte, wie ihm schwindelig wurde. Wenn sie aus der Wohnung geklagt wurden, würde er so schnell nichts Neues bekommen, niemand wollte jemanden, der seine Miete nicht zahlte, und Schausteller waren aufgrund des Fluchtrisikos nicht unbedingt beliebt. Und Alice hatte ihre Arbeit verloren, sie verdienten momentan ja nicht einmal genug, um über die Runden zu kommen.

Es klopfte erneut, und seine Hoffnung, es könne sich doch nur um einen alkoholgenährten Albtraum handeln, zerplatzte.

«Herr Bloom!» Die Stimme war nun hörbar mit ihrer Geduld am Ende. «Wenn Sie nicht öffnen, muss ich mit einem Wachmann wiederkommen.»

Sein Magen gurgelte wieder. Mit einem unwilligen Knurren schob er den Riegel zur Seite. Der kleine Mann, der aus dem Schatten des Flurs auf ihn zutrat, war ihm vollkommen unbekannt.

«Herr Bloom? Ich habe ein gerichtliches Schreiben für Sie, das ich hiermit offiziell und im Beisein einer Zeugin zustelle.»

Plötzlich gewahrte er Frau Westram im Dunkeln hinter dem Mann. Ihr Arm steckte in einer Schlinge. Misstrauisch blinzelte sie ihn aus ihren kleinen schwarzen Augen an, ohne etwas zu sagen.

Mit unbeweglicher Miene überreichte der Bote ihm einen Umschlag. «Es empfiehlt sich, den Inhalt in meinem Beisein zu lesen, falls Sie Fragen haben. Sind Sie des Lesens mächtig?»

«Ich hab die nächste Miete schon beisammen», blaffte er. «Konnte sie nur noch nicht abliefern.»

Wortlos hielt der merkwürdige Briefträger ihm das Schreiben entgegen.

Henk blinzelte verständnislos. Die beiden starrten ihn nur weiter an, und schließlich riss er den Umschlag auf.

Behufs Ihrer Vertretung in dem von Ihrer Ehefrau gegen Sie eingeleiteten Ehescheidungsprozess bin ich zu Ihrem Anwalt bestellt worden. Sie wollen daher in den nächsten Tagen zwischen sechs und acht Uhr abends nach meinem Geschäftszimmer, Herrengraben 55, sich bemühen, um in dieser Sache Rücksprache mit mir zu nehmen.

Rechtsanwalt E. Harbke

Fassungslos starrte er auf die Buchstaben. Sein Hirn brauchte einen Moment, um zu verstehen. «Was?», flüsterte er. «Was?» Um ihn drehte sich alles.

Ehescheidung?

Er musste den Inhalt des Briefes dreimal lesen, um sicher zu sein, dass er nicht halluzinierte.

«Sagen Sie, wenn Sie Ihre Post nicht entziffern können. Den hier habe ich auch noch für Sie.» Der Mann hielt ihm ein weiteres Schreiben entgegen. «Das Verfahren wurde bereits eingeleitet. Ich habe schon gestern versucht, Sie zu erreichen. Aber Sie waren wohl andernorts beschäftigt.» Er musterte ihn abschätzig, sein Blick glitt an ihm hinab, und Verachtung stahl sich in seine Züge.

Siedend heiß wurde Henk bewusst, dass er in langer Unterhose dand, sein Hemd hatte Schweißflecken, und sogar er konnte jetzt riechen, dass es ihm guttun würde, die Badeanstalt aufzusuchen. Alice ... Wer war dieser Anwalt? Und was war wohin eingeleitet? In seinem Kopf drehte sich alles.

«Wird natürlich alles protokolliert, auch die Zustellungsversuche. Sehen Sie besser zu, dass Sie erscheinen, es macht keinen guten Eindruck, wenn man unentschuldigt ausbleibt. Wenn ich Ihnen eine persönliche Empfehlung geben darf ...» Die Mundwinkel des Herrn zogen sich nach unten. «Richten Sie sich ein wenig her.» Der Mann hielt ihm noch ein drittes Papier entgegen.

«Unterschreiben Sie bitte hier!»

«Ich unterschreibe gar nichts!» Hastig schob er dem Mann das Papier wieder entgegen.

Der verzog keine Miene. «Wenn Sie nicht unterschreiben und auch nicht erscheinen, fällt der Urteilsspruch zugunsten des Klägers aus.»

«Aber ...»

Jetzt trat Frau Westram hinter dem Boten hervor. «Sie ist abgehauen. Hat die Koffer gepackt und ist auf und davon.» Ihre Augen sprühten geradezu vor Sensationsgier. «Ich hab's selbst gesehen.»

«Sie ist ... was?» Vollkommen überrumpelt stand er da, konnte sich nicht bewegen.

«Na, sie ist doch direkt in mich reingerannt. Der hab ich das doch zu verdanken!» Die Alte hielt den Arm hoch.

Es war zu viel auf einmal, er verstand gar nichts mehr. «Aber was soll ich ... Ich hab kein Geld. Und ich werde niemals ...»

«Gehen Sie zu dem Termin. Dort wird Ihnen der zugewiesene Anwalt alles erklären», schnarrte der Mann, der ihren Austausch ohne erkennbare Emotion verfolgt hatte. «Der Verlierer trägt die Prozesskosten. Ihre Unterschrift, wenn ich bitten darf.»

Wie betäubt griff Henk nach dem Stift und unterschrieb.

Ohne ein weiteres Wort drehte der Gerichtsbote sich um und stieg mit raschen Schritten die Treppe hinab. Die Ratten quiekten. «Unfassbar. Wie das hier stinkt», murmelte er im Weggehen. «Kein Wunder, dass sie abgehauen ist.»

Er fragte sich, ob er so viel gesoffen hatte, dass er nicht mehr zwischen Traum und Realität unterscheiden konnte. Es war, als wäre der Boden aus der Welt gefallen. *Ehescheidungsprozess* ... Allein das Wort schien ihm absurd. Die Ehe war für immer. Nicht einmal in seiner wildesten Vorstellung hätte er es für möglich gehalten, dass sie so etwas tun würde. Henk starrte auf das Papier. Seine Hand zitterte. Diese Schlange. Wie hatte sie das geschafft, woher wusste sie überhaupt, wohin sie gehen, wen sie fragen musste? Woher wollte sie das Geld nehmen? Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der durch ihn hindurchfuhr wie ein Blitz: Wenn sie sich scheiden lassen wollte, dann wollte sie auch Rosa.

«Sie hat sich 'nen Anwalt geholt. Er war hier!» Frau Westram hatte er für einen Moment vollkommen vergessen, obwohl sie direkt vor ihm stand. Vor Sensationsgier plusterte sie sich auf wie ein Huhn. «Sah gut aus! Groß, stattlich. Ja, er war hier, im feinen Anzug, ich habe ihn selbst gesehen.»

Henk starrte sie an, ohne sie zu sehen. Seine Finger krampften sich um das Papier. Ein Prozess? Wenn der Verlierer zahlen musste, dann würde er alles daransetzen, um ihn zu gewinnen. Dann musste sie blechen. Aber wie? Es gab nur eine Antwort auf diese Frage: Sie hatte heimlich die ganze Zeit über Geld beiseitegeschafft. Hatte von langer Hand geplant, ihn zu hintergehen. Oder sie hatte einen anderen. Der Gedanke brachte seinen Nacken zum Prickeln. Er presste eine Hand auf den Magen, als dieser sich ohne Vorwarnung hob und dann so stark zusammenkrampfte, dass ihn ein stechender Schmerz durchzuckte. So musste es sein. Sie hatte einen anderen. Und dieser andere Mann gab ihr das Geld, um sich von ihm scheiden zu lassen.

Dieses heimtückische Miststück.

Er ließ Frau Westram im Flur stehen und schlug die Tür hinter sich zu. Schwerfällig schlurfte er zurück ins Schlafzimmer, wo er sich aufs Bett fallen ließ. Das Dröhnen in seinem Kopf war schlimmer geworden, sein Zeh wummerte, die Wut nahm ihm die Fähigkeit, klar zu denken. Er wusste nicht, wohin mit sich. Zu seinem Entsetzen spürte er, wie plötzlich sein Unterkiefer zu zittern anfang, dann sein Mund, dann sein ganzes Gesicht. Und schließlich begann er, haltlos zu schluchzen.

Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt geweint hatte, aber jetzt brach es aus ihm heraus. Denn eines war ihm soeben klar geworden. Rosa konnte er vielleicht gewinnen. Alice jedoch würde er verlieren. Hatte sie schon verloren. Und auch wenn er sie hasste, war die Vorstellung, sie könnte nicht mehr Teil seines Lebens sein, nicht zu ertragen.

Es war schlicht nicht denkbar.

«**E**inen Moment!» Rasch raffte John die kleinen Tischkarten vor sich zu einem Haufen zusammen. Evelyn hatte ihm die unlösbare Aufgabe zugeteilt, aus den zehn verschiedenen wählbaren Blumenmustern das Beste für die Hochzeitstafel auszusuchen. «Bitte entscheide du, für mich sehen sie alle gleich aus», hatte sie gelacht. Sein notorisch schlechtes Gewissen, was Evelyn anging, die er in den letzten Wochen kaum zu Gesicht bekommen hatte, war sicherlich mit schuld daran, dass er seit zehn Minuten mit gerunzelter Stirn die Karten auf seinem Schreibtisch hin und her schob. Aber Evelyn hatte recht. Sie sahen alle vollkommen gleich aus. «Gut. Dann diese!», sagte er zu sich selbst. Einem Impuls folgend, zog er eine der Tischkarten aus dem Stapel und legte sie beiseite. Mit Rosen konnte man nichts falsch machen, hatte er mal gehört. Erleichtert sah er auf. «Herein.»

Er hatte erwartet, Birgit zu sehen. Als die Tür aufging und stattdessen Marlies eintrat, stand er abrupt auf.

«John!» Ihr Lächeln verursachte ihm Gänsehaut, es wirkte so freudlos, dass es einer Grimasse glich. «Die Sekretärin hat mich hergeführt. Hier arbeitest du also.» Mit gewohnt kühlem Gesichtsausdruck sah seine Schwägerin sich im Büro um. Es war seltsam, sie hier zu sehen, zwischen den dunklen Büchern und Akten sah sie überladen aus wie ein Weihnachtsbaum.

«Marlies.» Er trat um den Schreibtisch herum auf sie zu. «Was verschafft mir die Ehre?» Ihre Lippen waren für seinen Geschmack viel zu rot für einen Mittwochmorgen. Er trat einen Schritt zurück, als ihn die Wolke ihres Parfums einhüllte.

«Ich muss mit dir sprechen.» Er schob ihr den Stuhl hin, und mit einem dieser Blicke, die er nicht deuten konnte, setzte sie sich. Wie zufällig streifte ihre Hand dabei seinen Arm. «Die Brille steht dir.»

«Warum bist du hier, Marlies?» Gerade hatte er wirklich genug Probleme. Anscheinend stand ihm seine Ungeduld ins Gesicht geschrieben, denn plötzlich fiel auch der letzte Rest des unechten Lächelns von ihr ab.

Sie zog die Handschuhe aus. «Es ist eine unangenehme Angelegenheit, fürchte ich. Ich habe vor Kurzem zufällig eine Unterhaltung mitgehört.» Sie zögerte. «In der Bank.»

John runzelte die Stirn. «Du warst in der Bank?»

«Ich war mit Julius im Fährhaus verabredet. Aber er hatte ein Telegramm geschickt, dass er sich verspäten würde.»

John lehnte sich zurück, verschränkte die Arme vor der Brust. «Und?», fragte er ruhig, obwohl sich bereits jetzt alles in ihm anspannte. Dieser Auftakt ließ nichts Gutes erwarten.

«Und ich bin hingefahren, um ihn abzuholen.» Sie sah ihn an, ohne zu blinzeln. Plötzlich wusste er, was sie sagen würde. «Julius wird die Brauerei abstoßen, John. Er hat bereits Schritte in die Wege geleitet.» Entschuldigend hob sie die Schultern. «Ich dachte, du solltest das erfahren.» Sie lächelte steif. «Schließlich weiß ich, wie sehr ihr an dem Bier hängt.»

John hatte keinerlei Zweifel, dass sie die Wahrheit sagte. Einen Moment presste er die Finger so fest gegen die Schläfen, dass es wehtat. Er musste sich sammeln, musste in Ruhe nachdenken. «Er kann die Brauerei nicht abstoßen. Dazu braucht er Vaters Genehmigung.» Es wunderte ihn, wie ruhig er klang.

Sie zuckte mit den Achseln. «Wenn du mich fragst, findet er Mittel und Wege, um das zu umgehen. Unterschriften kann man schließlich fälschen. Es hat sich angehört, als wäre es so gut wie in trockenen Tüchern. Wenn Theodor zu krank ist, um etwas mitzubekommen, ist es für Julius ein Leichtes, ihn zu übergehen. Er wird ihn einfach vor vollendete Tatsachen stellen. Was soll dein Vater dann unternehmen, leidend, wie er ist?»

«Aber, das würde er niemals ...» John stockte mitten im Satz. Würde er niemals? Er stand auf und ging ans Fenster. In seinem Kopf herrschte Chaos. «Was hast du noch gehört?»

Sie erhob sich ebenfalls, trat neben ihn. Er musste dem Drang widerstehen, von ihr abzurücken. «Ich habe gehört, wie er das freigesetzte Geld investieren will, sobald er die Brauerei los ist.»

Dieses Mal war es keine Überraschung. «Rüstung ...», sagte er leise.

Sie nickte kaum merklich. «Er denkt, dass es Krieg gibt. Euer Großvater hat es ihm eingeredet.»

Er hätte gerne die Stirn gegen das kühle Glas gepresst und die Augen geschlossen. «Gott, auch das noch.» Hinter seinen Schläfen begann es leise zu pochen. «Danke, Marlies.» Er räusperte sich, straffte die Schultern. «Danke, dass du hergekommen bist. Ich kümmere mich.»

Sie nickte wieder, schaute dabei aus dem Fenster und sah aus, als hätte sie bereits wieder vergessen, warum sie hier war. Die Sonne fing sich in ihren

hellblonden Haaren, ließ sie beinahe weiß wirken. John musterte sie prüfend. Sie wirkte so gefühllos. Gab es überhaupt etwas auf dieser Welt, das ihr wirklich etwas bedeutete? Wie zum Teufel hatte Julius sich in diese Frau verliebt?

Plötzlich wandte sie sich zu ihm um. «Er darf nicht wissen, dass ich hier war.»

Er stutzte. «Aber, wie soll ich ...?»

Sie schüttelte den Kopf und griff nach seinem Arm. «Du weißt nicht, wie er sein kann. Ich habe es dir nur erzählt, weil ich ... Du darfst es ihm nicht sagen. Auf keinen Fall.»

«Marlies, ich *muss* es ihm sagen.» Sanft, aber bestimmt löste er den Klammergriff ihrer Finger. «Ich werde es so darstellen, als hättest du es mir aus Versehen gesagt. Eine beiläufige Bemerkung, die mich hat aufhorchen lassen.»

«Nein, ich ...»

«Ich muss», unterbrach er fest. Als sie erneut protestieren wollte, ging er zur Tür und hielt sie ihr auf. «Marlies, ich danke dir sehr. Du hast unsere Familie vielleicht vor einem großen Unglück bewahrt. Ich will nicht unhöflich sein, aber ich muss mich jetzt so schnell wie möglich um die Angelegenheit kümmern.»

Sie rührte sich nicht.

John seufzte tief. «Es wird nichts geschehen, du wirst nicht als Schuldige dastehen.»

Zögernd trat sie auf ihn zu. «Versprichst du es?»

«Natürlich!» Er musste an sich halten, sie nicht aus der Tür zu schieben, zwang sich zu einem beruhigenden Lächeln.

Ihr Gesicht wurde weicher. Direkt vor ihm blieb sie stehen. Warum kam sie ihm immer viel zu nahe? «Ich habe es dir gesagt, weil ich dachte ...» Sie trat noch ein Stück näher. «Weil ich nicht wollte ...»

Verwirrt sah er sie an. Ihr Mund öffnete sich, da war etwas in ihrem Blick, das er ...

«Herr Reeve?»

Marlies' Kopf flog herum.

John war selten so erleichtert gewesen, seine Sekretärin zu sehen.

«Gregorio möchte Sie sprechen. Es ist dringend.» Birgits Blick wanderte interessiert an Marlies entlang, blieb kurz bei ihren roten Lippen hängen.

«Natürlich, ich komme sofort! Wir ... sehen uns daheim?», fragte er rasch in Marlies' Richtung, als wäre dieser seltsame Moment eben nie geschehen.

Sie wirkte wieder wie versteinert. «Ja, ich ... Sicher.»

«Vergessen Sie nicht Ihre Handschuhe!» Birgit trat an den Schreibtisch und reichte sie ihr.

Marlies riss sie ihr geradezu aus den Händen. «Danke», schnappte sie. Einen Moment lang sah sie ihn an. Sie wirkte eindeutig enttäuscht. Ihr Mund öffnete sich, als wollte sie noch etwas sagen. Dann stürmte sie ohne ein weiteres Wort zur Tür hinaus.

«Ihre Schwägerin? Was ist mit ihr?» Birgit lehnte sich mit verschränkten Armen vor, um mit den Augen zu verfolgen, wie Marlies am Ende des Gangs mit dem großen Portal kämpfte. Der Pförtner eilte herbei, um ihr zu helfen, sie bedankte sich nicht, sondern rauschte grußlos an ihm vorbei nach draußen.

John schüttelte den Kopf. «Ich habe keine Ahnung.» Auch er sah ihr nach. «Sie war schon immer ein bisschen seltsam.»

* * *

«Woher weißt du davon?» John öffnete den Mund, aber Julius kam ihm zuvor. «Marlies. Ich konnte ihr ansehen, dass sie zu viel gehört hat.» Er schnaubte leise. «Dass sie allerdings direkt zu dir rennt, hätte ich nicht mal ihr zugetraut. Aber ich schätze, es ergibt nur Sinn. Sie tut alles, um mir eins auszuwischen.» Jetzt verzog sich sein Gesicht zu einem bitteren Grinsen. «Nun. Was soll ich sagen?» Er hob die Hände. «Sie hat richtig gehört.»

John war sofort in die Bank gefahren. Julius hatte fürs Erste Theodors Büro dort übernommen, sein Bruder stand vor dem Panoramafenster, hinter ihm glitzerte die Alster. «Das kann nicht dein Ernst sein.» Er hatte sich fest vorgenommen, ruhig zu bleiben, Julius anzuhören, seiner Wut und Enttäuschung nicht Luft zu machen. Es würde nichts bringen. Aber er spürte, wie es in ihm kochte.

Das Grinsen auf dem Gesicht seines Bruders blieb. «Ich werde die Brauerei abstoßen. Aber noch nicht jetzt. Hör zu, beruhige dich», setzte er hinzu, als er seine Miene sah. «Wir müssen aufhören, uns etwas vorzumachen. Vater wird nicht in die Bank zurückkommen. Du siehst doch, wie es ihm geht, er zerfällt uns buchstäblich vor den Augen.»

John schluckte hart.

«Selbst wenn er sich erholt – unwahrscheinlich, wenn wir nicht einmal wissen, was er hat –, aber selbst wenn, wird es dauern. Blanches Engagement in allen Ehren, aber du glaubst doch nicht wirklich, dass diese Frau ihm helfen kann. Ich treffe jetzt die Entscheidungen. Und ich brauche das Geld.» Julius begann, auf und ab zu tigern, wie es seine Art war, wenn ihn etwas beschäftigte. Er roch nach Schweiß.

«Wofür?» John schüttelte den Kopf. Er setzte sich, um der Atmosphäre etwas von ihrer Spannung zu nehmen. «Was hast du vor?», fragte er scheinbar ruhig.

«Weißt du, was im Kriegsfall passieren wird?», entgegnete Julius anstelle einer Antwort und blieb stehen. Seine Augen glänzten. «Weißt du, wie schlecht Deutschland finanziell vorbereitet ist?»

Trotz aller guten Vorsätze hatte John Mühe, sich zu kontrollieren. Er hätte seinen Bruder gerne geschüttelt. Sah er denn nicht, was er hier anrichtete? «Julius!», mahnte er, aber der sprach schon weiter, in der Stimme einen nervösen, drängenden Unterton, der ihm beinahe manisch vorkam.

«Weißt du, wie viele Milliarden ein Krieg verschlingen kann? Der Reichskriegsschatz ist mit gerade mal zweihundertvierzig Millionen bestückt. Zweihundertvierzig! Das wird nicht einmal eine Woche reichen. Wir müssten die Akzeptkredite bei den ausländischen Banken alle auf einmal wieder reinkriegen. Frankreich und Russland nähern sich immer weiter an. Ist dir klar, wie viele Kredite wir allein bei den Russen haben?»

«Nein, es ist mir nicht klar», sagte er, stand wieder auf und verschränkte die Arme vor der Brust. Mit einem Mal überrollte ihn eine große Erschöpfung. Was passiert mit uns, dachte er.

«Genau!», rief Julius, den Johns Ruhe bei einem Streit schon immer mehr als alles andere aus der Fassung gebracht hatte. «Es ist dir nicht klar! Du hast keine Ahnung.» Er schoss plötzlich auf ihn zu und bohrte ihm mit jedem Wort den Zeigefinger tiefer in die Brust. «Es hat dich nie interessiert. Du sitzt in deiner kleinen Kanzlei und machst dir ein schönes, gemütliches Leben. Und trotzdem willst du mir sagen, wie ich unser Unternehmen zu führen habe!»

John ließ sich von Julius' bohrendem Finger keinen Millimeter zurückdrängen. Es stimmte ja, er machte sich ein schönes Leben, auch wenn er es nicht unbedingt gemütlich genannt hätte. Er war genauso ehrgeizig wie Julius. Aber ihm fehlte dabei der Fanatismus, die Gier nach Großem. «Ich will

sagen, dass du ...», setzte er an, aber Julius drehte sich weg, begann wieder, vor dem Fenster auf und ab zu laufen.

«Wir könnten nur noch Geschäfte mit dem unbeteiligten Ausland machen. Und was, wenn die Amerikaner auch eintreten? Was, wenn Dänemark eintritt?», sprach er weiter, als hätte John nichts gesagt.

«Julius!», brüllte John, und kurz schien sein Bruder tatsächlich erschrocken. Er fuhr herum, starrte ihn verblüfft an. «Jetzt hörst du mir zu!» John fasste ihn an den Schultern. Die Geste sollte beruhigend wirken, doch Julius zuckte zurück, als hätte er ihn verbrannt. «Julius», setzte John noch einmal an, hob die Hände in einer Geste, die zu Frieden mahnen sollte, und senkte sie diesmal langsam wieder auf die Schultern seines Bruders. «Es wird keinen Krieg geben!»

In Julius' Augen glühte die Verachtung. Seine Worte drangen nicht zu ihm durch. Trotzdem sprach John weiter. «England verhandelt über einen Flottenbaustopp. Alles ist dabei, sich zu beruhigen. Ich gebe zu, in den letzten Jahren hat es oft genug nicht gut ausgesehen ...»

Julius schüttelte den Kopf. «John!», antwortete er leise, als wäre er einfach zu dumm, um zu verstehen. Er fasste seine Handgelenke und drückte ihn von sich weg. «John, John, John ... Ich weiß, du denkst, du bist unfehlbar. Du denkst, du könntest dich niemals irren, du durchschaust alles, kannst alles, bist auf alles vorbereitet.» Sein Blick war so kalt. John konnte es nicht fassen, wie er mit ihm sprach. Wann war das passiert, wann war es zwischen ihnen so geworden? «Aber bald schon wird der Tag kommen, an dem du feststellst, dass du falschliegst, Bruderherz. Es wird einen Zweifrontenkrieg geben. Hör auf meine Worte. Vielleicht nicht heute und nicht morgen. Aber nächstes Jahr oder in zwei Jahren. Mag sein, in drei. Er wird kommen.» Er zögerte. «Großvater stimmt mir übrigens zu. Auch er hält die Brauerei für Geldverschwendung.»

Das überraschte ihn wirklich. «Du hast mit Großvater darüber gesprochen?»

«Warum nicht?», blaffte Julius.

«Zum Beispiel, weil er keine Ahnung von der Brauerei hat!», knurrte John. «Und du hast Vater kein Wort gesagt?»

«Er ist nicht da, verstehst du nicht? Er ist nicht ansprechbar für diese Dinge», schrie Julius. Einen Moment lang starrten sie sich an, Julius schien erschrocken über sich selbst. Dann atmete er tief durch, versuchte sichtlich,

sich zu beruhigen. «Wir dürfen ihn nicht noch mehr anstrengen, das hat Dr. Blaustin mehr als deutlich gemacht. Ich entscheide jetzt. Bei mir liegt die Verantwortung. Und ich werde verdammt noch mal tun, was ich für sinnvoll halte, ob es dir gefällt oder nicht. Für dich macht es doch ohnehin keinen Unterschied.»

John wusste, dass er jetzt mit Fingerspitzengefühl vorgehen musste, wenn Julius sich nicht völlig vor ihm verschließen sollte. «Ich bitte dich, noch zu warten», sagte er, so eindringlich er konnte.

«Bis wann?», fragte Julius schnippisch. «Bis er stirbt?»

John zuckte zurück. «Bis er wieder auf dem Damm ist», erwiderte er scharf.

Julius nickte. «Ich habe ja gesagt, jetzt ist es zu früh. Aber ewig werde ich nicht warten, John. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Irgendwann wirst du begreifen, dass ich recht habe.» Mit einem letzten, halb warnenden, halb zornigen Blick wandte er sich ab und ging zur Tür. «Ich habe Termine. Du findest selbst hinaus.»

Die Tür fiel zu, und Stille breitete sich im Raum aus. John stand da, ohne sich zu bewegen. Sein Puls hämmerte. Er war sicher, dass Julius bluffte. Er spuckte nur heiße Luft. Und natürlich hatte John zumindest theoretisch auch noch ein Wörtchen mitzureden. Seine Firmenanteile beliefen sich auf knappe 300000 Mark, während die von Julius, zumindest nach seinem jetzigen Stand, etwa 2,5 Millionen betrugen. Ein Bruchteil – aber er hatte ein Mitspracherecht, und Familie war Familie. Zugleich wusste er, dass Julius sicher Wege finden würde, ihn zu umgehen.

Wenn er jetzt Theodor einbezog, würde der mit Sicherheit einen Herzschlag erleiden. Er durfte nicht die Pferde scheu machen, wenn nicht wirklich akute Gefahr bestand. Trotzdem war es kaum auszuhalten, einfach nichts zu tun.

John glaubte nicht an einen Krieg, und er würde alles tun, um Julius von seinem wahnwitzigen Vorhaben abzubringen. Schwer ließ er sich in einen Sessel fallen. Oder irrte er sich? Hatte Julius am Ende recht, und er war zu beschäftigt mit seinen eigenen Sorgen, um den nötigen Weitblick aufzubringen? Manchmal glaubte auch er, dass ein Krieg vielleicht die einzige Lösung war, um in Europa etwas zu verändern. Laut sagte er es nicht, aber seiner Meinung nach lag der Weg zu wirklichem Fortschritt, wirklicher Veränderung in einer liberalen, demokratischen Bewegung. Und der Kaiser würde sich ganz sicher nicht selbst abschaffen ...

Selbst wenn. Der Krieg war nur ein Vorwand, ein Mittel zum Zweck. Er kannte Julius schließlich sein Leben lang. Diese Gier nach mehr hatte schon immer in ihm gesteckt.

Ein seltsames Gefühl hatte von John Besitz ergriffen. Ein Gefühl von drohendem Unheil, so stark, dass er dem Drang widerstehen musste, seinem Bruder nachzurrennen. Er hatte unterschätzt, wie sehr Julius ihm übel nahm, dass er nicht in die Firma eingestiegen war. Es war verrückt, Julius *wollte* die Bank alleine leiten, er wollte allen zeigen, wozu er fähig war. Trotzdem verachtete er John dafür, dass er seinen eigenen Weg gegangen war.

* * *

Es war klirrend kalt. Der Mond stand über den Türmen der Brauerei, die Wetterfahne drehte sich im Wind, als könnte sie sich nicht für eine Richtung entscheiden.

John parkte vor dem Stall und stieg aus. Er schickte einen stummen Gruß an seinen Großvater in Richtung Dach, bevor er mit beiden Händen das große Rolltor zur Seite schob. Für einen Augenblick wähnte er sich allein, dann bemerkte er ihn.

Jaris Nord stand im Schatten neben einem der riesigen Hengste. Abwartend sah er John entgegen, als hätte er mit seinem Besuch gerechnet. Er grüßte verhalten. Jaris nickte, erwiderte den Gruß aber nicht.

«Sind die beiden oben?» John trat an die Box.

«Alice arbeitet, sie hat Rosa zu Marietta gebracht, einer alten Freundin. Sie lebt in Eimsbüttel, das ist ja nicht weit.»

«Danke.» Er hätte es sich denken können. «Dann komme ich ein andermal wieder.» Sofort durchzuckte ihn Sorge. Er hatte Vorkehrungen getroffen und ein paar der Männer, die in der Halle arbeiteten, dafür bezahlt, dass ihr nichts zustieß. Sie brauchte davon nichts zu erfahren. Aber ohne diese Maßnahme hätte er keine Minute in Ruhe arbeiten können. Trotzdem gefiel es ihm nicht, dass sie dort war, inmitten von Männern, die fast alle mit Henk verwandt waren. Geld konnte vieles regeln, er hatte einiges hingeblickt dafür, dass die Arbeiter die Familienbande missachteten und sie bewachten. Zwar war Henk bei seinen Verwandten nicht unbedingt beliebt, doch ein Restrisiko blieb. Gott, er war viel zu involviert. Er musste es schaffen, sich abzugrenzen. Es ging so nicht weiter.

«Was wollen Sie von meiner Schwester?» Der Ton war nicht aggressiv, es klang, als wollte Jaris es wirklich wissen. Trotzdem hörte John die Drohung aus jedem Wort.

Er blieb stehen, drehte sich langsam wieder um. «Ich bin ihr Anwalt.»

Jaris nickte, legte dem Pferd eine Hand auf die Flanke. «Machen Sie oft Hausbesuche?»

John hob eine Braue. «Es ist eine besondere Situation.»

«Sicher.» Immer noch war der Ton freundlich. «Und meine Schwester ist eine besondere Frau.»

«Das weiß ich.»

«Eine Frau, die schon sehr viel mitgemacht hat.»

«Auch das weiß ich.»

«Wissen Sie das?», fragte Jaris mit einem Mal scharf.

John verschränkte die Arme. «Wollen Sie mir etwas sagen, Herr Nord?»

Jaris kam einen Schritt näher, und John war froh über die Boxenwand zwischen ihnen. «Sie wissen gar nichts. Egal was sie Ihnen erzählt hat, ich garantiere Ihnen, es ist nicht einmal die Hälfte der Wahrheit.» Schnaubend trat der Hengst neben Jaris, streckte seinen Kopf über das Gatter zu John hinaus, und mit einem wütenden Ruck am Halfter zog Jaris ihn zurück, als wollte er sagen: Halt dich fern von ihm. «Sie muss zur Ruhe kommen.»

Er verstand den Mann. Wäre er an seiner Stelle, er würde jetzt genauso hier stehen und seine Schwester verteidigen. Himmel, wahrscheinlich hätte er sich längst am Kragen gepackt und aus dem Stall geschleift. «Genau dabei helfe ich ihr.»

Jaris wartete einen Moment, bevor er antwortete. «Das hoffe ich», sagte er leise. «Für Sie.»

John drehte sich um und ging. Der Blick, mit dem Jaris ihm nachsah, brannte ihm im Nacken. Aber am schlimmsten war, dass er sich selbst nicht mehr vertraute. Natürlich wollte er ihr helfen. Er wollte sie beschützen, er wollte, dass sie zur Ruhe kam. Auf keinen Fall wollte er ihr noch mehr Probleme bereiten. Aber er neigte nicht dazu, sich selbst zu belügen.

Sie brachte ihn um den Verstand.

* * *

Alice nahm weder die Geräusche um sich herum wahr noch die kaltblaue Wintersonne, deren Licht langsam durch die Halle wanderte. Abwesend kaute sie etwas Brot, aß eine Pflaume, die sie in der linken Hand hielt, damit die rechte den Pinsel nicht loslassen musste. Aber auch ihre Finger waren voller Farbe, sie malte mit den Händen genauso wie mit dem Pinsel, benutzte die Fingerkuppen, um zu verschmieren, zu verwischen, zu formen, und selbst während sie aß, hörte sie nicht auf. Sie schmeckte die Pigmente auf der Zunge. Als sie schließlich mit einer Mischung aus Erleichterung und Bedauern von der Wand zurücktrat, war ihr, als wäre sie aus der Welt getaucht und nun zurückgekommen. Ein bisschen verändert, ein bisschen ruhiger, ein bisschen mehr sie selbst. Malen hatte immer diese Wirkung auf sie. Deswegen hatte Henk es gehasst. Er hatte gesehen, wie glücklich es sie machte, wie es sie fortzog, weg von ihm, aus der gemeinsamen Realität. Es hatte nur ihr gehört. Und das konnte er nicht ertragen.

Sie wischte die Pinsel an einem Tuch ab und strich sich die Haare aus der Stirn. Es fühlte sich an, als wäre ihr Körper von einem warmen Summen erfüllt. Erst jetzt sah sie ihr Werk in seiner vollen Gänze, nicht nur die einzelnen Pinselstriche, die Schattierungen und Farbverläufe. Wie immer, wenn sie mit dem Malen fertig war, war sie ein bisschen schockiert. Das war aus ihr herausgekommen? Hatte sich einfach materialisiert, war aus ihrem Kopf in die Wirklichkeit geflossen? Es war immer wieder ein kleines Wunder. Ein großes Wunder.

Ein Talent.

Wenn sie malte, wurde sie zu einem anderen Menschen. Anspannung und Sorge schienen vollkommen von ihr gewichen, verwandelten ihr Gesicht. Er hatte sie noch nie so ruhig gesehen, so friedvoll. John stand in der kalten Halle und beobachtete sie. Alice kniete auf einem Podest vor der Holzwand, die Röcke ihres Kleides um sich ausgebreitet. Sie trug mehrere Pullover übereinander, ihre Nase war rot vor Kälte, die dunklen Haare fielen ihr offen über den Rücken. Sie war vollkommen versunken. Um sie her wurde geschweift und gehämmert, Männer brüllten sich Anweisungen zu, es stank nach Beize und Farbe, aber sie schien nichts davon mitzubekommen. Er hätte sie ewig beobachten können.

Leider kam er mit schlechten Neuigkeiten. Und die konnten nicht warten. Er räusperte sich, und sie fuhr herum.

«John!»

Er bekam eine Gänsehaut, als sie seinen Namen sagte. Dass sie bei seinem Anblick lächelte, machte es nicht besser. Gott, er musste sich endlich zusammenreißen.

«Sie kennen sich aus mit antiken Dramen?» Er trat vor das Panorama, ließ den Blick über die Figuren schweifen. Ariadne hielt ihr Wollknäuel in den Händen, Herkules irrte durch das Labyrinth, der Minotaurus warf sich in die Brust, alles schien so lebensecht, dass er es kaum fassen konnte.

«Nicht wirklich.» Alice legte den Pinsel auf ein Tuch zu den anderen. «Aber sie faszinieren mich.»

«Haben Sie schon immer gemalt?»

Es war eine so harmlose Frage – und doch zögerte sie mit der Antwort. «Nein. Das kam erst sehr spät in meinem Leben.» Instinktiv spürte er, dass er nicht weiterbohren sollte. Wie so oft, wenn es um ihre Vergangenheit ging, verschloss sie sich.

«Sie haben Farbe an der Nase.» Er musste sich davon abhalten, die Hand zu heben und sie abzuwischen.

«Oh!» Sie lachte, nahm ein Tuch aus der Tasche und fuhr sich über das Gesicht. Alice schien ihm anzusehen, dass etwas nicht stimmte, ihr Lächeln wurde unsicher. «Was ist passiert?»

Wortlos half er ihr mit einer Hand von dem Podest und reichte ihr den Brief. «Sie haben Post bekommen.»

Sie faltete das Papier auseinander. Er beobachtete, wie ihre Augen über die Zeilen flogen.

An das Landgericht Hamburg Civil-Kammer III.

Verlautbarung in Sachen und abseiten

H. Bloom, zurzeit wohnhaft Bachstraße 6, Hinterhof 2, 4. Stock, vertreten durch Rechtsanwalt E. Harbke, Beklagten, gegen seine Ehefrau Alice Bloom, geb. Nord, vertreten durch den Rechtsanwalt Dr. J.A. Reeve.

Beklagter muss die Behauptungen der Klägerin von Misshandlung und Entziehung der erforderlichen Geldmittel als unwahr bestreiten. Er kann aber mit der Klägerin nicht weiter zusammenleben wegen ihrer entsetzlichen Trunkfälligkeit, an der sie bereits seit Jahren leidet; die Klägerin ist es gewesen, welche den Beklagten verlassen, den Haushalt verkauft hat und mit dem erlösten Gelde fortgezogen ist. Ferner hat sie in der Vergangenheit immer

wieder versucht, die gemeinsame Tochter dem Beklagten vorzuenthalten und ihre Gedanken mit Lügen und Unwahrheiten ihm gegenüber vergiftet. Sie hat einen starken Hang zu Raserei und Hysterie. Der Beklagte beantragt somit das alleinige Sorgerecht, da er die Klägerin nicht für fähig behält, alleine für die Tochter zu sorgen.

Hierüber sowie über den Lebenswandel der Klägerin schlägt Beklagter als Zeugen vor:

1. Frau Sigrid Bloom, Entenwerder, Schaustellerquartier, Wagen 17
2. Frau Wilhelmine Schreiber, Bachstraße 5, Hinterhof 2, Erdgeschoss
3. Frau Roswita Westram, Bachstraße 6, Hinterhof 2, 4. Stock

Beklagter hält die Übel der Klägerin, den Weinbranddurst und die hysterische Raserei, für unheilbar und ist daher mit einer Scheidung des ihn mit ihr verbindenden Ehebandes völlig einverstanden, sofern dabei nur die Klägerin als schuldiger Teil beurteilt wird. Jedenfalls aber bittet Beklagter um die ihrerseitige Verpflichtung zur Tragung der Prozesskosten.

Der Rechtsanwalt

E. Harbke

Die Fassungslosigkeit machte Alice taub für jedes andere Gefühl.

«Hysterische Raserei?» Sie musste schlucken, ihr Mund war staubtrocken.

«Weinbranddurst? Ich trinke nie auch nur einen Tropfen!»

«Das war zu erwarten, die Gegenseite muss Lügen erfinden, um Ihnen etwas entgegenzusetzen. Kennen Sie die Zeuginnen, die Ihr Mann genannt hat?» Mit gerunzelter Stirn sah John sie an. Er legte ihr eine Hand auf den Arm. «Atmen!», sagte er ruhig.

Sie merkte, dass sie es tatsächlich vergessen hatte. Wie eine Ertrinkende schnappte sie nach Luft. Das Pulsieren aus Wut und Verzweiflung drohte über ihr zusammenzuschlagen.

Er sagte nichts, wartete einfach, bis sie wieder sprechen konnte.

«Die eine ist seine Mutter.» Verbittert schüttelte Alice den Kopf. «Sie wird kein gutes Haar an mir lassen.» Sie spürte, wie sich in ihr eine Kälte ausbreitete, die ihr bis in die Fingerspitzen kroch. «Ich werde nicht zulassen, dass Rosa ihm in die Hände fällt. Vorher nehme ich sie und gehe auf das nächste Schiff.»

«Das wird nicht passieren. Ich werde das nicht erlauben», sagte er knapp und blickte auf den Zettel. «Wer sind die anderen Zeuginnen?»

Alice überflog die Zeilen. Im ersten Schrecken hatte sie die Namen gar nicht richtig gelesen. Jetzt wurde ihr klar, was Henk und sein Verteidiger vorhatten. «Frau Westram», flüsterte sie entsetzt. «Sie wird erzählen, dass ich ihr die Schulter gebrochen habe.»

«Die Frau aus dem Flur?», fragte er, nun doch sichtlich alarmiert.

«Sie hat viele unserer Streits belauscht.» Alice fühlte sich plötzlich so müde. Und das hier war erst der Anfang?

«Das ist nicht gut», sagte er nachdenklich, «aber dann müssen wir uns eben gut vorbereiten. Er kämpft mit schmutzigen Bandagen, wie es zu erwarten war.»

«Ich habe nicht erwartet, dass er lügt. Nicht so.» Wie naiv sie gewesen war. Immer noch, nach all der Zeit.

«Ich schon.» Er lächelte schief. «Berufserfahrung.» Dann wurde er wieder ernst. «Es darf vor Gericht keine Überraschungen geben. Alice, ich ...» Er stockte. «Ich hoffe, dass Sie mir inzwischen vertrauen.»

Erstaunt nickte sie.

Er zögerte, schien unsicher, ob er weitersprechen sollte. «Ich war eben im Stall und habe nach Ihnen gefragt. Ihr Bruder hat ... etwas angedeutet. Gibt es wirklich nichts, das Sie mir noch erzählen wollen? Aus Ihrer Vergangenheit?»

Der Schreck krallte sich in sie hinein.

Es lag nicht daran, dass sie ihm nicht vertraute. Aber sie wollte, dass er sie weiterhin so ansah, wie er sie jetzt ansah. Und wenn sie es erzählte, würde sich seine Wahrnehmung von ihr unweigerlich verändern.

Es war vollkommen ausgeschlossen.

Alice hob den Blick und traf auf seine warmen braunen Augen. Sie fragte sich, wie oft sie ihn noch anlügen musste. «Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.»

In Hamburg

1896–1897

* * *

Ich wusste nichts darüber, was es bedeutete, ein Kind zu erwarten. Eine Geburt hatte ich noch nie miterlebt, und ich erinnerte mich nur vage an die Erzählungen über die Niederkünfte meiner Mutter. Auch hatte ich keine Ahnung, was mit mir geschehen sollte. Ich würde nach Hamburg kommen, aber wohin genau und was ich dort tun würde, sagten sie mir nicht. Ich war mir sicher, sie würden mich ins Armenhaus geben oder zu den Waisenkindern.

Tatsächlich kam ich in Pension zu einer Hebamme, zusammen mit drei anderen Frauen ähnlichen Schicksals. Die Hebamme hieß Frau Grün und war Witwe, deswegen wohnte sie unbescholten ganz allein, in einem hübschen Häuschen am Rande von Borgfelde, und erwirtschaftete sich unter dem Vorwand, bei unseren «schwierigen Zuständen» zu helfen, ein gutes Auskommen.

Natürlich wurden wir schief angeschaut. Aber sie gab uns Eheringe und schärfte uns ein, was wir erzählen sollten, falls wir angesprochen wurden. Mehrfach arrangierte sie sogar Herrenbesuche, mit denen wir dann über die Promenaden wandelten und uns sehen ließen. Es überraschte mich, welcher Aufwand betrieben wurde, um unseren Zustand gesellschaftsfähig zu machen. Für eine wie mich, die ich außerhalb der Gesellschaft aufgewachsen war, war es einfach nicht zu begreifen. Ein Mann hatte mir das angetan – und trotzdem konnte nur die Anwesenheit eines Mannes mich wieder reinwaschen von der ewigen Verdammnis in den Augen der Nachbarn.

Unsere Zeit bei Frau Grün gestaltete sich zunächst recht vergnüglich. Wir hatten nicht viel zu tun, es gab eine Haushälterin und eine Köchin, die übrigen Arbeiten teilten wir unter uns auf. Das Häuschen war warm und hell, der Garten gepflegt, und wir saßen oft beisammen und tranken Limonade. Wir waren zu viert: Elli, Paula, Hannelore und ich. Wir freundeten uns an, obwohl die anderen eine ganze Ecke älter waren als ich. Von ihnen erfuhr ich, dass man meinen Aufenthalt hier bezahlt hatte sowie etwas, das die anderen «Schmerzengeld» nannten. Siebenhundert Mark, eine riesige Summe. Wenn man die Umstände bedachte, nur ein Tropfen auf dem allzu heißen Stein, aber ich bedachte die Umstände nicht. Meine Gedanken drehten sich nur immer weiter haltlos im Kreis. Das Kind kam mir immer noch wie ein Traum vor.

Halb war ich überzeugt, dass es gar nicht existierte und man irgendwann feststellen würde, dass da nur ein Geschwür in meinem Bauch war. Trotzdem ließ mich die Sorge um die Zukunft nachts wach liegen und an die Decke starren, sie war wie ein nagendes Tier in meinem Inneren. Zu meiner Familie konnte ich nicht zurück. Abgesehen von der schrecklichen Schande, hätten sie gar keine Möglichkeit gehabt, uns beide aufzunehmen und durchzubringen. Nein, ich musste eine Arbeit finden. Aber wie sollte ich arbeiten, wenn ich auf das Kind aufpassen musste? Wenn ich nur einen Ort hätte, dachte ich immer wieder. Einen Ort, an den ich gehörte. Und Geld. Wie sollte ich welches verdienen? Ich hatte ja kein Talent, wie Grete so gerne festgestellt hatte. Nichts, das mich auszeichnete.

«Natürlich hast du kein Talent. Was sollte das schon sein? Du musst schon jemanden zum Heiraten finden», meinte Hannelore, als ich einmal zaghaft versuchte, meine Sorge zu äußern. Wir saßen in der Laube zusammen, und die anderen warfen sich merkwürdige Blicke zu, wie so oft, wenn ich sprach. Auch bei ihnen spürte ich, dass ich anders war, anders aufgewachsen, anders erzogen. Anders im Kopf. Das sagten sie manchmal. *Christina ist anders im Kopf.*

Ich träumte von Friedemann. Jede Nacht kam er in mein Zimmer, und ich wachte schreiend auf. In meinen Träumen fand ich die Stimme, die mir tagsüber fehlte. In meinen Träumen konnte ich mich wehren, ihm sagen, dass ich nicht wollte, dass ich *ihn* nicht wollte, dass es mir wehtat und mich auf eine Art durcheinanderbrachte, für die ich keine Sprache hatte, die aber ganz tief in mir etwas aus den Fugen rüttelte. Es ist bis heute schief. Und ich glaube nicht, dass es jemals wieder gerade werden wird.

Elli war die Einzige von uns, die einen Mann hatte zu ihrem Kind, aber er war verheiratet und hatte sie bei Frau Grün versteckt. Er bezahlte ihr monatlich dreihundertfünfzig Mark und hatte für das Kind sogar ein Sparbuch bei der Norddeutschen Bank angelegt, darauf befanden sich ganze siebzehntausend Mark. Als sie mir das nebenbei erzählte, als wäre es nichts, verschlug es mir die Sprache. Stundenlang dachte ich darüber nach, was ich mit siebzehntausend Mark tun könnte.

Elli hatte warme, honigfarbene Augen und bewegte sich langsam, ohne jede Eile, als wäre sie gerade erst aufgewacht und noch ein bisschen müde. Alle mochten sie, besonders Frau Grün, die gerne mit ihr in der Laube saß und Tee trank. Ihr Geliebter war Offizier, Oberleutnant sogar, und er kam jede Woche,

um sie zu sehen. Dann unternahmen die beiden lange Spaziergänge an der Bille entlang, und später, als Elli zu rund wurde und es sich nicht mehr geziemte, hinauszugehen, saßen sie zusammen im Garten auf einer kleinen Bank neben dem Zentifolienbeet und redeten miteinander. Wir anderen beobachteten sie vom Fenster aus und beneideten Elli um diesen Menschen, der für sie da war. Ich werde nie vergessen, wie er sie ansah, noch nie hatte ich einen Mann eine Frau so anschauen sehen. Wenn es Zeit war zu gehen, weinte Elli, und auch ihm merkte man an, wie schwer es ihm fiel, sie zu verlassen. Er gab ihr viele kleine Küsse hintereinander auf den Mund, sogar vor uns, schien sich nicht lösen zu können, versprach, wiederkommen, so schnell er konnte, und Geschenke für das Kind mitzubringen. Ich verstand es einfach nicht. Wenn die Liebe so groß war, so voller Sehnsucht: Warum konnten sie dann nicht zusammen sein?

An einem Regentag saßen Elli und ich im Wohnzimmer und häkelten Jäckchen für unsere Kinder. Das Feuer knackte im Kamin, beide hatten wir die Wolle auf unseren Bäuchen liegen und lachten darüber, wie wir aussahen. Es war ein so vertrauter Moment, dass ich fragte: «Warum verlässt er seine Frau nicht, Elli? Er liebt dich doch, das sieht jeder.»

Sie erstarrte, offensichtlich hatte sie nicht mit der Frage gerechnet. «Davon verstehst du nichts», erwiderte sie schließlich, und ihre Stimme war ganz anders, als ich sie kannte. «Liebe ist eben nicht alles. Er tut ja, was er kann. Er hat einen Ruf, verstehst du? Er kann als Offizier nicht einfach seine Frau verlassen.» Sie klang so hart und abschätzig, dass ich mich dumm fühlte. «Er hat mir sogar eine Wohnung gemietet, in der Nähe vom Jungfernstieg. Drei Zimmer nur für uns.» Sie zog an ihrem Faden. «Wenn das Kind da ist, darf ich mir selber eine Einrichtung aussuchen.»

«Aber ...», begann ich zaghaft, denn ich wusste eigentlich schon, dass es besser wäre, nicht weiterzusprechen. «Was ist mit Weihnachten? Und all den Festen. Er wird immer bei seiner Familie sein müssen. Und ihr könnt in Hamburg doch niemals zusammen nach draußen gehen.»

Da stand sie auf, warf ihre Handarbeit in den Schaukelstuhl und ging davon, ohne ein weiteres Wort. Als ich mich umblickte, sah ich Frau Grün mit hochgezogener Braue im Türrahmen stehen. Sie schüttelte den Kopf, als hätte ich etwas sehr Dummes gesagt. Ich blieb sitzen, das Häkelzeug bewegungslos auf dem Schoß, und starrte ins Feuer.

Die Liebe erträgt alles. Sie glaubt alles, sie hofft alles, sie hält allem stand. Die Liebe höret nimmer auf. Aber gegen die Regeln der Gesellschaft kommt auch sie nicht an.

Später bat ich Elli um Verzeihung. Sie wurde sofort weich, nahm mich in die Arme und flüsterte, dass ich ja noch ein Kind sei und es nicht besser wisse und dass sie hoffe, ich würde eines Tages einen Mann wie sie finden, der mich so sehr unterstützte.

* * *

Im Haus von Frau Grün erlebte ich das erste Mal eine Geburt. Ich hatte ja nicht gewusst, was es bedeutete, die Schreie, das Blut, die Schmerzen. Am Morgen war Hannelore noch ganz sie selbst gewesen, nun lag sie auf ihrem Bett und schrie sich die Seele aus dem Leib.

«Das ist ganz normal», beruhigte mich Elli.

Aber es war nicht normal. Das Kind wollte und wollte nicht kommen. Hannelore schrie den ganzen Tag und dann die ganze Nacht, am Morgen war das Kind immer noch nicht da. Frau Grün lief immer wieder mit rotem Kopf und wirren Haaren in die Küche, holte neues Kochwasser und frische Tücher. Wir anderen saßen in der Stube und kneteten unsere Hände. Schließlich musste nach einem Arzt telegraphiert werden, aber als er kam, hatten Hannelores Schreie schon aufgehört.

Dann lag sie im Wohnzimmer aufgebahrt. Ihr Gesicht war weiß wie Wachs, sie schien über Nacht zehn Jahre gealtert. Das Kind war auch gestorben, jemand hatte es ihr in den Arm gelegt, ein Mädchen. Es sah genauso aus wie die Puppen auf Bertes Brett, war in Tücher gewickelt wie eine kleine Raupe, das Gesicht so winzig, dass ich es immerzu anschauen musste. Die hellen Wimpern, der herzförmige Mund, der mit jeder Stunde grauer zu werden schien.

Von dem Tag an war ich mir sicher, dass Hannelores Schicksal auch meines sein würde. «Du bist dumm. Nicht alle sterben, sonst wären wir doch nicht hier», herrschte mich Elli an, als ich nicht aufhören konnte, davon zu sprechen. Die anderen wurden böse auf mich, weil ich sie mit meiner Angst ansteckte, aber ich sah genau, dass Hannelores Tod auch sie mitnahm. Ihre Eltern kamen, um sie abzuholen, und es wurde uns verboten, an der Beerdigung teilzunehmen. «Das wäre ja noch schöner, das Ganze ist wirklich

Schande genug», hörte ich ihre Mutter unter Tränen zu Frau Grün sagen, bevor sie Hannelore mitnahm.

Ich schrieb Abschiedsbriefe an meine Eltern und meinen Bruder und bat Frau Grün, sie aufzubewahren. Sicherlich würde irgendwann jemand nach mir fragen, es konnte ihnen doch nicht vollkommen egal sein, was aus mir geworden war. Aber mit jedem Tag, der verstrich, vergaß ich ihre Gesichter immer mehr, ich konnte mich kaum noch an ihre Stimmen erinnern. Ich hatte so viel erlebt, mich so sehr verändert in der letzten Zeit. Wenn es mir so erging, konnte es bei ihnen doch kaum anders sein.

Und dann war ich an der Reihe.

«Heute geht es los!» Frau Grün musterte mich mit wissendem Blick, als ich beim Frühstück über ziehende Schmerzen im Unterbauch klagte, die mich alle halbe Stunde aus dem Nichts überfielen.

Mein letzter Tag war angebrochen, ich fühlte mich wie ein Schlachtlamm vor der Opferung. Dennoch war ich erleichtert. Die letzten Monate hatten diese entsetzliche Schwere in sich getragen, das Leben hatte nur noch aus Aushalten und Angst bestanden. Wenigstens würde ich im Tod Ruhe finden. Aber der Gedanke an Gott und unsere große Lüge zerstörte mir auch diese Hoffnung, denn ich war mir sicher, dass ich nicht in den Himmel kommen würde.

Und was war die Alternative?

Ich starb nicht. Die alte Frau, die mir aus der Hand gelesen hatte, sollte recht behalten. Schließlich gab es noch einiges für mich zu ertragen in diesem Leben.

Mein Sohn war zart wie ein Elf, ich liebte ihn von der ersten Sekunde an. Ich gab ihm den Namen Otto. Und als ich das erste Mal in seine blauen Augen sah, wusste ich, dass jetzt alles gut werden würde. Ich war nicht mehr allein. Endlich hatte ich jemanden, der für immer zu mir gehörte.

Hamburg

1913

17

Entschlossen schritt John auf die drei hohen Gebäude des Justizforums am Sievekingplatz zu. Das Gebäude mit seinem über fünfzig Meter hohen grünen Kuppeldach war beeindruckend, die Einflüsse der Neorenaissance auf die Architekten ließen es wirken wie einen Palast. Am Fries der Fassade, hoch über seinem Kopf, war der Leitsatz *Jus est ars boni et aequi* eingemeißelt. *Recht ist die Kunst des Guten und Gerechten*. Wann immer er hier war, sah er kurz hinauf, nickte Justitia zu, die in Gestalt einer steinernen Seherin von einem Thron zu ihm hinabsah, und erinnerte sich daran, warum er all das hier tat. Weil er es liebte. Weil es wichtig war. Weil es einen Unterschied machte.

Er glaubte an nichts so sehr wie an ein funktionierendes Rechtssystem. Dass er zu den Menschen gehörte, die das ihre verteidigen durften, erfüllte ihn immer wieder aufs Neue mit Stolz.

Über das Mosaik des Steinbodens näherte er sich dem Sitzungssaal II der Zivilkammer. Seine Schritte hallten über die Flure. Die Fenster in dem langen Bogengang waren geschlossen, die Luft kühl. Draußen dämmerte es bereits, er hörte die Straßenbahnen vorbeirattern. Vor der Tür zum Saal standen zwei Schutzmänner und starrten ausdruckslos vor sich, grüßten aber höflich zurück, als er ihnen einen guten Abend wünschte.

Er trat ein und atmete tief durch. Sofort schien sein Puls einen Takt schneller zu schlagen. Hier fand die Theorie zur Praxis, hier wurde Recht gesprochen, hier spielten sich die Dramen ab, die er in der Stille seines Büros so lange vorbereitete.

Hier war er in seinem Element.

Heute roch er aber auch, dass der Raum schon den ganzen Tag belegt gewesen war. Herrenwasser und Zigarrenrauch hingen wie feiner Nebel in

der Luft. Ihr Fall würde der siebte sein, den man an diesem Tag hier verhandelte. Er konnte nur hoffen, dass Landgerichtspräsident Beckmann, dem Alice' Verhandlung zugeteilt worden war, nicht bei allen selbst den Vorsitz gehabt hatte.

Durch die Fenster konnte man im Dämmerlicht draußen die Bäume der Stadtgrabenanlage sehen. Die Tür zur Anklagebank war noch geschlossen und würde es ziemlich sicher auch bleiben. Heute war lediglich die Verfahrenseröffnung. Es war so gut wie gegeben, dass Alice' Ehemann Henk nicht erscheinen würde. Auch die Richterbank war noch verlassen. Die Richter zogen sich zwischen den Verhandlungen zur Erholung ins Amtszimmer zurück, das sich ein Stockwerk höher befand.

John nahm seinen Platz ein und öffnete die Akte. Er trug bereits seine Robe, war aber früh dran, legte gern alles ordentlich zurecht, sodass er während des Prozesses nicht nach Unterlagen suchen musste. Bereits gestern hatte er alles akribisch vorbereitet, war heute sicher jede Notiz noch ein Dutzend Mal durchgegangen.

Es konnte nichts schiefgehen.

Richter Beckmann trat ein, eine beeindruckende Erscheinung in seinem schwarzen Talar, nickte John mit einem knappen Lächeln zu. Ihm folgten die beiden Landrichter, die ebenfalls vorsitzen würden. Nach und nach füllte sich der Raum.

Eine Viertelstunde später betrat Alice den Saal. Er spürte es, bevor er den Kopf hob und sie sah. Alle Gesichter wandten sich ihr zu. Es waren ausschließlich Männer anwesend, die drei Richter, der Protokollant, der Anwalt der Gegenseite, die Beisitzer, John selbst.

Er registrierte dieselbe Überraschung in den Gesichtern, die auch er damals verspürt hatte, als er sie das erste Mal sah. Sie war zu schön, um nicht aufzufallen.

In der Tür blieb sie kurz stehen, dann schritt sie gefasst durch den Mittelgang und setzte sich in die Bank vor dem Richterpult. Ihr Gesicht sah blass aus, die Nase trat spitzer hervor als sonst, die grünen Augen schienen ihm riesig und hell. Trotzdem hielt sie das Kinn leicht vorgereckt. Anders als sonst hatte sie die Haare im Nacken zu einem Knoten verschlungen. Natürlich war das gut so, sie musste einen ordentlichen Eindruck machen, aber ihm gefielen sie offen besser. Sie trug ein schlichtes dunkles Kleid, das er noch nicht kannte. Alice fand seinen Blick, und John nickte ihr zu, schluckte hart. Er

zwang sich, auf seine Unterlagen zu schauen. Dann auf den Ring an seiner Hand. Er räusperte sich, rückte seinen Stuhl an den Tisch heran, krempelte die Ärmel auf.

Heute würde nichts passieren, egal ob Henk auftauchte oder nicht, die Anklageverlesung war ein Pro-forma-Termin. Doch allein die Möglichkeit, sich gleich mit ihm im selben Raum zu befinden, schien sie nervös zu machen. Immer wieder drehte sie sich zur Tür, sah dann John an, als erhoffte sie sich, dass er ihre Anspannung lösen könnte. Er hob beruhigend eine Hand, als Zeichen, dass sie sich keine Sorgen machen sollte.

Richter Beckmann hatte bereits das Pult eingenommen. Seine Miene war undurchdringlich. Die gebogene Nase und der volle dunkle Backenbart ließen den Mann älter aussehen, als er war. John kannte Beckmann gut. Auf den ersten Blick wirkte er wie ein kalter Hund, aber er hörte genau zu. Und er war bekannt für seine harten, oft ungewöhnlichen Urteilssprüche. John war sich nicht ganz sicher, ob es gut oder schlecht war, dass er bei diesem Fall den Vorsitz innehatte. Es würde sich erst beim Urteil zeigen.

Auch die anderen Richter begaben sich auf ihre Plätze, der Raum war nun erfüllt von Rascheln und Füßescharren, niemand sprach.

Schließlich wurden die Türen des Saals geschlossen. Henk war nicht erschienen.

«Wir fangen an!» Beckmann nickte ihm zu, und der Gerichtsdieners schlug die Glocke. «Die Sitzung ist hiermit eröffnet.»

John schob seinen Stuhl zurück. Was jetzt folgen würde, war für ihn absolute Routine. Und trotzdem war er plötzlich nervös. Natürlich lag es an ihr. Sie hatte ihn nervös gemacht, von der ersten Sekunde, in der sie wie aus dem Nichts vor seinem Schreibtisch aufgetaucht war, mit diesem geschundenen Gesicht und diesen Augen, die ihn selbst im Schlaf noch verfolgten, weil sie so wütend und verzweifelt waren. Und gleichzeitig so schön.

Er räusperte sich. Als er den Mund öffnete, kehrte seine Selbstsicherheit zurück. Seine Stimme bekam jenen klaren, bestimmten Ton, den er im Gerichtssaal brauchte, wurde eine Nuance lauter, eine Nuance härter. Jetzt war er nicht mehr einfach John Reeven. Er war Anwalt.

«Bloom, geborene Nord, gegen Bloom.» Er schob das Papier vor sich mit zwei Fingern zur Seite. Er brauchte es nicht. «Ausweislich des bei der

Gerichtsakte befindlichen Trauscheines sind die Parteien seit dem 9. Juni 1905 miteinander verheiratet. Ihrer Ehe ist ein Kind entsprossen.» Er blickte Alice an. Sie saß nach vorne gelehnt, schien jedes seiner Worte aufzusaugen. «Schon seit einer Reihe von Jahren hat sich die Ehe der Parteien unglücklich gestaltet. Der Beklagte hat sich in den letzten Jahren in keiner Weise um die Klägerin oder das gemeinsame Kind gekümmert, auch derselben im Besonderen keinerlei Geldmittel zukommen lassen. Alles, was die Klägerin benötigte, musste sie selbst verdienen und das Kind derweilen in der Obhut Fremder lassen. Ferner hat er den größten Teil seines Arbeitslohnes für sich selbst verbraucht und auch den ihren einbehalten.» John sah zur Richterbank. Richter Beckmann hatte sich zurückgelehnt, zwei Finger ans Kinn gelegt, und hörte aufmerksam zu. John wartete, bis er Augenkontakt mit ihm aufnahm. «Außerdem hat der Beklagte die Klägerin wiederholt auf schwere und brutale Weise misshandelt.»

Die Augen des Richters wanderten zu Alice hinüber.

John ließ ihm Zeit, bevor er weitersprach. Aus den Augenwinkeln bemerkte er Bewegung in der Richterbank. «Die Klägerin ist nicht gewillt, sich eine derartige Behandlung weiter gefallen zu lassen. Sie erhebt daher die vorliegende Ehescheidungsklage.» John sah kurz zu Alice. «Die Klägerin lädt den Beklagten zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreites auf den anberaumten Termin vor das Landgericht Hamburg, Civil-Kammer drei. Sie fordert, denselben für einen *böslichen Verlasser und Misshandler seiner Ehefrau* zu erklären.» Die letzten Worte betonte er absichtlich. «Sie beantragt, die zwischen den Parteien bestehende Ehe vom Bande zu trennen und den Beklagten in die Kosten des Verfahrens zu verurteilen.»

Alice nickte kaum merklich.

John legte eine kleine Kunstpause ein, bevor er seinen Vortrag abschloss. «Die Klägerin beantragt ferner, das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter ihr allein zu übertragen.»

Die Bank knirschte, als Beckmann sich vorlehnte. «Sie alleine?», fragte er nach, als wäre er nicht sicher, richtig verstanden zu haben. Auch die anderen Richter wirkten überrascht, einer notierte etwas, ein anderer schüttelte ungläubig den Kopf.

John tauschte einen Blick mit Alice. Er sah, wie sich alles in ihr anspannte.

«Richtig!», bestätigte er ruhig. «Sie alleine.»

Nachdem John sich wieder gesetzt hatte, erhob sich der Anwalt der Gegenseite. Er wusste, dass dieser Henk zugewiesen worden war und sich höchstwahrscheinlich nicht im Mindesten für die Sache interessierte. Ganz sicher hatte er Henk angewiesen, heute nicht zu erscheinen, um sich selbst das Leben leichter zu machen.

«Mein Mandant ist krankheitlich verhindert», schnarrte der Mann. «Er bittet, dies zu Protokoll zu nehmen, und entschuldigt sein Fernbleiben.»

Noch bevor er sich wieder setzen konnte, beendete Beckmann das Ganze mit einem Handwedeln. «Gut, das haben wir uns gedacht. Das Gericht vertagt sich bis auf Weiteres, da der Angeklagte nicht erschienen ist. Ich setze die Frist in ...» Der Richter sah in seine Unterlagen. «... drei Wochen an.»

Wenige Minuten später war alles vorbei. Es schien ihm, als wären nur Sekunden vergangen. Auf einmal waren sie wieder draußen, mitten unter den Menschen, das geschäftige Leben des Valentinskamps umspülte sie.

John begleitete Alice zur Haltestelle der Pferdebahn. Sie stellten sich zu den Wartenden, er nahm seinen Hut ab und sah Alice an. «Es ist gut für uns, dass er nicht aufgetaucht ist», bemerkte er.

«Aber wird es das Ganze nicht unnötig in die Länge ziehen?»

John schüttelte den Kopf. «Es lässt ihn in keinem guten Licht dastehen. Sie hingegen waren pünktlich, ruhig und gewissenhaft. Sie haben einen guten Eindruck gemacht.»

«Ich habe wirklich eine Chance, oder?», fragte sie.

John hatte das Gefühl, ein unsichtbares Gewicht legte sich auf ihn. Da war so viel Hoffnung in ihrem Blick. «Ich gebe mein Bestes», sagte er knapp.

Sie sah ihn an. «Ich weiß», erwiderte sie. «Danke. Für alles.»

Er hasste es, wenn sie sich bedankte. «Wir sehen uns bei der Verhandlung?»

Sie durchbohrte ihn mit diesem Blick, der ihn wahnsinnig machte. Der ihn dazu brachte, sie an sich ziehen und küssen zu wollen. «Ja. In drei Wochen.»

Sie nickte. Plötzlich hielt die Bahn hinter ihr. Er hatte sie nicht einmal bemerkt. «Ich muss los, Rosa wartet bei Marietta.» Dann drehte sie sich um, stieg ein und verschwand hinter den Fenstern zwischen den Menschen.

John sah ihr nach. Plötzlich nahm er wieder den Lärm um sich her wahr, er roch die Abendluft, spürte das Dröhnen der Automobile, hörte das Klingeln der Bahn. Es war, als hätte jemand die Stadt wieder angeknipst.

Als er realisierte, wie voll und ganz er auf Alice fokussiert gewesen war, wie er nur noch sie wahrgenommen hatte, verschlug es ihm den Atem.

* * *

Am Tag der ersten Verhandlung war der Himmel über Altona hoch und blau. Die Böen trugen einen eisigen Hauch mit sich, fegten unruhig um das Dach des Stalls, ließen die Wetterfahne hin und her fahren, als könnte sie sich nicht für eine Richtung entscheiden. Nordwind bringt Ärger, dachte Alice, als sie aufstand und spürte, wie ihr ein kalter Luftzug über den Körper fuhr. Sie war bereits im Morgengrauen mit einem Knoten im Bauch erwacht, der mit jeder verstreichenden Sekunde anzuwachsen schien. Unruhig briet sie Rosa Eier mit Fisch, stand dann lange am Fenster und trank Kaffee, beobachtete den Schmied, der mit Jaris im Hof die Hufe der Pferde bearbeitete, lauschte auf den Wind und versuchte, das Ziehen zu ignorieren, das in ihrer Brust saß.

John hatte vor zwei Tagen ein Telegramm zustellen lassen, in dem er erklärte, dass er sie abholen würde, und zur vereinbarten Zeit fuhr er auf den Hof, begrüßte Jaris und den Schmied mit einem Nicken, kam mit ruhigen Schritten die Treppe herauf und wartete in der Tür, während sie noch vor dem kleinen Spiegel neben der Garderobe nervös ihre Haare im Nacken zusammensteckte.

«Darf ich Polly bald wieder besuchen?» Rosa saß am Tisch und fütterte Plüsch. Sichtlich erfreut über sein Erscheinen, strahlte sie ihn an.

John stockte. «Natürlich», sagte er dann mit einem Lächeln. Aber Alice wusste genau, warum er gezögert hatte. Menschen wie sie besuchten keine Menschen, die in Villen am Feenteich wohnten. Aber wie sollte man das einem Kind erklären?

«Wie geht es Ihnen?» Ihre Augen trafen sich im Spiegel. «Aufgeregt?»

Sie nickte nur, zwei Haarnadeln im Mund. Dieser verdammte Dutt wollte einfach nicht so wie sie.

«Wenn er auch nur ein Quäntchen Verstand hat, wird er so wenig wie möglich selbst sprechen, sondern seinen Anwalt reden lassen», versuchte er sie auf die Verhandlung vorzubereiten. «Nach seiner Aussage hören wir seine Zeugen. Wenn heute alle zu Wort kommen, werden Ihre das nächste Mal an der Reihe sein. Wenn nicht, wird wieder vertagt. Heute wird also noch nichts entschieden.»

Alice hatte die Haare endlich festgesteckt, aber sie konnte trotzdem nicht sprechen, sie nickte nur, nahm ihren Hut, zog die Handschuhe über.

«Das wird schon.» John lächelte aufmunternd.

Viel zu früh waren sie am Gericht. John parkte am Sievekingplatz, und sie stiegen aus. Das riesige dunkle Gebäude mit den meterhohen Säulen und dem Kuppeldach schüchterte sie ein. Es hatte etwas Lauerndes, wenn man durch die Tore trat, beschlich einen das Gefühl, von ihm verschluckt zu werden. Drinnen standen Schutzmänner vor den Türen, es roch nach Kreide und Petroleum. Im Sitzungssaal selber schien die Luft stickig von vorherigen Tragödien. Als sie ankamen, wurde die Verhandlung vor ihrer gerade beendet, die Türen gingen auf, und ein Mann wurde abgeführt. Er trug Handfesseln, wurde von zwei Polizeibeamten begleitet, die ihn mit ausdruckslosen Mienen in die Mitte genommen hatten.

«So war es nicht!» Der Mann versuchte, sich umzudrehen. Fassungslosigkeit verzerrte seine Züge. «Ich habe das nicht getan!»

Er weinte. Alice sah die Tränen, die ungehindert über seine Wangen strömten, da er sie mit den gefesselten Händen nicht abwischen konnte, und blickte ihm entsetzt nach. John fasste sie am Arm und schob sie sanft, aber bestimmt in den Saal.

Das Warten war zermürbend. John war noch einmal ins Amtszimmer verschwunden, um seine Robe überzuziehen, und Alice musste sich mit Gewalt davon abhalten, aufzustehen und wie ein Tiger im Käfig hin und her zu laufen. Langsam füllte sich der Saal, die Richter erschienen in ihren Talaren, auch John kam zurück, nahm seinen Platz auf der hohen Bank ihr gegenüber ein Stück hinter den Richtern ein, warf ihr einen Blick zu, lächelte. Sie war sicher schon seit zwanzig Minuten im Raum, als Henk eintrat.

Alles in ihr versteifte sich. Selten hatte sie ihn so aufgeräumt gesehen. Er schien länger nichts getrunken zu haben, sein sonst so aufgedunsenes Gesicht wirkte frisch, der Blick war klar. Er trug einen hellen Cordanzug, sah beinahe attraktiv aus mit den breiten Schultern und dem kantigen Kinn.

Henk nahm den Hut ab, schüttelte seinem Anwalt die Hand, murmelte Grüße in Richtung der Richterbank, nickte allen im Saal höflich zu, sogar John, der die Geste kühl erwiderte. Alice sah er kein einziges Mal an. Aber als die Sitzung eröffnet wurde, schossen seine Augen plötzlich zu ihr herüber. Es war, als durchbohrte sie der Blick eines Fremden, so hasserfüllt, dass sie die Nägel

der rechten Hand in ihren linken Arm krallte. Aber sie schaute nicht weg. Und schließlich war er es, der den Blick abwandte.

Richter Beckmann eröffnete, und John erhob sich.

«Ich resümiere: Herr Bloom hat sich seiner Ehefrau gegenüber wiederholt und in gravierender Weise gewalttätig gezeigt. Außerdem hat er der Klägerin Geld vorenthalten und die Ehe für sie zu einer Tortur gemacht. Die Weißnäherin Marietta Kloge und ihr Ehemann, der Schweißer Berthold Kloge, werden die Gewalt in der Folge bezeugen.»

Henk saß mit regloser Miene da, während John zusammenfasste, was in der letzten Sitzung an Anklagepunkten gegen ihn vorgetragen worden war. Er schaute nach vorne, mit aufrechtem Rücken, als nähme er gar nicht wahr, dass über ihn gesprochen wurde.

Wie schon bei der Eröffnung war Alice überrascht über die Verwandlung, die John durchlief, sobald er im Gerichtssaal anfang zu sprechen. Seine Stimme wurde hart, beinahe mechanisch, seine Miene veränderte sich, er bekam einen vollkommen fokussierten Ausdruck, und sogar seine Gesten schienen ihr präziser als sonst.

Nachdem John gesprochen hatte, stand Henks Anwalt auf. Aber so überdrüssig er seiner Aufgabe auch schien, als Rechtsanwalt Harbke anhub zu sprechen, strotzte seine Stimme nur so vor Autorität. Er startete einen wütenden Monolog. Sie hatte geahnt, wie es kommen würde, trotzdem erschütterte sie Henks Dreistigkeit. Es war alles gelogen. Alles.

«Ich resümiere», schloss der Anwalt nach einer Ewigkeit und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. «Die Klägerin hat dem Angeklagten das Leben auf jede erdenkliche Weise schwergemacht, vor Verdruss konnte er zeitweise weder essen noch schlafen, ist der Melancholie verfallen. Ihre heftige Trunksucht und ihr schwieriger Charakter haben ihm sein eigenes Heim fremd werden lassen.»

Alice blickte zu John. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, hörte aufmerksam zu, fing aber ihren Blick auf und hob, ohne eine Miene zu verziehen, die Finger, um sie zu beruhigen.

«Seine Frau hingegen ist aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen, ohne ihn zu informieren, hat Gegenstände des Haushalts mitgenommen und enthält dem Angeklagten seither die eigene Tochter vor. Hierüber sowie über den

liederlichen Lebenswandel der Klägerin, ihre Trunk- und Streitsucht sowie ihren Ehebruch werden wir in der Folge Zeugen hören.»

Sie hatte das Gefühl, in ihrer Wut zu ertrinken. Es wurde nicht besser, als die Richter begannen, Henk selbst zu verhören.

Dort stand er, brav wie ein Schuljunge, die Hände gefaltet, und gab ein jammervolles Klagelied darüber von sich, was sie für eine furchtbare Ehefrau und Mutter war.

John hatte ihr eingeschärft, dass sie auf keinen Fall etwas dazwischenrufen durfte, wenn sie nicht an der Reihe war. «Die Richter beobachten Sie die gesamte Zeit, also behalten Sie immer die Kontrolle über Ihr Gesicht. Sie dürfen wütend aussehen, aber nicht zu sehr. Sie dürfen missbilligend den Kopf schütteln, aber nicht zu stark. Die Richter sollen sehen, dass Sie nicht einverstanden sind, aber Sie dürfen keinesfalls negativ auffallen.»

Also saß sie kerzengerade da und versuchte, auf eine sympathische Weise erbozt auszusehen, immer wieder den Kopf zu schütteln, wenn Henk eine seiner Lügen von sich gab, ab und an die Augen zu schließen, als könnte sie es kaum ertragen, wenn er besonders dreist die Wahrheit verbog. Und das musste sie nicht einmal spielen. Es *war* kaum zu ertragen. Sie schaffte es, bei alledem äußerlich ruhig zu bleiben, obwohl sie die Zähne so fest aufeinanderbeißen musste, dass Schmerzwellen durch ihre Kiefer schossen.

«Nun gut. Ich denke, wir haben für den Anfang einen Eindruck.» Richter Beckmann bedeutete Henk mit undurchdringlicher Miene, sich zu setzen. «Wir rufen Frau Wilhelmine Schreiber auf, wohnhaft in der Bachstraße fünf.»

Alice sah auf. Das war die unbekannte Zeugin von seinem Schreiben. Sie hatte diesen Namen noch nie gehört.

Eine hagere Frau kam herein, und Alice erkannte mit Schrecken eine ihrer Nachbarinnen vom Hof, mit der sie jedoch nie mehr als einen flüchtigen Gruß gewechselt hatte.

Sie wurde als Zeugin eingeschworen. «Ich bin vierunddreißig, evangelisch-lutherisch und wohne auf der Uhlenhorst», antwortete die Frau hastig, als ihr die Generalfragen gestellt wurden. Es wirkte, als hätte sie die Worte auswendig gelernt. Sie warf Alice einen nervösen Seitenblick zu.

«In welcher Beziehung stehen Sie zur Klägerin?» Der Richter lehnte sich vor.

«Wir wohnen nebenan, da kriegt man viel mit. Ist ja derselbe Hof. Niemand mag sie. Sie hat so eine Art, wissen Sie.» Wieder huschte der Blick der Frau zu

ihr herüber. «Hält sich für was Besseres. Bei uns hilft man sich auch mal mit den Kindern. Aber die lässt ihr Kind nicht runter.»

Alice fragte sich, ob Henk die Frau bezahlt hatte. Es gab keinen anderen Grund, warum sie sonst hier stehen und so über sie hätte reden sollen.

«Sie hat eine alte, kranke Frau neben sich wohnen und hat ihr nie geholfen mit dem Wasser oder dem Brennholz. Und ich hab ihre Kleine im Winter ohne Mantel barfuß zum Krämer laufen sehen», berichtete die Nachbarin mit aufgerissenen Augen, um zu untermalen, wie skandalös sie das fand. Sie zögerte. Dann senkte sie die Stimme zu einem Flüstern, als könnte sie kaum laut aussprechen, was sie nun zu sagen hatte. «Und ich habe sie mehrfach mit einem anderen Mann gesehen.»

Alice holte scharf Luft.

«Sie haben sie gesehen?», hakte der Richter nach.

«Ich habe gesehen, wie er in ihre Wohnung ging.»

«Woher wussten Sie, dass er nicht zu Herrn Bloom wollte?»

«Er war nicht da, ich weiß es genau. Deswegen hab ich mich ja so gewundert. Er hat sogar nach ihr gefragt. Nach ihr, nicht nach ihm. Das sagt ja schon alles.»

Alice wurde schwindelig. John schüttelte beschwichtigend den Kopf, machte wieder eine Geste, die ihr bedeuten sollte, die Ruhe zu bewahren.

Erst einmal schien der Schaden jedoch angerichtet. Richter Beckmann machte sich eine Notiz, blickte kurz zu ihr, die Augen schmal, die Lippen nachdenklich zusammengezogen.

«Kann man sich ja denken, was er da gemacht hat», redete Frau Schreiber unaufgefordert weiter. «Die verdreht Männern gerne den Kopf. Erkennt man auf hundert Meter, was die für eine ist.»

«Das ist eine Lüge!»

Alice verstand erst nach Sekunden, dass die Worte aus ihrem eigenen Mund gekommen waren. Sie war in die Höhe gefahren, die Hände vor Wut zu Fäusten geballt.

«Frau Bloom, setzen Sie sich! Das Gericht verbittet sich jeden weiteren Zwischenruf!»

Langsam ließ Alice sich wieder auf ihren Platz sinken. Sie zitterte. Auf Johns Gesicht spiegelte sich eine Mischung aus Erstaunen und Schrecken.

Beckmann musterte sie schweigend. Dann wandte er sich wieder an die Zeugin. «Hatten Sie persönliche Diskrepanzen mit Frau Bloom?»

Unsicher sah Frau Schreiber zur Richterbank auf. «Diskre...?»

«Auseinandersetzungen. Streitigkeiten.»

«Na, wie denn? Die redet doch nicht mit uns.»

Der Richter sah John an. «Sie können übernehmen.»

John stand auf, er lächelte der Zeugin zu. «Frau Schreiber. Schön, Sie wiederzusehen.»

Erstaunt nickte sie.

«Sie erinnern sich an mich?»

Ihre Augen weiteten sich. «Ich ... nein, nicht wirklich.»

Johns Lächeln wurde noch eine Spur freundlicher. «Ich erinnere mich sehr gut an Sie. Sie saßen vor Frau Blooms Haus, als ich das erste Mal zu ihr kam und nach dem Weg fragte. Sie haben mich zu ihrer Wohnung gewiesen. Sicherlich haben Sie das nicht vergessen?»

«Ich, nun ... ja, ich denke, verschwommen erinnere ich mich.»

Aufmunternd nickte er ihr zu. «Danke noch einmal, dass Sie mir damals geholfen haben. Ich erinnere mich auch, Sie gesehen zu haben, als ich das zweite und letzte Mal Frau Bloom aufsuchte. Sie wohnen im Hinterhof der Bachstraße fünf?»

Sie nickte wieder. «Im Erdgeschoss», sagte sie dann, etwas leiser.

«Antworten Sie bitte hörbar!» Der Ton des Richters klang strenger als zuvor.

Hastig sagte sie: «Im Erdgeschoss.»

Nun verschränkte John die Arme vor der Brust. «Dieser Mann, mit dem Sie meine Mandantin wiederholt gesehen haben, wie sah er aus?»

«Also, ich ... Das weiß ich nicht mehr so genau.»

«Groß, klein?»

«Groß, meine ich.»

«Dunkle Haare?»

Sie nickte und erwiderte mit einem erschrockenen Blick zur Richterbank: «Ja, eher dunkel.»

«Was hatte er an?»

Auf Frau Schreibers Wangen bildeten sich zwei kleine rote Kreise. «Ich erinnere mich nicht.»

«Sie erinnern sich nicht? Aber Sie sind sich vollkommen sicher, in welche Wohnung er gegangen ist und dass Herr Bloom nicht da war?»

«Ja ...»

Fragend legte er den Kopf schief. «Frau Schreiber. Wenn Sie meine Mandantin vor Gericht beschuldigen, Ehebruch begangen zu haben ...»

«Das habe ich nie gesagt.»

«Aber Sie haben es impliziert.»

Alice sah deutlich, dass Frau Schreiber nicht wusste, was dieses Wort bedeutete.

«Dann müssen Sie schon etwas überzeugender versichern, dass Sie wissen, wovon Sie sprechen.» John stützte die Arme auf die Bank und sah Frau Schreiber an, als wäre sie der einzige Mensch im Raum. «Was hatte der Mann an? Es muss Ihnen aufgefallen sein, da Sie sich ja so genau an die Vorgänge erinnern.»

«Einen Anzug», erwiderte sie zögerlich.

«Elegant? Teuer? Billig?»

«Ich kenne mich mit so was nicht aus.» Als John sie nur abwartend ansah, sagte sie schließlich: «Ja, elegant.»

John wandte sich zur Richterbank. «Die Herren Vorsitzenden.» Er seufzte, als wäre er Frau Schreiber ein wenig überdrüssig. «Der Mann, von dem die Zeugin spricht, war ich.»

Alice beobachtete, wie Henks Kopf herumfuhr und wie Frau Schreiber zusammenzuckte.

«Ich habe Frau Bloom zu Hause aufgesucht, um den Fall zu besprechen. Wiederholt, wie die Zeugin aussagte, nämlich exakt zwei Mal. Tatsächlich war ihr Mann beide Male nicht anwesend. Ich habe bei meinem ersten Besuch bei Frau Schreiber nach dem Weg gefragt. Bei meinem zweiten habe ich sie im Fenster gesehen, sie hat mich damals ebenfalls bemerkt.»

«Frau Schreiber», sagte Richter Beckmann ruhig. «Ist der Mann, von dem Sie sprechen, Herr Reeve? Erinnern Sie sich an die Begegnungen mit ihm?» Sie schwieg.

«Darf ich Sie darauf hinweisen, dass Sie unter Eid stehen?»

«Also ... das könnte sein.»

«Es könnte sein?»

«Ich bin nicht sicher.»

Beckmann seufzte. «Keine weiteren Fragen.»

Alice fing Johns Blick auf. Er zwinkerte ihr ganz kurz zu.

Während Frau Schreiber aus dem Saal eilte, Hals und Gesicht hochrot, der Mund ein weißer Strich, wandte Beckmann sich an Henks Anwalt. «Haben Sie

noch weitere Zeugen für den angegebenen Ehebruch?»

Harbke zögerte, tauschte einen Blick mit Henk. «Nein, Euer Ehren.»

Nun wurde wieder Henk selbst aufgerufen. Er trat vor, strich sich über die Haare. «Sie haben ausgesagt, dass Ihre Frau wiederholt ehebrecherischen Umgang gepflegt hat», begann der Richter die Befragung. «Zeugen gibt es, wie wir eben gehört haben, keine verlässlichen. Haben Sie andere Beweise?» Beckmann musterte ihn eindringlich.

«Wie soll ich das beweisen? Aber sie war immer weg. Hat mich ständig mit dem Kind alleingelassen.»

Das Kind hat einen Namen, dachte Alice wütend.

«Sie war nie daheim.»

Ich habe gearbeitet.

«Und sie hat immerzu Sachen gekauft, Farben, Pinsel, Spielzeug. Woher soll sie das Geld haben, wenn nicht von einem Mann.»

«Ihre Frau arbeitet, wenn ich mich nicht irre.» Der Richter schaute auf seine Unterlagen, lockerte seine weiße Halskrause mit den Fingern.

«Das Gehalt haben wir für die Miete und den Haushalt gebraucht.»

Und für Bier und Schnaps.

«Alles? Es war nie etwas übrig für Spielzeug oder ... Farben?»

«Wir haben nicht viel. Aber das ist nicht alles. Sie hat sich mir verweigert. Sie wissen schon ...» Henk räusperte sich. «Ihre Pflichten, als Ehefrau. Immer war irgendwas, Kopfschmerzen, Magenschmerzen. Das ist doch nicht normal. Wie soll man sonst Kinder bekommen?, frag ich Sie. Daran hab ich es auch gemerkt, dass es einen anderen gab.»

Einer der Richter lehnte sich zu seinem Kollegen hinüber und flüsterte etwas. Alice wurde heiß.

«Die Männer schauen ihr auf der Straße nach, sie provoziert es, Frau Schreiber hat es ganz richtig gesagt. Mit ihren Haaren, sie trägt sie immer offen. Sie genießt es. Sie ist schamlos.»

Beckmann sagte kein Wort, er schrieb nur etwas auf. Dann nickte er John zu.

«Herr Bloom.» John erhob sich langsam. Dieses Mal lächelte er nicht. «Wie Richter Beckmann schon sagte, haben Sie meine Mandantin des Ehebruchs beschuldigt. Richtig?»

«Also, sie hat ...»

«Antworten Sie bitte mit Ja oder Nein.»

Henk warf seinem Anwalt einen Blick zu. Der nickte kaum merklich. «Ja.»

«Sie haben sie nie mit einem anderen Mann gesehen.»

«Ich weiß, dass ...»

«Ja oder Nein, Herr Bloom.»

Alice konnte sehen, wie Henk mit den Zähnen knirschte. «Nein.»

«Sie haben keinerlei Beweise für den Ehebruch.»

Schweigen.

«Sie wissen, dass dies eine schwerwiegende Anschuldigung ist, ein strafbares Vergehen?»

«Ja.»

«Sie gründen Ihren Verdacht darauf, dass Ihre Frau attraktiv ist.»

«Dass die Männer ihr nachsteigen, ja.»

«Und darauf, dass sie oft nicht zu Hause ist.»

«Richtig.»

«Sie wissen, dass Ihre Frau arbeitet.»

«Natürlich.»

Wieder seufzte John, und Alice wusste mittlerweile, dass es kein zufälliges Seufzen war. «Sie haben weder Zeugen noch Beweise, noch haben Sie Ihre Frau jemals mit einem anderen Mann gesehen?»

Henk verschränkte die Arme vor der Brust.

«Richtig?»

«Ja!», bellte Henk, und die Fassade des braven Schuljungen fiel in sich zusammen. «Ich weiß es einfach! Ich weiß, dass sie mich hasst und dass sie jede Gelegenheit nutzen würde, um von mir wegzukommen.»

Sie sah, wie Beckmann konsterniert das Gesicht verzog.

«Und warum ist das so?», fragte John unbeirrt weiter.

Verdutzt hielt Henk inne. «Was ist so?»

«Warum sollte sie von Ihnen weg wollen?»

Stille.

John lehnte sich vor. «Was für Gründe würden Ihnen einfallen?»

Henk trat von einem Fuß auf den anderen, glättete seine Jacke mit den Händen. «Was weiß ich», schnappte er.

«Mäßigen Sie Ihren Ton.» Richter Beckmann hatte sich nicht gerührt, aber seine Stimme schnitt wie ein Messer durch die Luft.

«Sie züchtigen Ihre Frau, Herr Bloom?» Die Frage wirkte fast beiläufig.

«Züchtigen?»

«Sie schlagen sie?»

Einen Moment war es so still im Raum, dass Alice die Straßenbahn hören konnte, die draußen vorbeirumpelte.

«Wenn es nötig ist.»

«Was heißt nötig?»

«Na, wenn sie frech wird. Ist doch ganz normal, was soll man denn sonst machen?» Offenbar merkte Henk selbst, dass er lauter wurde, und schien sich innerlich zur Ordnung zu rufen, aber sein Nacken färbte sich zusehends rot.

Alice zwang sich, bewegungslos dazusitzen, das Kinn leicht vorgereckt, als wäre sie Zuschauerin in einem Theater. Was sie genau genommen auch war. Allerdings war es eine erbärmliche Vorstellung.

«Was genau meinen Sie mit ‹frech›?»

Henk sah aus, als würde er jeden Moment die Geduld verlieren. «Wenn sie nicht macht, was ich ihr sage.»

«Sie finden, eine Ehefrau sollte ausnahmslos tun, was ihr Mann ihr sagt?»

«Sie sollte gehorchen, ja.»

John schnaubte leise. «Wie ein Hund?»

Beckmann räusperte sich, und John sprach rasch weiter. «Hat Ihre Frau jemals geblutet, nachdem Sie sie ... zur Ordnung gerufen haben, Herr Bloom?»

Wieder war es kurz still. «Kann schon mal vorgekommen sein.»

«Ja oder Nein?»

«Ich weiß es nicht.»

«Bedauerlich. Aber das tut nichts zur Sache, da wir mehrere Zeugen haben, die aussagen werden, dass sie in der Tat mehrfach geblutet hat. Nicht nur das, ihr kleiner Finger war gebrochen. Und ihre Nase. Erinnern Sie sich zufällig daran?»

«Sie hat mich ja auch geschlagen. Hat mir ein Holzscheit übergezogen.»

Erschreckt sah Alice auf. Er erinnerte sich.

John kniff die Augen zusammen. Sie hatte ihm nie davon erzählt, und sie sah Irritation über sein Gesicht flackern. Aber beinahe sofort hatte er sich wieder im Griff. «Und warum sollte sie das tun?»

«Sie ist nicht normal, sie denkt nicht wie andere.»

«Hat sie sich vielleicht gewehrt?»

Stille.

«Wollen Sie mir sagen, dass Sie einfach so von Ihrer Frau mit einem Holzscheit überwältigt worden sind? Ohne Anlass?»

«Das hab ich nicht gesagt.»

«Was sagen Sie dann?»

Henk warf einen Blick in Richtung seines Anwalts, aber John wartete nicht auf seine Antwort. «Wenn Sie Ihre Frau züchtigen, Herr Bloom, was genau tun Sie? Geben Sie ihr Ohrfeigen?»

«Kann sein, ja.»

«Schütteln?»

Er brummte etwas, das wie ein Ja klang.

«Tritte?»

Stille.

«Wie haben Sie ihr die Nase gebrochen?»

«Ich habe nie ...»

«Herr Bloom.» John musterte Henk so abwertend, dass selbst Alice ein Schauer über die Arme fuhr. «Ich habe Ihre Frau persönlich mit frisch gerichteter Nase gesehen. Wollen Sie mir sagen, unter Eid vor Gericht, dass Sie nicht wissen, wie es dazu gekommen ist?»

Wieder blieb es still. «Kann sein, dass es mal etwas heftiger wurde», presste Henk endlich hervor. «Wenn sie mich reizt ...»

«Dann?»

«Dann werde ich wütend.»

«Und dann ...?»

Henk entfuhr erneut ein hilfloser Laut, und inzwischen war die Farbe seines Nackens von Rot zu Lila gewechselt.

«Ich frage einmal anders. Wenn Sie nichts damit zu tun hatten, haben Sie sich nicht gewundert, als Ihre Frau mit gebrochener Nase und blau geschlagenem, blutendem Gesicht nach Hause kam? Wollten Sie nicht wissen, wer sie so zugerichtet hatte? Ich kann Ihnen sagen, wenn es meine Frau gewesen wäre, ich hätte den Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen wollen. Ich hätte keine ruhige Minute gehabt, bis ich gewusst hätte, wer dafür verantwortlich ist.»

«Ich ...»

«Sie erinnern sich nicht?»

Henk schwieg.

«Antworten Sie!» Nun schien Beckmann die Geduld zu verlieren.

«Nein, ich erinnere mich nicht.»

«Sie erinnern sich nicht», wiederholte John stirnrunzelnd. «Seltsam. Trinken Sie, Herr Bloom?»

Henk zuckte zusammen. «Wie meinen Sie das?»

«Nun, trinken Sie Alkohol?»

«Ab und an.»

«Mehrere Male in der Woche?»

«Kommt drauf an.»

«Worauf genau?»

«Wie oft ich arbeite.»

«Sie arbeiten unregelmäßig?»

«Das hab ich nicht gesagt.»

«Was sagen Sie dann?»

«Dass ich nur trinke, wenn die Arbeit es erlaubt.»

«Ihre Frau hat angegeben, dass Sie mehrmals in der Woche eine Wirtschaft aufsuchen. Meinen Sie, es wird dort Leute geben, die Sie kennen?»

Sichtlich in die Enge getrieben, presste Henk die Hände ineinander. «Sicher, man kennt sich dort. Jeder Mann geht doch ab und an in die Kneipe. Wo soll man denn sonst Frieden finden?»

John nickte verständnisvoll. «Sicher. Das ist gut, dass man Sie dort kennt. Dann dürfte es ein Leichtes sein, Zeugen zu finden, die berichten können, wie oft Sie vor Ort sind und wie viel Sie bei diesen Gelegenheiten trinken.»

Henk sah, ohne zu blinzeln, zu ihm auf. Sicher stellte er sich gerade vor, wie er John langsam und genussvoll den Hals umdrehte. «Wahrscheinlich», erwiderte er gedehnt.

«Wunderbar. Nachdem wir das festgestellt haben, wollen Sie mir vielleicht noch einmal genauer erzählen, wie viel und wie oft Sie trinken?»

Verwirrt hob Henk die Hände. John sah in seine Unterlagen. «Ihre Frau hat zu Protokoll gegeben, dass Sie täglich trinken und mehrfach in der Woche so viel, dass Sie die Beherrschung verlieren, nicht mehr laufen können, die Nacht in der Kneipe verbringen, wütend werden, sie schlagen, treten, demütigen, sich nicht mehr kontrollieren können.»

«Das ist doch ...»

«Sie bleiben manchmal über Nacht in der Wirtschaft?»

«Nein, ich ...»

«Sie stehen unter Eid, Herr Bloom.»

Henks zunehmende Verzweiflung hing in der Luft wie ein übler Geruch.
«Wenn wir Karten spielen, wird es eben mal später.»

«Glücksspiel?» John guckte so schockiert, dass es beinahe komisch wirkte.

«Karten!» Entsetzt schüttelte Henk den Kopf. «Skat, Poker. Grabuge. Was man eben so spielt.»

«Sie spielen um Geld?»

Schweigen.

«Antworten Sie», forderte ihn Beckmann auf. Er hatte inzwischen einen eindeutig angewiderten Zug um den Mund.

Wäre Alice allein mit Henk gewesen, sie hätte um ihr Leben gefürchtet, so mordlustig war der Ausdruck in seinen Augen.

«Na, man spielt schon manchmal um Geld, das ist doch normal», knurrte er.

«Haben Sie schon einmal verloren?»

«Ab und an.»

Erneut runzelte John die Stirn, schien wieder etwas in seinen Akten nachzuschauen. Alice sah genau, dass seine Augen nicht über die Notizen wanderten. Er brauchte die Unterlagen nicht. Es war wirklich alles ein einziges großes Theaterstück.

«Sie behalten den Verdienst Ihrer Frau ein, richtig?»

«Ich verwalte unser gemeinsames Geld.»

«Wie viel geben Sie ihr für den Haushalt?»

«Das kommt drauf an.»

«Worauf?»

«Wie viel wir gerade haben.»

Wieder mimte John Erstaunen. «Haben Sie kein festes Gehalt?»

«Doch.»

«Und Ihre Frau?»

«Auch.»

«Warum variiert der Betrag dann?»

Erst Schweigen. Dann: «Na, weil er eben manchmal unterschiedlich ist.»

John verzog verständnisvoll das Gesicht. «Weil es darauf ankommt, ob Sie beim Glücksspiel gewinnen oder verlieren.»

Alice wusste, dass sie gewonnen hatten. Zumindest für heute.

John fuhr eine weitere Viertelstunde fort, Henk mit seinen unschuldig wirkenden Fragen auseinanderzunehmen. Schließlich hob er die Hände, als wollte er sagen: Mehr brauchen wir wohl nicht.

Beckmann nickte. Zwischen seinen Augenbrauen war eine steile Falte erschienen. «Der Termin zur weiteren Beweisaufnahme und zum Zeugenverhör wird auf den zwölften Dezember festgesetzt.»

Alice merkte erst jetzt, dass sie kaum geatmet hatte in der letzten Stunde. Sie fühlte sich vollkommen erschöpft. Um sie her erwachte der Saal zum Leben, aber sie blieb einfach sitzen, badete in dem warmen Gefühl der Erleichterung.

John fing ihren Blick auf. «Geschafft», formte er mit dem Mund. Er wirkte weder erleichtert noch angestrengt, sondern hellwach. Zum ersten Mal glaubte sie, dass vielleicht doch alles gut werden würde. Dass sie es schaffen konnte.

Dass John es schaffen konnte.

Es hätte nicht besser laufen können. Bis auf eine Ausnahme. Während er im Besprechungszimmer seine Robe auszog und seine Unterlagen ordnete, den Prozess im Kopf noch einmal Wort für Wort Revue passieren ließ, merkte John, wie Ärger in ihm hochkochte.

Sie stand draußen auf dem Gang und wartete auf ihn. Er hatte insistiert, wollte auf keinen Fall, dass sie alleine hinausging und vor dem Gebäude vielleicht auf ihren Mann traf. Ganz gegen ihre sonstige Art hatte sie sofort eingewilligt.

Als er aus dem Zimmer trat, blickte sie auf und lächelte.

John lächelte nicht. «Kommen Sie», sagte er und ging vor ihr her. Sie folgte ihm rasch und sichtlich verwundert. Wortlos stiegen sie nebeneinander die Treppen hinunter. Er merkte, dass sie ihm immer wieder Seitenblicke zuwarf. Erst als sie beim Automobil angekommen waren, außer Hörweite von möglichen Zeugen, blieb er stehen. «Sie haben Ihren Mann mit einem Holzscheit geschlagen?»

Überrascht hielt sie inne. «Ja», sagte sie dann.

John holte tief Luft. Er konnte es nicht fassen.

«Sie sind verärgert.»

«Ich bin nicht verärgert darüber, dass Sie es getan haben, sondern dass Sie mir nicht davon erzählt haben. Ich hatte Ihnen doch erklärt, dass Gewalt von Frauen gegenüber Männern rechtlich gesehen nicht gerechtfertigt ist. Er hat mich damit heute überrascht. Wenn ich es vorher gewusst hätte, wäre ich vielleicht anders vorgegangen.» Er schüttelte den Kopf. «Wir können nur

hoffen, dass die Richter Sie nicht darauf festnageln werden. Das kann sehr ungünstig für Sie ausgelegt werden. Ich muss solche Dinge wissen, Alice.»

Schockiert sah sie ihn an. «Ich habe mich einfach nur gewehrt, das ist doch etwas vollkommen anderes, ich ...»

«Warum haben Sie es mir nicht erzählt?», fuhr er dazwischen.

Sie stockte. Abwartend sah er sie an. «Ich weiß es nicht», sagte sie dann. «Es schien mir nicht wichtig. Und ehrlich gesagt war ich davon ausgegangen, dass er sich nicht erinnert. Er war eine ganze Weile bewusstlos. Und warum sollte ein Vorfall, bei dem zufällig einmal er zu Schaden kommt statt ich, einen Unterschied machen? Es war von ihm provoziert, ich wollte einfach nur nicht, dass er ...»

«Es macht einen Unterschied.» Er wusste nicht genau, wo sein Ärger herkam, aber es hatte sicherlich nicht allein damit zu tun, dass er sich überrumpelt gefühlt hatte, als Henk davon erzählte. Was verschwieg sie ihm noch alles? Und warum zur Hölle verlangte sein ganzer Körper danach, diese Frau an sich zu ziehen und zu küssen?

Alice sah ihn an, offensichtlich ebenfalls irritiert von seiner Reaktion. «John», sagte sie, in einem Ton, der ihn überraschte. «Mein Mann kam an diesem Tag betrunken nach Hause. Er hat ein Bild von Rosa auf dem Fußboden gesehen und vollkommen den Verstand verloren. Er hat mir nicht nur die Nase gebrochen, er hat versucht, meinen Kopf in kochendes Wasser zu tauchen. Wenn ich das Holzscheit nicht zu fassen bekommen hätte, wenn ich auch nur wenige Sekunden länger gezögert hätte, wäre ich jetzt nicht hier.»

John starrte sie an. «Er hat was?», fragte er erschüttert.

Sie trat einen Schritt vor. «Glauben Sie, ich mache das hier zum Spaß? Glauben Sie, ich mache das nur, weil ich ihn satthabe und ein besseres Leben will?» Ihre Stimme vibrierte vor unterdrückten Gefühlen. «Ich habe es nicht erzählt, weil ich wusste, dass Sie es nicht verstehen würden. Dass niemand es verstehen würde. Sie haben es doch eben selbst gesagt, es würde mir angelastet werden. Wie Frauen immer alles angelastet wird.» Sie stockte. «Vielleicht hatte ich auch einfach Angst, dass Sie mich genau so ansehen würden, wie Sie mich jetzt ansehen.»

Er wusste nicht, was er erwidern sollte. Sie hatte ihren Mann mit einem Holzscheit bewusstlos geschlagen. Henk hatte versucht, sie umzubringen. Wegen einer vollkommenen Lappalie. Es war so absurd, so vollkommen entfernt von seiner eigenen Lebensrealität, in der man nicht einmal die

Stimme hob, in der es immer gesittet und geregelt zuing, dass er Schwierigkeiten hatte, es sich auch nur vorzustellen. Schweigend musterte er ihr Gesicht. Hinter ihrer Wut zuckte die Verletzung hervor, und ihm wurde klar, dass er erst jetzt, in diesem Moment, wirklich in letzter Konsequenz begriff, in welcher Situation sie gelebt hatte. Wie viel für sie auf dem Spiel stand.

Und ihm wurde klar, dass sie recht hatte. Damals *hätte* diese Geschichte seinen Blick auf sie verändert.

Aber inzwischen wusste er es besser. Er war nicht hier, um über sie zu urteilen. Er war hier, um sicherzustellen, dass sie nie wieder in eine solche Situation geraten würde.

John warf die Autotür, die er gerade geöffnet hatte, wieder zu. Einen Moment blickte er prüfend in den Himmel. «Der Wind hat sich gelegt.» Er sah sie an. «Gehen Sie ein Stück mit mir?»

Es war offensichtlich, dass sie mit dieser Frage nicht gerechnet hatte, sondern darauf eingestellt war, sich weiter verteidigen zu müssen. Sie hob die Augenbrauen, sah sich um, als wüsste sie nicht, wie sie reagieren sollte. «In Ordnung», sagte sie dann brüsk.

Sie war seit vielen Jahren nicht mehr einfach so spazieren gegangen. Schon gar nicht mit einem Mann. Von den Justizgebäuden aus mussten sie nur einmal um die Ecke biegen und waren am Botanischen Garten. Zu dieser Jahreszeit ragten die Äste der Bäume kahl in den trüben Himmel, aber die frische Luft klärte ihren Kopf. Der Boden war mit raschelndem braunrotem Laub bedeckt, über den Dächern schrien ein paar Möwen. Entfernt hörte man die Züge, die auf die Lombardsbrücke zuratterten.

«Es tut mir leid.» John sprach plötzlich, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinanderher gegangen waren. «Bitte entschuldigen Sie meinen Ärger. Natürlich haben Sie jedes Recht, Details aus Ihrem Leben für sich zu behalten. Ich möchte klarstellen, dass ich dem Gesetz nicht zustimme. Es war richtig von Ihnen, sich zu wehren.»

Sie nickte stumm, ein wenig überrascht von seinem Sinneswandel.

«Würden Sie mir mehr von Ihrer Ehe erzählen?» Er fragte beinahe vorsichtig. «Von Ihrem Mann? Ich weiß, es ist schwer, aber es hilft, mir ein Bild zu machen, vor Gericht nicht überrascht zu werden.»

Alice zögerte. «In Ordnung», sagte sie schließlich.

Es tat so gut, mit ihm zu reden. Er hörte einfach zu. Er urteilte nicht, und er unterbrach sie auch nicht mehr. Ruhig hakte er nach, und sie antwortete gewissenhaft, ließ nichts mehr aus, beschönigte nichts.

Leider blieb es nicht bei Fragen zu ihrer Ehe.

«Wie haben Sie sich kennengelernt?»

Alice spürte, wie alles in ihr sich anspannte. Und da war er wieder, der Punkt, an dem sie nicht länger ehrlich sein konnte. «Über meine Eltern», sagte sie schließlich ausweichend. Beinahe hätte sie weitergesprochen. Beinahe hätte sie alles erzählt. Die Versuchung, die Last endlich mit jemandem zu teilen, war so groß.

Sie vertraute ihm. Sie war sicher bei ihm. Sie wusste, dass er auf ihrer Seite war. Aber er war auch nur ein Mensch. Es gab Dinge, die man einfach nicht erzählen konnte. Egal, wie sehr man jemanden mochte. Dinge, die niemand verstehen würde.

Nicht einmal er.

Jaris hatte damit gerechnet, dass Henk Alice suchen würde. Und tatsächlich war er bereits am ersten Tag nach ihrer überstürzten Flucht im Stall aufgetaucht, schnaubend wie ein wütender Stier. Jaris hatte sich mitfühlend gegeben, hatte seinen Schwager nach oben in seine Wohnung geführt, ihm Bier angeboten, beruhigend auf ihn eingeredet, so getan, als hätte er keine Ahnung gehabt. Rosas Bett und ihr Spielzeug hatten er und Alice bereits am frühen Morgen vorsorglich auf den Heuschober getragen, wie sie es jetzt jeden Tag machten, alle Spuren ihrer Anwesenheit beseitigt. Werktags war Alice in der Lagerhalle und Rosa bei Marietta, und so hatten sie nicht erleben müssen, wie Henk die Wohnung durchsuchte. Irgendwann war er abgekühlt, hatte sich zu einem Bier überreden lassen. Zum Glück war er schon vorher nicht ganz nüchtern gewesen und hatte es Jaris damit leicht gemacht, den ahnungslosen, besorgten Bruder zu spielen. An ihm war ein Schauspieler verloren gegangen, er war ziemlich stolz gewesen auf seine Darbietung.

An diesem Tag hatte er gut parierte. Aber dass Henk so kurz nach ihrer Flucht auftauchen würde, war zu erwarten gewesen.

Das Gefährliche waren die überraschenden Besuche.

Es war bereits dunkel im Stall, nur die Laternen vom Hof spendeten noch Licht. Er hätte längst Feierabend machen sollen, aber er mochte diese abendlichen Stunden bei den Pferden. Wenn es ruhig geworden war, ließ er sich gerne Zeit, redete mit den Hengsten, während er ihre Raufen mit Heu füllte und ihnen Wasser brachte. Jaris zuckte zusammen, als er die Stimme hinter sich hörte. Um ein Haar hätte er den Besen fallen lassen, mit dem er gerade die Box auskehrte.

«Du weißt, wo sie sind!» Henk schob das Tor der Box auf. «Spuck es aus!»

Inzwischen gab es keinerlei Grund mehr, so zu tun, als würde er Henk mögen. Seine Arbeit wollte er wegen dieses Idioten allerdings nicht riskieren. «Natürlich weiß ich, wo sie sind, du elender Scheißkerl», sagte er leise. «Aber ich würde es dir nicht einmal verraten, wenn du mir eine geladene Pistole an den Kopf hältst.»

Erstaunen verwandelte Henks Züge. Dann kam er ihm mit wenigen Schritten so nahe, dass Jaris seinen sauren Atem riechen konnte. «Gute Idee»,

knurrte er.

Jaris schmiss den Besen in die Ecke, bereit für die Konfrontation.

«Alles in Ordnung, Chef?» Einer der Knechte war an die Box herantreten und taxierte Henk mit Misstrauen im Blick. Der wich sofort einen Schritt zurück, wandte seine Augen aber nicht von Jaris ab.

«Ja, alles gut. Mein Schwager wollte gerade gehen.»

«Nicht, bevor du mir sagst, wo sie sind.»

Er musste sich zusammenreißen. In diesem Moment heulte draußen ein Motor auf. Jaris runzelte die Stirn. Der große Hengst, in dessen Box sie sich befanden, schnaubte nervös. «Verzieh dich, Henk!» Jaris nahm wieder den Besen. «Von mir erfährst du kein Wort.»

«Was ist hier das Problem?» Mit einem Mal stand John im Gang des Pferdestalls, musterte sie beide mit strengem Blick. Jaris schüttelte kaum merklich den Kopf, und er sah, dass John sofort verstand. «Kann ich Ihnen helfen?» Langsam kam er auf sie zu.

Aus Henks entgeisterter Miene wurde bei Johns Anblick ein triumphierendes Grinsen. «Ich wusste es», sagte er heiser. «Ich wusste, sie ist hier.»

In gespielter Ahnungslosigkeit hob John die Brauen. «Wer ist hier? Wollten Sie mich sprechen?» Sein Blick irrte durch den Stall. «Herr Nord, warum sind die Pferde noch nicht gefüttert?»

«Ich hatte noch keine Zeit», erwiderte Jaris knapp, ohne die Augen von Henk zu nehmen, der verwirrt die Stirn runzelte. «Mein Schwager ist unerwartet vorbeigekommen.»

«Die Tiere gehen vor, Herr Nord, das muss ich Ihnen wohl nicht erklären. Warum stehen die Kornsäcke dort im Eingang? Das ist eine Feuertür, im Notfall blockieren sie den Fluchtweg.»

«Ich kümmere mich darum.» Für Jaris' Geschmack spielte John seine Rolle ein wenig zu gut.

Henk gab einen kehligen Laut von sich. Jaris konnte förmlich dabei zusehen, wie sich in seinem Kopf die Zahnräder drehten.

«Interessant, dass man sich auf diese Art wieder begegnet, Herr Bloom. Aber ich würde Sie bitten, meinen Stallmeister nicht weiter von der Arbeit abzuhalten. Privatgespräche können Sie nach Feierabend führen.»

Henk schien immer noch nicht zu begreifen. Seine Augen huschten unsicher zwischen Jaris und John hin und her.

«Ja, was denkst du denn?» Jaris packte seinen Schwager an der Schulter. «Seiner Familie gehört die Brauerei», zischte er leise. «Herr Reeven arbeitet für die Fürsorge, daher kennt er Alice. Ich arbeite für ihn, Henk. Also rei dich gefälligst zusammen.»

Endlich rastete das Verständnis in Henks Blick ein. «Dann ... ist sie nicht hier?»

Jaris legte so viel Verachtung in seine Stimme, wie er nur konnte. «Denkst du, ich lasse meine Schwester in einem Stall schlafen?»

Bevor Henk reagieren konnte, schnitt Johns Stimme durch die Unterhaltung. «Wer schläft im Stall?» Er war näher gekommen und musterte sie beide mit schmalen Augen.

«Niemand!», erklärte Jaris hastig. Er musste zugeben, dass John ein meisterhafter Schauspieler war – fast so gut wie er selbst.

«Das will ich mir auch verbitten. Auf dem Betriebsgelände hat niemand etwas zu suchen, der nicht hier arbeitet, das wissen Sie, Herr Nord. In diesem Sinne. Herr Bloom.» Kühl sah John Henk an. «Ich begleite Sie nach draußen.»

Mit großen Schritten ging John voraus auf den dunklen Hof. Dort angekommen, packte er Henk ohne Vorwarnung mit beiden Händen am Kragen, sodass dieser ein erstauntes Keuchen von sich gab. «Ich sage es Ihnen nur ein einziges Mal. Sie hören auf, nach den beiden zu suchen. Das Ganze wird vor Gericht ausgetragen und nirgends sonst. Wenn mir zu Ohren kommt, dass Sie meiner Mandantin oder ihrer Tochter Schaden zufugen, werde ich dafur sorgen, dass Sie hinter Gittern verfaulen. Verstehen Sie, was ich Ihnen sage?» Er dachte daran, dass dieser Mann versucht hatte, Alice' Kopf in kochendes Wasser zu tauchen, er dachte daran, wie sie ausgesehen hatte, an jenem ersten Tag in seinem Büro der Fürsorge. Und es kostete ihn alle Willenskraft, die er aufbringen konnte, ihm nicht die Faust in den Magen zu rammen.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis Henk in Erfahrung bringen würde, wo Rosa und Alice steckten. Schließlich war die Halle, in der Alice arbeitete, einst sein Arbeitsplatz gewesen. Er musste ihn so sehr einschüchtern, dass er gar nicht erst auf die Idee kam, sich an Alice zu rächen, auch wenn er herausfand, wo sie und ihre Tochter waren. «Ich kenne jeden einzelnen Strafvollzugsbeamten dieser Stadt.» Um seine Drohung zu unterstreichen,

packte er Henks Kragen noch fester. «Und ich kann Ihnen das Leben dort drin zur Hölle machen. Überlegen Sie sich gut, ob Sie das riskieren wollen.»

Henk stieß ihm den Fuß gegen das Knie. John taumelte einen Schritt zurück, aber bevor Henk sich auf ihn stürzen konnte, erklang eine tiefe Stimme hinter ihnen.

«Was geht hier vor?» Die Kutscher standen in einem Halbkreis im Dunkeln. In ihren braunen Schürzen und mit den Mützen wirkten sie beinahe bedrohlich. Die Tarifverhandlungen, deretwegen er heute hergekommen war, waren noch immer in vollem Gange und die Stimmung, milde gesagt, erhitzt. Einen Moment war John sich ganz und gar nicht sicher, in welche Richtung sich die Situation nun drehen würde. Dann trat einer von ihnen vor. «Brauchen Sie Hilfe, Herr Reeven?»

John richtete sich den Kragen. «Die brauche ich in der Tat», antwortete er ruhig. «Wenn Sie diesen Herrn bitte vom Gelände begleiten würden?» Er musterte Henk abfällig. «Er hat sich in der Adresse geirrt.»

Die Männer nahmen Henk in die Mitte. Nach ein paar Metern riss er sich los, drehte sich um und spuckte auf den Boden.

Alice hatte jedes Wort aus dem Stall und dem Hof gehört. Während Henk mit Jaris sprach, hatte sie oben an der halb geöffneten Tür gekniet, bereit, sie jederzeit zuzuschlagen und den Riegel vorzuschieben. Ihr Bruder würde sich eher zerfleischen lassen, als zuzulassen, dass Henk die Treppe zur Wohnung passierte. Aber ihr Mann war unberechenbar. In der Verhandlung hatte sie dabei zugesehen, wie er durch Johns geschickte Fragen immer weiter in die Enge getrieben worden war. Er war unterlegen gewesen, hatte auf peinliche Art als Verlierer dagestanden. Alice wusste, wie er in solchen Situationen reagierte. Zu oft hatte sie es auf schmerzhaft Weise zu spüren bekommen. Als John Henk nach draußen geführt hatte, war sie aufgesprungen und ans Fenster gerannt, hatte dort die Auseinandersetzung der beiden Männer auf dem Hof verfolgt. Nun hatten die Kutscher Henk in die Mitte genommen. Er sah sich immer wieder um. Seine Verwirrung über die Situation war offensichtlich.

John ging mit großen Schritten auf das hell erleuchtete Verwaltungsgebäude der Brauerei zu, als hätte es den Zwischenfall nie gegeben. Im Laufen grüßte er flüchtig ein paar Arbeiter, die im Hof standen und rauchten.

Sie verstand, wie klug er handelte. Henk stolperte nach vorne, warf dann einen Blick zurück in Richtung Stall. Plötzlich schnellte sein Kopf nach oben, und Alice zuckte zurück. Als sie sich traute, wieder hinauszuschauen, war er aus ihrem Sichtfeld in der Dunkelheit verschwunden.

Schwere Schritte auf der Treppe ließen sie herumfahren. «Er ist weg.» Jaris kam herein, der Schreck stand ihm noch ins Gesicht geschrieben.

Alice nickte. «Ich habe es gesehen.»

«Rosa, komm her!», rief Jaris, und gleich darauf tappten kleine Füße über den Boden. Rosa lief auf ihren Onkel zu, doch im letzten Moment wechselte sie die Richtung und sprang stattdessen John in die Arme, der hinter Jaris in der Tür erschienen war und sie überrascht hochnahm.

«Ist alles in Ordnung? Alice?»

Sie hätte lügen müssen, um mit Ja zu antworten. Nichts war in Ordnung. Alice hatte Angst, die Beine würden ihr jeden Moment wegnicken. «Sie sind genau im richtigen Moment aufgetaucht.»

«Ich wäre ihn auch so losgeworden.» Mit ausdrucksloser Miene ging Jaris an John vorbei.

John und sie tauschten einen Blick. Alice verspürte den Drang, zu ihm zu gehen und sich in seine Arme zu werfen. Rosa hatte noch kein Wort gesagt, aber die Art, wie sich ihre Hände in Johns Ärmel krallten, verhieß nichts Gutes. Offensichtlich hatte sie mehr mitbekommen, als Alice gehofft hatte. «Ist Papa weg?», fragte sie leise.

John nickte. «Er ist weg», sagte er ruhig. «Und er kommt auch nicht wieder.»

Alice war sich nicht sicher, ob er das versprechen sollte. Rosa lehnte sich an Johns Schulter. Ihre Augen schimmerten.

«Jar, vielleicht könntest du mit ihr Schlittschuh laufen gehen?», fragte Alice. «Sie braucht jetzt etwas zum Lachen. Ich weiß, es ist schon spät, aber die Eisbahn auf dem Heiligengeistfeld hat sicher noch geöffnet?» Sie trat neben John und strich ihrer Tochter besorgt die Haare aus der Stirn.

«Ich muss noch arbeiten», erwiderte ihr Bruder unwillig.

«Sie können sicherlich den Abend freinehmen», schlug John vor und hob fragend die Brauen.

«Bei allem Respekt, Herr Reeven, aber Sie sind nicht der Verwalter hier. Ich glaube kaum, dass ...»

«Dann spreche ich mit dem Verwalter», unterbrach John ihn brüsk. «Gehen Sie. Ich garantiere Ihnen, es ist in Ordnung.»

Jaris sagte kein Wort mehr. Er presste den Mund zu einem weißen Strich zusammen, nahm John Rosa ab, setzte sie auf die Küchenbank, zog ihr Schuhe, Mantel und Mütze an, nahm sie dann wieder auf den Arm und verließ die Wohnung, ohne einen von ihnen noch einmal anzusehen. Mit einem Knall warf er die Tür hinter sich ins Schloss.

Mit einem Mal waren sie allein. John spürte die Auseinandersetzung mit Henk in seinem Körper nachhallen. Wut und Abscheu ergaben eine brodelnde Mischung. Äußerlich war er ruhig, aber die Angst in ihrem Blick ließ ihn wünschen, dass er Henk mehr mitgegeben hätte als nur eine Warnung.

«Er wird nicht wiederkommen», wiederholte er. Er glaubte selbst nicht an seine Worte. Im Gegenteil, er war sich sicher, dass Henk wiederkommen würde. Aber er wollte sie so gern beruhigen.

«Ich hätte ihn umgebracht», sagte sie plötzlich scharf, obwohl sie immer noch am ganzen Leib zitterte. «Dieses Mal hätte ich ihn umgebracht.»

«Das glaube ich sofort», erwiderte er. «Allerdings bin ich froh, dass ich Sie vorerst nicht vor Gericht wegen Mordes verteidigen muss.» Er lächelte, trotz der absurden Situation, trotz der Angst in ihrem Blick. Und nach kurzem Zögern zuckten ihre Mundwinkel.

«Geht es Ihnen gut?», fragte er noch einmal und merkte plötzlich, dass diese eine Frage, seit er Alice kannte, zum Mittelpunkt seines Lebens geworden war. Sie war alles, was zählte.

Sie schüttelte den Kopf. «Ja», sagte sie dann.

«Es wird besser werden.»

Alice nickte. Sie sah ihn an. Auf eine Art wirkte sie gleichzeitig aufgelöst und gefasst. Ihre Augen flirrten über sein Gesicht. Etwas in ihm war auf den Moment vorbereitet gewesen, hatte gewusst, dass er kommen würde, seit sie das erste Mal in seinem Büro aufgetaucht war. Trotzdem war er überrascht, als sie es wirklich tat. Als Alice vortrat, ihn noch einen Moment forschend ansah und ihn küsste.

Endlich, dachte er. Endlich, endlich.

Als er eine Hand in ihren Nacken legte und sie an sich zog, gab sie einen überraschten Laut von sich. Sofort ließ er sie los.

Sie sah ihn einen Wimpernschlag lang mit großen Augen an. Schwer atmend standen sie voreinander. Dann schüttelte sie den Kopf, schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn auf eine Weise, die alles in ihm vibrieren ließ. Bevor er Evelyn kennenlernte, war er bereits ein paarmal verliebt gewesen, er hatte mit Frauen geschlafen, aber nie hatte er es so sehr gewollt wie jetzt. Er spürte das Verlangen nach ihr im ganzen Körper.

John wusste, dass er etwas tat, das er nicht rechtfertigen konnte. Er wusste, wie falsch es war. Aber er konnte nicht anders. Es fühlte sich an wie etwas, worauf er ein Leben lang gewartet hatte. Und plötzlich war es erschreckend einfach, alles andere zu verdrängen. Plötzlich gab es nur noch sie, ihre Augen, ihren Geruch, ihre Haut.

John hob sie hoch und trug sie ins Schlafzimmer. Dann dachte er für die nächsten zwei Stunden an gar nichts mehr. Außer an ihren warmen Körper unter seinem und ihren keuchenden Atem an seinem Hals.

Es war anders als alles, was sie bisher mit Männern erlebt hatte. Sie konnte nicht genug von ihm bekommen. Es machte sie wahnsinnig, seine Hände auf ihrem Körper, seinen Mund auf ihrem. Er drängte sie zu nichts, er war nicht grob, und obwohl sie spürte, dass er vor Verlangen fast den Verstand verlor, war sie es, die das Tempo bestimmte, die seinen Gürtel löste, ihm das Hemd auszog, und schließlich war auch sie es, die sich auf ihn setzte und die Grenze zwischen ihnen beiden für immer verschob.

Sogar als sie müde wurde, wollte sie nicht aufhören, ihn immer weiter küssen, anfassen, sein Gewicht auf ihrem Körper spüren. Alice erkannte sich selbst nicht wieder. Männer hatten für sie so lange Zeit Abwehr bedeutet, Gefahr. Aber natürlich war die Erklärung einfach. Sie hatte noch nie mit einem Mann geschlafen, dem sie vertraute.

Es war eine vollkommen neue Erfahrung.

Für einen kurzen Moment war er weggedämmert. Mit dem Erwachen kam die Schuld. Die Gewissheit, einen grauenvollen Fehler begangen zu haben, kroch durch seinen Körper. «Das hätte nicht passieren dürfen», sagte er leise.

Alice hatte augenscheinlich nicht geschlafen. Ohne zu blinzeln, lag sie neben ihm, starrte an die Decke. Ihre Haut strahlte Hitze aus. Auch jetzt noch, da der Rausch der letzten beiden Stunden langsam von ihm abfiel und die Schuld ihn übermannte, spürte er die Anziehung, die sie auf ihn ausübte, in

jeder Faser seines Körpers. Er musste sich zwingen, sie nicht sofort wieder an sich zu ziehen.

John setzte sich auf. Draußen schneite es, das Zimmer lag in jene weiße Dunkelheit gehüllt, die es nur im Winter gab. Es roch nach der glimmenden Asche im Kamin. Bei seinen Worten war sie zusammengezuckt.

«Ich weiß», erwiderte sie nach einer kurzen Pause.

Ein Teil von ihm hatte gegen jede Vernunft gehofft, dass sie protestieren würde. Er richtete sich halb auf, und wie auf Kommando zog sie ihr Bein von seinem Oberschenkel, raffte die Decke an sich. «Ich will ...»

«Du musst es nicht sagen», unterbrach sie.

Es war seltsam, das «Du» aus ihrem Mund zu hören. Richtig – und gleichzeitig gefährlich. Nur zwei Buchstaben machten deutlich, dass sie eine Grenze überschritten hatten, über die es kein Zurück gab.

Er runzelte die Stirn. «Du weißt doch gar nicht, was ich ...»

«Ich weiß es genau», erwiderte sie ruhig. Wie schwarze Schatten fielen ihre Haare auf das weiße Laken. «Du willst mir sagen, dass es ein Fehler war. Dass sich nichts ändern wird. Dass du meine Situation nicht ausnutzen möchtest. Dass du verlobt bist, dazu noch mein Anwalt und wir deshalb nicht ...»

«Darf ich vielleicht selber reden?» Er konnte nicht anders, als zu lachen, und trotz der unheilvollen Situation fasste er ihr Kinn und zog sie an sich. Ihr warmer Mund war das beste Gefühl der Welt. Sie zog sich nicht zurück, erwiderte den Kuss aber nicht, sah ihn nur abwartend an.

«Ich wollte sagen, dass ich ...» Er stockte. Sie hatte recht. Im Grunde hatte er genau das alles sagen wollen.

«Es tut mir leid», sagte sie leise.

Er konnte dabei zusehen, wie sie sich innerlich von ihm entfernte.

«Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Ich hätte dich nicht küssen sollen. Es ist meine Schuld.»

John hielt sie fest. «Ich wollte dich küssen, seit du das erste Mal vor meinem Schreibtisch gestanden hast.»

Es stimmte. Trotzdem hätte er es niemals getan. Nicht in ihrer Situation. Ein Mann wie er konnte eine Frau wie sie nicht küssen, ohne ihre Lage auszunutzen. Und auch jetzt, da sie es initiiert hatte, behielt es einen Beigeschmack, der nicht zu verleugnen war, der aus all den vielen sichtbaren und unsichtbaren Unterschieden zwischen ihnen bestand.

Sie erwiderte nichts, sah ihn nur an, eine Mischung aus Misstrauen und Unsicherheit im Blick.

Er atmete ein und langsam wieder aus. «Trotzdem hätte es nicht passieren dürfen.»

Es war nicht schwer zu erraten, was er dachte. Diese Situation war unmöglich zu lösen. Sie verstand das. Trotzdem war es kaum zu ertragen, wie er nach Worten suchte, um ihr zu sagen, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hatten.

Sie hatte einfach gehandelt, er war aufgetaucht, und sie hatte sich plötzlich sicher gefühlt, hatte an nichts anderes mehr denken können als daran, ihn zu küssen.

Auf eine Art war es gut, dass er es bereute. Alles daran war falsch, und sie wusste das. Wenn sie nachgedacht hätte, hätte sie es niemals getan.

Aber sie hatte nicht nachgedacht.

Was sollte er schließlich tun – sie und Rosa in seine Villa holen, seine Verlobte verlassen und mit ihnen heile Welt spielen?

Einen Moment schwiegen sie beide.

«Ich werde nicht deine Geliebte sein.» Die Feststellung klang härter, als sie es beabsichtigt hatte.

«Natürlich nicht.» Sogar im Dunkeln sah sie, wie Verletzung über sein Gesicht zuckte. «Das würde ich niemals verlangen.» Seine Stimme war rau. Auf einmal wirkte er sehr müde. Er strich sich mit beiden Händen über den Bart, und das Geräusch verursachte eine sehnsüchtige Gänsehaut, die ihr über den ganzen Körper kroch.

Plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht mehr genügend Luft zu bekommen. Alles, was sie wollte, war, wieder mit ihm zu schlafen. Ruckartig stand sie auf. «Vielleicht sollten wir einfach so tun, als wäre das nie passiert?» Alice trat ans Fenster, drehte das kleine Öllicht hoch und blickte hinaus auf den verschneiten Hof.

Sie erkannte zu spät, welchen Fehler sie gemacht hatte.

John hatte sich ebenfalls erhoben, er suchte nach seinem Hemd. Bei ihren Worten sah er zu ihr auf. Und plötzlich veränderte sich sein Gesicht. Von einer Sekunde auf die andere wurde er bleich. «Alice.» Er kam auf sie zu, die Augen vor Entsetzen geweitet. Sie wich zurück, aber er hielt sie fest. «Alice», sagte er mit rauer Stimme. «Dein Rücken.»

Er war ewig durch die Gegend gefahren. Hatte am Alsterufer angehalten, auf das dunkle Wasser gestarrt, bis er vom beißenden Nordwind so durchgefroren war, dass er seine Hände nicht mehr spürte.

Die Narben auf ihrem Rücken hatten ihn auf eine Weise durcheinandergebracht, die er von sich nicht kannte. Alice hatte sich geweigert, etwas zu erklären, hatte nur wieder und wieder versichert, dass Henk nichts damit zu tun habe. Er wusste nicht, ob er ihr glauben sollte. Wenn diese Verletzungen doch von ihrem Mann stammten, konnte dies den Prozess in eine vollkommen neue Richtung lenken. So grausam es auch war, sie waren ein Beweis. Aber Alice hatte davon nichts wissen wollen, ihn geradezu aus der Wohnung gedrängt, als er nicht aufhören konnte, sie auszufragen.

John krampfte die Hände ums Lenkrad. Sie hatte ihm geschworen, dass es nichts in ihrer Vergangenheit gab, das sich zu berichten lohnte. Aber schon damals, als er sie zum ersten Mal im Rahmen der Vorbereitungen auf den Prozess auf ihre Vergangenheit angesprochen hatte, hatte er instinktiv gespürt, dass das nicht stimmte. Er war derart aufgebracht, dass sich die Wut in ihm kaum kontrollieren ließ. Wie konnte man einem Menschen so etwas antun!

Er bog in die Einfahrt ein, die Räder knirschten auf dem Kies. Noch immer war er so in Gedanken versunken, dass es ein paar Sekunden dauerte, bis er die hell erleuchteten Fenster des Salons bemerkte. Stirnrunzelnd warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war fast elf Uhr abends. Er stellte den Motor ab, blieb einen Moment hinter dem Steuer sitzen. Es schien ihm unmöglich, das Haus zu betreten und einfach weiterzumachen wie bisher.

Die Schuld war wieder da, pulsierte durch seine Adern. Der Gedanke an eine Hochzeit mit Evelyn war kaum zu ertragen.

John fuhr sich müde mit beiden Händen über das Gesicht, starrte ins Nichts. Und selbst, *wenn* er es fertigbrächte. Wenn er nur an sich und an Alice dachte und alle anderen Beteiligten ignorierte, das tat, was er fühlte, und nicht das, was richtig war: Wie sollte das Ganze enden?

Er konnte die Verlobung auf keinen Fall lösen, das stand außer Frage. Genauso stand außer Frage, dass es der größte Fehler seines Lebens sein

würde, die Hochzeit stattfinden zu lassen.

Ich muss mit Evelyn sprechen, dachte er. Seltsamerweise schien der zentnerschwere Stein in seinem Magen bei diesem Gedanken ein wenig leichter zu werden. Er öffnete die Wagentür. Ich muss es ihr sagen. Ich liebe sie nicht. Ich schätze sie, aber ich liebe sie nicht.

Er stieg aus und nahm seinen Mantel vom Rücksitz. Draußen roch es nach Schnee. Das hell erleuchtete Haus schien auf ihn zu warten, ihn daran erinnern zu wollen, dass er ein Teil dieses Kosmos war, der nicht zur Ruhe kommen konnte, wenn er fehlte.

Hatte er vergessen, dass an diesem Abend Gäste erwartet wurden? Während er in seinem Gedächtnis kramte, ging er über den feinen Kies auf die Freitreppe zu. Früher hatte er sich mehrmals in der Woche heimlich durch die Hintertür hineinstehlen müssen, wenn er von der Arbeit kam, um das Heer der Feierwütigen zu meiden, die zu unzähligen Anlässen ins Haus geladen wurden: zu Dinnerpartys, Lyrikabenden, Lesegesellschaften, Séancen, Gartenfesten. Aber seit sein Vater krank war, blieben die Türen zum Skatzimmer und zu dem kleinen Tanzsaal geschlossen.

Sobald er die Halle betrat, spürte er, dass etwas nicht stimmte. Die Stille schien geradezu auf das Haus zu drücken. Dann sah er den Mantel am Hutständer. Er gehörte Dr. Blaustin.

Eine Welle der Angst jagte durch ihn hindurch. Die Türen zum Salon standen offen, gedämpftes Murmeln drang zu ihm hinaus, und so lief er nicht, wie sein erster Impuls es verlangte, die Treppe nach oben zu seinem Vater, sondern wandte sich dorthin. Als er eintrat, erblickte er als Erstes Julius und Marlies. Sie standen nebeneinander am Kamin, Marlies presste sich ein Taschentuch gegen den Mund, Julius hielt etwas verkrampft ihren Arm. Blanche saß auf dem Kanapee. Ihr Gesichtsausdruck versetzte ihm einen Stoß in den Magen. Neben ihr tätschelte Eugen mit abwesender Miene Burchards Kopf.

Als John eintrat, wandten seine Mutter und die Frau neben ihr sich gleichzeitig um und blickten in seine Richtung. Alles hatte er erwartet, aber nicht sie. «Evelyn!»

Sie hatte geweint.

Die Luft im Raum schien ihm mit einem Mal zu dick zum Atmen, er konnte sich nicht bewegen, konnte nur zusehen, wie sie auf ihn zukam.

Evelyn warf sich in seine Arme und fing an zu schluchzen. Die Erleichterung, die er spürte, als ihm klar wurde, dass sie nichts wusste, wurde sofort von brennender Scham abgelöst.

«Was ist passiert?», fragte er über Evelyns Kopf hinweg, während er sie festhielt. Seine Mutter war grau im Gesicht, und er spürte, wie die Angst in ihm von Sekunde zu Sekunde wuchs. «Was ist mit Vater?»

Erst sah Gesa ihn verständnislos an. «Oh, ach, du meinst ... weil Dr. Blaustin hier ist?» Ihr Blick flog kurz zur Decke, und sie schüttelte den Kopf. «Theodor hatte Magenstechen. Wir haben ihn vorsichtshalber angerufen, damit er ihm vor dem Schlafengehen noch einmal eine Spritze verabreicht. Er ist schon ewig oben, sicher spielen die beiden wieder Schach. Das ist nicht der Grund, warum ...» Sie brach ab, sah mit großen Augen zu Evelyn in seinem Arm.

«Wir lassen euch einen Moment.» Julius schob Marlies an ihnen vorbei aus dem Raum. Auch Blanche stand auf. Sie warf ihm einen unergründlichen Blick zu, griff den Rollstuhl und schob Eugen aus dem Zimmer. Im Vorbeigehen drückte sie seinen Arm. Verwirrt sah er ihr nach.

Evelyn wurde geschüttelt von Weinkrämpfen, sie konnte kaum Luft holen. John führte sie zum Sofa. Er hatte sie noch nie traurig gesehen – aber jenseits von gesellschaftlichen Anlässen hatte er sie ja auch noch gar nicht besonders oft erlebt. Mit Wucht wurde ihm klar, dass er sie eigentlich gar nicht kannte. Mit einem Mal erschien sie ihm in ihrer Hilflosigkeit wie ein Kind.

«John. Wir müssen die Hochzeit verschieben.»

«Was?» Verständnislos sah er sie an. Aber sie konnte nicht weitersprechen, weinte jetzt wieder so sehr, dass ihr die Stimme versagte.

Als er nichts unternahm, setzte Gesa, die als Einzige im Salon geblieben war, sich mit einem missbilligenden Zungenschnalzen neben sie und nahm Evelyn in den Arm, wiegte sie sanft hin und her.

«Ihre Eltern hatten einen Unfall», erklärte sie mit gedämpfter Stimme. Evelyn krümmte sich zusammen, als könnte sie die Worte nicht ertragen. «Am Jungfernstieg. Eine Droschke ist ausgeschert und in die Limousine gefahren. Sie wurden ... Sie sind ...» Gesa brach ab, schloss die Augen.

In seinen Ohren rauschte es. «Du meinst ...?», fragte er heiser, und sie nickte.

«Beide?»

Evelyn gab einen gequälten Laut von sich.

«Ja, John», erwiderte Gesa, verärgert über seine Begriffsstutzigkeit. Sie presste die bebende Evelyn an sich, als wollte sie ihre Trauer in sich aufnehmen. «Sie sind beide tot.»

* * *

In dieser Nacht ging niemand von ihnen schlafen. Sie saßen im Salon, sahen zu, wie vor den Fenstern ein neuer, kalter Wintertag heraufdämmerte. John hatte Dr. Blaustin gebeten, Evelyn eine Beruhigungsspritze zu geben. Nun lag sie seit Stunden auf dem Sofa, einen Lappen auf den Augen, schniefte ab und an leise. Blanche streichelte ihre Hand. Die anderen hatten sich um den Tisch versammelt. Es gab nichts, das sie hätten tun können, und so schwiegen sie. Aber niemand wollte zu Bett gehen, solange Evelyn bei ihnen war. John hatte angeboten, sie nach Hause zu bringen, aber sie hatte geradezu panisch reagiert. Und er verstand natürlich, warum. In ihrem Zuhause war ja niemand mehr.

Eugen sackte alle paar Minuten das Kinn auf die Brust, Burchard hatte sich zu seinen Füßen eingerollt und schnarchte. Sogar Theodor war mit dem Ascenseur heruntergekommen und ließ sich trotz seines immer blasser werdenden Gesichtes nicht überreden, sich wieder schlafen zu legen. Besorgt bemerkte John, wie dünn sein Vater geworden war. Die Krankheit schien neue Symptome hervorzubringen. Immer wieder kratzte er sich gedankenverloren an Bauch und Armen, schien sich dann dessen bewusst zu werden und hörte abrupt auf, nur um Minuten später von Neuem zu beginnen. John fing Blanchés Blick auf. Auch sie beobachtete ihren Vater. Sie war kreidebleich, ihre Augen riesig und dunkel.

«Ja, so schnell kann alles vorbeigehen.» Eugen war wieder aus dem Halbschlaf aufgefahren und hob mit einem Ruck den Kopf. «So schnell kann es gehen.»

«Vater!», mahnte Gesa mit Blick in Richtung Evelyn.

«Ich meine ja nur.» Auch Eugen sah schlecht aus. Sein dunkler Hausmantel klaffte auf und offenbarte die eingefallene Brust, er hing schief im Rollstuhl, versuchte wiederholt, sich gerade aufzusetzen, und verzog vor Schmerzen das Gesicht. John wurde schlagartig klar, wie alt er war.

«Macht einem deutlich, wie sinnlos alles ist.» Eugen griff nach der Sherryflasche, die neben dem Kaffee stand, hielt sie fragend Julius hin, der

nickte und ihm sein Glas entgegenschob. «Man sollte jeden Tag nutzen, tun, wozu man lustig ist. Denn ehe man sich's versieht ...» Er setzte zwei Finger an die Schläfe und ahmte einen Pistolenschuss nach.

John starrte ihn wütend an.

Die Köchin brachte frischen Kaffee.

«Machen Sie zum Frühstück eine Suppe.» Gesa erhob sich. «Wir brauchen alle etwas zur Stärkung. Ich komme mit in die Küche. Später werden Trauergäste eintreffen, wir müssen uns vorbereiten.»

John stand auf, er hielt es nicht mehr aus. «Ich muss ...»

«Du wirst doch nicht etwa heute zur Arbeit fahren?» Gesa fuhr herum, hielt ihn am Arm fest.

«Ich muss ein paar Dinge regeln, die keinen Aufschub dulden.» Sanft, aber bestimmt löste er ihren Griff.

«John, wirklich!»

Er ignorierte die fragenden Blicke, ging zu Evelyn und strich ihr über den Arm. Sie murmelte unruhig im Schlaf. «Ich bin gleich wieder da», sagte er sanft. Ihr Mund zuckte, aber sie wachte nicht auf.

* * *

Obwohl es so früh am Morgen war, stand Jaris bereits im Stall, als John in den Hof der Brauerei einbog. Alice' Bruder konnte sich nicht einmal dazu bringen, ihn zu grüßen, starrte ihm nur nach, als er die Treppe hinaufstieg, offene Feindseligkeit im Gesicht.

Auch Alice war bereits wach. Auf sein Klopfen hin schob sie den Riegel zurück. Erstaunt sah sie ihm entgegen.

«John.» Sie wich zurück, ließ ihn ein. Auf dem Tisch stand eine Tasse Kaffee, es roch nach warmem Brot. «Rosa schläft noch», erklärte sie leise. Sie wich seinem Blick aus. «Und ich möchte immer noch nicht darüber reden.»

Müde schüttelte er den Kopf. «Deswegen bin ich nicht hier.»

Mit einem Stirnrunzeln deutete sie zum Tisch, er setzte sich und berichtete mit knappen Worten, was vorgefallen war. Er hörte die Worte aus seinem eigenen Mund, und noch immer schien ihm alles vollkommen unreal. «Die Hochzeit ist natürlich erst mal auf unbestimmte Zeit verschoben. Daran ist jetzt gar nicht zu denken. Evelyn ist vollkommen zerstört.»

«Wie entsetzlich», sagte sie mit bleichem Gesicht. «Wie geht es dir?»

«Ich weiß es nicht», sagte er ehrlich. «Ich kannte die beiden, wir waren allerdings nicht eng verbunden. Aber Evelyn ... Sie braucht mich jetzt, Alice.»

«Natürlich.» Sie nickte. Es lag eine Art nüchterne Akzeptanz in ihrem Lächeln. Fast, als hätte sie es erwartet.

Er wollte ihr erklären, dass es keine Ausrede war, kein billiger Zug von ihm, um sich aus dem Ganzen herauszustehlen. Aber er fand keine Worte. Und auf eine Art fühlte es sich genau so an: wie eine billige Ausrede.

Alice stellte wortlos eine Tasse Kaffee vor ihm auf den Tisch. Ihre Augen sahen müde aus, ihre Lippen waren leicht geschwollen. Er dachte daran, wie es sich anfühlte, sie zu küssen, und es kostete ihn all seine Kraft, es nicht einfach wieder zu tun. Stattdessen griff er nach der Tasse, nahm einen Schluck. Die Wärme tat gut, obwohl er nichts schmeckte.

Da sie nicht sprach, sagte er, was er nicht länger aufschieben konnte: «Wir müssen den Prozess hinter uns bringen. Dafür brauchen wir beide einen kühlen Kopf. Wir dürfen nicht ... Wir dürfen keinen Fehler machen. Bis dahin halten wir Abstand.» Er räusperte sich. «Wir verhalten uns so, als wäre die vergangene Nacht nie passiert. Wenn wir die Verhandlung gewonnen haben, sehen wir weiter. Wir haben alles aufs Spiel gesetzt. Wenn herauskommen sollte, dass wir ... Nun, es würde ganz sicher bedeuten, dass du den Prozess verlierst.»

Sie hatte bewegungslos zugehört. Jetzt wurde sie blass. In ihrem Gesicht bewegte sich kein Muskel. «In Ordnung», sagte sie schließlich. «Du hast recht. Es war dumm.»

War es ihr egal? Sie wirkte vollkommen emotionslos. Aber natürlich empfand sie nicht das Gleiche wie er, wie konnte es anders sein. Er war verrückt nach ihr, es gab kein anderes Wort dafür. War es von Anfang an gewesen. Inzwischen sah er so klar.

«In Ordnung?», versicherte er sich, beinahe vorwurfsvoll, dabei hatte er doch nach genau dieser Reaktion gefragt.

«Ja, in Ordnung.» Sie nickte steif. «Wenn du es so wünschst.»

Er runzelte die Stirn. «Was soll das heißen?» Alice hatte den Kopf leicht schief gelegt, musterte ihn, ihr schönes Gesicht wie eine Maske. Ihre Ruhe machte ihn wahnsinnig. «Und was wünschst *du*?»

Eine Weile saß sie schweigend da und starrte auf die Tischplatte. «Was willst du von mir hören? Ich kann an der Situation nichts ändern.»

Er zog an seinem Kragen. Sein Hals war plötzlich so eng. Er wusste nicht, was er hören wollte. Vielleicht einfach, dass es ihr genauso ging wie ihm, dass sie wusste, wie unmöglich das hier alles war, und sie es trotzdem wollte.

«Du bist verärgert. Weil ich nicht darüber sprechen will ... Über die Narben.»

Erstaunt sah er sie an. «Nein, das bin ich nicht.»

«Doch, das bist du», stellte sie fest.

Er seufzte tief. «Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.»

«Ich kann es nicht», sagte sie, und ihre Stimme hatte beinahe etwas Flehendes. Er spürte, wie sich sein Hals noch weiter verengte.

«Ich werde nicht mehr danach fragen», sagte er und sah, wie Erleichterung über ihr Gesicht glitt.

«Du hast sicher recht», sie setzte sich gerader hin. «Evelyn braucht dich jetzt. Und zwischen uns ... wir wissen beide, dass es ein Fehler war. Dass es zu nichts führen kann.» Sie hob die Schultern. «Wie du schon gestern gesagt hast – es hätte nicht passieren dürfen.»

Einen Moment saß er bewegungslos da. «Gut», sagte er schließlich. «Dann bist du meine Klientin, und ich bin dein Anwalt, und alles andere bleibt, wie es war?» Sein Gesicht war wie versteinert.

Sie nickte. «Das wäre sicherlich das Beste.»

Etwas in seinem Blick flackerte. Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder. «Ich muss zurück.» Abwartend sah er sie an.

«Ich weiß», sagte sie leise. «Du musst zurück.»

Sein Mundwinkel zuckte. Wortlos stand er auf, nahm seinen Hut und ging zur Tür.

Alice sah ihm nach. Sie spürte einen scharfen Schmerz irgendwo in ihrer linken Brust. Er verstand nicht, dass sie sich nicht so verletzbar machen konnte. Dass sie auf sich aufpassen musste. Auf Rosa aufpassen musste.

Für sie stand alles auf dem Spiel.

Sie erhob sich und stellte seine halb volle Kaffeetasse mit einem Knall in die Spülschüssel. Wie hatte sie nur so dumm sein können, mit ihm zu schlafen, dafür den Prozess zu riskieren?

Draußen heulte der Motor auf, und sie hielt inne. Es tat mehr weh, als sie erwartet hatte. Die Wahrheit war, dass sie ganz genau wusste, was sie wollte. Aber sie würde es nicht bekommen. Selbst wenn es Evelyn nicht gäbe, wenn

sie all die Unterschiede hätten überwinden können, die sie voneinander trennten. Eine Tatsache blieb: Er hatte keine Ahnung, wer sie wirklich war. Was sie getan hatte.

Und wenn er es wüsste, wäre das alles zwischen ihnen gar nicht erst geschehen.

Da war diese neue Schwere in seinem Leben. Irgendwann waren Evelyns Eltern beerdigt, die letzten Trauergäste abgereist, die Anwälte der Familie kümmerten sich um den Nachlass, und das Entsetzen, das das Unglück durch die Tür geweht hatte, verblasste und wurde abgelöst von einer neuen dumpfen Normalität, die ihm Tag für Tag grotesker erschien.

Evelyn saß von früh bis spät in ihren schwarzen Kleidern im Biedermeiersalon oder im Frühstückszimmer, frisiert und zurechtgemacht, bis jemand hereinkam und sie ablenkte. Ihr leerer Blick erinnerte ihn manchmal auf schaurige Weise an den von Marlies. Ab und an lag ein Buch auf ihren Knien, aber sie starrte meist über die Seiten hinweg ins Nichts. Sie schien auf etwas zu warten, und John wusste nicht genau worauf. Aber allein ihr Anblick reichte, um seine Unruhe ins Unerträgliche zu steigern. Er verbrachte so viel Zeit mit ihr wie möglich, aber sie fühlte sich fremd an, wie jemand, den er einmal gut gekannt, jetzt aber seit Jahren nicht gesehen hatte. Sie weigerte sich, ihr Elternhaus auch nur zu betreten, und so war sie nun immer da, wenn er nach Hause kam, wartete auf ihn, sobald er morgens die Treppe hinablief. Er war sich sicher, dass man sich in ganz Hamburg die Mäuler darüber zerriss, dass sie in der Reeven-Villa lebte, obwohl sie noch nicht verheiratet waren, aber der Schicksalsschlag, der sie ereilt hatte, hatte die sozialen Regeln dehnbar gemacht. Evelyn war es egal, was die Leute dachten, und zum ersten Mal in ihrem Leben schien es auch Gesa egal zu sein. Und so gehörte Evelyn nun zu ihnen, auch ohne Ring am Finger.

In der Brauerei wurde erneut gestreikt. Er hatte den Vorstand nicht nur gegen sich aufgebracht, indem er die geplanten Neuerungen stoppen ließ, sondern auch, indem er dafür stimmte, den Forderungen der Kutscher und Brauer nachzugeben. Manchmal spürte er, wie ihm das Ganze zu entgleiten drohte. Es ließ ihn nachts unruhig durchs Haus tigern, morgens viel zu früh aufwachen. Zum ersten Mal in seinem Leben wusste er nicht, was er tun sollte.

Was richtig war und was falsch.

Die Wetterfahne drehte sich auf dem Dach. Es war ein strahlender Novembertag, wie man ihn in Hamburg nur selten sah – ideal für das Brauereifest, das in aller Eile zu Ehren der frisch gegründeten Edelbiermarke organisiert worden war, nachdem man sich vorläufig auf neue Tarifverträge geeinigt hatte.

Hinter John lagen die härtesten Wochen seines Arbeitslebens. Endlose Sitzungen, Verhandlungen, Streitigkeiten, durcharbeitete Nächte. Aber sie hatten es geschafft, den Frieden wiederherzustellen. Vorläufig zumindest. Er wusste, dass es unter der Oberfläche noch immer brodelte. Die Arbeiter waren besänftigt, aber zufrieden waren sie nicht. Und mit Jaris an ihrer Spitze stand fest, dass der Kampf gerade erst begonnen hatte. Der Stallmeister schien die Sache zu einem persönlichen Rachefeldzug gegen ihn gemacht zu haben.

Theodor stützte sich schwer auf den Stock, er trug seinen Zylinder und den dunklen Winterpelz, der ihm ein wenig zu groß geworden war. Das erste Mal seit Langem lag ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht. Aber sein Vater hatte ja auch keine Ahnung, wie knapp das Ganze gewesen war. Wie viel Arbeit und Anstrengung es John gekostet hatte, dass sie heute von wehenden Fahnen und Grillgeruch begrüßt wurden und nicht von einem wütenden Mob.

Theodor winkte in alle Richtungen, ging langsam durch die Menge, nahm freudig die guten Wünsche entgegen, die ihm von rechts und links zugerufen wurden. Schließlich setzte er sich sichtlich erschöpft, aber immer noch guter Dinge auf einen Stuhl, der fürsorglich für ihn herausgetragen worden war. Sofort brachte ihm jemand einen schäumenden Krug Bier. Außer Evelyn und Eugen waren alle gekommen, sogar Julius und Marlies, wenn auch beide mit sichtbar angespannten Mienen. Bunte Fahnen wehten über ihren Köpfen, ein Fasswagen war angeschlagen worden, aus dem die Kutscher seit dem frühen Morgen großzügig ausschenkten. Die Stimmung war entsprechend ausgelassen.

John selbst hätte sich nicht schlechter fühlen können. Immer wieder ging sein Blick zum Stall. Er hatte Alice seit ihrem Gespräch in der Küche nicht gesehen.

Jaris war natürlich ebenfalls beim Fest. Er führte zusammen mit ein paar Stallburschen einige der großen Hengste im Kreis herum. Die Kinder der Mitarbeiter durften zur Feier des Tages auf den Tieren reiten. Jaris hatte John bisher keines Blickes gewürdigt, aber er spürte seinen schwelenden Hass quer über den ganzen Hof.

Blanche und Niklas standen am Zaun und beobachteten die Kinder. Seit Niklas vor ein paar Tagen von Übersee zurückgekommen war, wohnte sie wieder bei ihm in ihrem eigenen Heim. John sah, wie seine Schwester die Hand ausstreckte, um eines der Pferde zu streicheln. Das Tier ruckte mit dem Kopf, Niklas fasste sie rasch am Arm und zog sie zurück.

Abwesend trank John einen Schluck Bier. Wie gern wäre er jetzt in seinem Büro, mit nichts als seinen Akten, einer heißen Tasse Kaffee und so viel Arbeit wie möglich. Seine Laune war miserabel, man konnte es nicht anders sagen.

Plötzlich stand sein Vater auf. Mit Schrecken wurde John klar, dass Theodor das Wort an die Menge richten wollte. Hastig stellte er sein Bier auf einen der Stehtische, wollte Theodor stützen. Dann sah er das Lächeln auf dem Gesicht seines Vaters. Theodor reichte Gesa seinen Stock. Er wirkte etwas verloren in dem dicken Pelz. Trotzdem war da mit einem Mal wieder eine Erinnerung an den Mann, der er noch vor wenigen Monaten gewesen war.

Erst sprach Theodor so leise, dass man ihn kaum verstand, aber nach einigen «Lauter!-»-Rufen aus der Menge schwoll seine Stimme an.

«Als diese Brauerei gegründet wurde, war Altona noch ein Sorgenkind. Von Hamburg überschattet, im Kampf mit wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Doch seitdem hat sich einiges getan. Schnell wurden wir, wurde Holsten die bedeutendste Brauerei der Stadt, wie das Königliche Commerz-Collegium es vor zwanzig Jahren so schön festgestellt hat. Und ich denke, man muss keine falsche Bescheidenheit walten lassen, sondern darf betonen, dass wir zum Aufschwung unseres schönen Altona entscheidend beigetragen haben.» Theodor hustete. «Wir haben Hunderte Arbeitsplätze geschaffen. Wir haben den gesamten Industriezweig umgekrempelt. Haben mit unserer modernen Brauerei-Mechanik ...» Er hustete noch einmal, und Gesa griff nach seinem Arm. Er wollte sie abschütteln, doch sie hielt ihn eisern fest.

«Es genügt!», zischte sie leise.

«Was ist mit den Gerüchten, dass Sie sich zurückziehen wollen?» Einer der Kutscher war vorgetreten, ein großer, tätowierter Mann mit Kaiserbart. John kannte ihn, er arbeitete seit vielen Jahren für die Brauerei. Mit steinerner Miene taxierte er Theodor.

Sofort drehte sich die Stimmung. Die Menge begann zu tuscheln, jemand rief etwas mit einem aggressiven Unterton, das John nicht verstand. Die fröhlichen Fahnen und Dekorationen konnten über den Ernst der Lage nicht weiter hinwegtäuschen. Verwirrung huschte über Theodors Züge.

John trat vor, um die Sache in die Hand zu nehmen, aber Theodor löste sich von Gesa und rief mit lauter Stimme: «Niemand wird sich zurückziehen. Ich weiß nicht, woher diese Gerüchte stammen. Ich versichere Ihnen, solange ich lebe, wird die Reeven-Familie ein Teil dieser Brauerei bleiben.»

Er schluckte hart. Julius stand hinter dem Redner, ein starres Lächeln auf den Lippen. Er blickte zu John hinüber, und ein trotziger Ausdruck stahl sich in seine Züge. Neben ihm wirkte Marlies, als wäre sie in Gedanken vollkommen woanders. John dachte, dass es besser gewesen wäre, sie daheim zu lassen. Unerwartet sah sie zu ihm auf, traf seinen Blick. Sie zuckte zusammen, dann lächelte sie. Schwach lächelte er zurück und bemühte sich, rasch woanders hinzuschauen. Theodor sprach weiter, und seine Worte klangen so ehrlich und überzeugend, dass das Misstrauen langsam wieder aus der Menge verschwand.

Nach der Ansprache löste sich die Gesellschaft in kleine Grüppchen auf, die untereinander die Gespräche fortführten.

Die Unruhe in ihm wurde unerträglich. Wieder blickte er zum Stall hinüber. «Entschuldigt mich kurz ...», begann er, aber dann wurde ihm klar, dass es niemanden gab, bei dem er um Entschuldigung bitten musste. Sein Vater diskutierte mit ernster Miene mit einigen Kutschern, die bestätigend nickten; Marlies und Julius standen im Kreis mit den Nadelstreifenherren des Vorstands; Blanche und Niklas befanden sich zu weit entfernt, um etwas mitzubekommen.

Rosa stand auf einer umgedrehten Holzkiste in einer der leeren Pferdeboxen, Alice hinter ihr, einen Arm um ihren Bauch geschlungen, das Kinn auf ihren Locken ruhend. Gemeinsam beobachteten sie das Fest.

«Warum versteckt ihr euch hier?»

Erschrocken fuhren sie herum.

«Warum seid ihr nicht draußen, Rosa möchte doch bestimmt eine Runde reiten?» John ging langsam näher.

Rosa sprang von der Kiste, und er hob sie hoch. «Soll ich dich zu deinem Onkel bringen? Dann kannst du mitmachen, wie die anderen Kinder.»

Sie nickte. Er spürte ihre kleinen Finger an seinem Hals. «Warum besuchst du Mama nicht mehr?»

«Das tue ich doch.»

Rosa schüttelte den Kopf. «Nicht wie früher.»

John wandte sich an Alice. «Ich bringe sie raus. Wartest du kurz hier?»

«Natürlich», sagte sie leise und nickte.

Warum blieb sie immer so ruhig, und er wusste nicht, wohin mit sich, sobald sie in der Nähe war?

Er trug Rosa nach draußen zu Jaris und den Pferden. «Ich denke nicht, dass die beiden sich heute verstecken müssen», sagte er erklärend.

Jaris nahm seine Nichte entgegen und setzte sie auf einen der großen Hengste. «Das habe ich ihnen auch gesagt. Sie wollte es so», erwiderte er knapp. «Ihretwegen!»

Sie wusste nicht, wohin mit sich. Äußerlich war sie ruhig, aber in ihrem Inneren schien nichts an der Stelle, wo es hingehörte. Als er in den Stall zurückkehrte, stand sie bei Hannibal, streichelte seine warme Blesse. Abweisend verschränkte sie die Arme vor der Brust, damit er ihr nicht zu nahe kam.

«Wie geht es euch?»

«Gut.»

«Noch zwei Wochen bis zur nächsten Verhandlung.»

«Ich weiß.» Sie hörte selbst, wie abweisend sie klang.

«Wir sollten sprechen.» Er räusperte sich. «Vielleicht kannst du in mein Büro kommen. Ich fürchte, dass dein Bruder mich mit einer Axt erschlägt, wenn ich mich noch einmal in seiner Wohnung blicken lasse.»

Alice nickte, sagte aber nichts. Sie wollte nicht lügen. Und sie wusste, dass sie nicht hingehen würde. «Wie geht es dir? Wie geht es Evelyn?»

Er hob die Hand, um Hannibal ebenfalls zu streicheln, der seinen großen Kopf aus der Box gereckt hatte und ihr seinen warmen Atem in den Nacken blies. «Den Umständen entsprechend.» Er sah müde aus. Anders als sonst. «Ihr fehlt mir.»

Alice spürte, wie sich bei seinen Worten alles in ihr zusammenzog. Er musste bemerkt haben, dass sie im Begriff war, zurückzuweichen, denn hastig fragte er: «Wie ist die Arbeit?»

Erleichtert erwiderte sie: «Ich bin fast fertig. Der Dom beginnt bald. Ich werde dort für Bernhard arbeiten.»

Er nickte nur. Seine Augen glitten sehnsüchtig über ihr Gesicht, als hätte er ihre Worte gar nicht gehört, blieben an ihren Lippen hängen.

«Ich ...», begann sie, ohne zu wissen, was sie eigentlich sagen wollte.

Sie hatte ihn so vermisst, dass es wehtat, sich jeden Gedanken an ihn verboten und doch ständig an ihn gedacht.

Hinterher erinnerte sie sich nicht an den Moment, in dem sie es entschied. Plötzlich schlang sie die Hände um seinen Hals. Er hob sie hoch, presste sie gegen das Holz der Box, sein Mund war plötzlich überall, auf ihrem Hals, ihrem Dekolleté. Alice keuchte vor Verlangen.

Ein Geräusch ließ sie beide zusammenfahren, eine Mischung aus einem Würgen und einem Schrei.

Neben Hannibals Box stand eine blonde Frau in einem bauschigen Rüschenkleid und mit viel zu viel Rouge im Gesicht.

«Was tust du denn?», flüsterte sie. «Was tust du da?»

Ein schrecklichen Augenblick lang konnte er sich nicht bewegen. Dann ließ er Alice los, schob sie von sich, ohne sie dabei anzusehen. «Geh», sagte er leise. Auch sie schien festgefroren im Schock, doch dann fuhr sie herum und lief lautlos davon.

In seinen Ohren pulsierte es. Langsam trat er auf seine Schwägerin zu. «Marlies, ich ...»

«Wie kannst du ... Wie kannst du nur?»

«Bitte, lass es mich erklären!»

«Erklären? Es gibt nichts zu erklären, ich habe euch gesehen, ich habe doch alles gesehen, ich habe gehört, wie ihr miteinander spricht, ihr ...»

«Marlies!» Er wollte sie beruhigen, aber er drang nicht zu ihr durch, sie schüttelte nur immer wieder den Kopf, ging langsam rückwärts, auf das Tor zu. Erst jetzt bemerkte er, dass es einen Spaltbreit offen stand.

«Wie kannst du mir das nur antun?»

Er blieb stehen. *Mir?* Sicher hatte er sich verhöhnt. «Bitte!», sagte er mit rauher Stimme. «Bitte sag ihr nichts.»

Sie hob abwehrend die Hände. «Wie lange geht das schon?»

«Das tut doch nichts zur Sache.»

«Wie lange?»

Als er nicht antwortete, wirbelte sie herum, wollte davonlaufen.

«Marlies.» John machte zwei schnelle Schritte nach vorne und hielt sie fest. In seinen Ohren summte es. Er zwang sich, sie nicht zu schütteln. Sie begriff ja nicht, was sie hier tat. Was auf dem Spiel stand. «Ich kann es nicht ändern. Niemand hat sich das ausgesucht. Evelyn hat es nicht verdient, dass wir ...»

Gott, wie erbärmlich konnte man sein. Er suchte nach Worten. «Bei allem, was sie gerade durchmacht, es ist nicht der richtige Zeitpunkt ...» Er redete sich um Kopf und Kragen. «Bitte sag ihr nichts, Marlies. Ich muss selber mit ihr sprechen.»

Sie sah ihn mit solcher Abscheu an, dass es ihn schauderte. Mit einer einzigen ruckartigen Bewegung riss sie sich aus seiner Umklammerung. «Das hättest du dir früher überlegen sollen.» Plötzlich standen Tränen in ihren Augen. Es schockierte ihn. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment ohnmächtig werden. Er hatte geglaubt, Evelyn sei ihr vollkommen gleichgültig, wie ihr immer alles gleichgültig zu sein schien.

«Du weißt doch besser als jeder andere, wie es ist, in einer Ehe festzusitzen mit jemandem, den man nicht liebt!», sagte er verzweifelt. Es war einfach aus ihm herausgekommen.

Und es wirkte. Statt wegzulaufen, hielt sie inne. Langsam drehte sie sich um, Entsetzen im Blick.

«Ihr hasst euch», sagte er ruhig. «Ihr könnt es doch kaum ertragen, im selben Raum zu sein. Ich sage ja nicht, dass es mit Evelyn und mir so werden würde, aber ich habe nun mal erst jetzt gemerkt ...» Die Situation war so verfahren. «Glaubst du, ich wollte das? Glaubst du, mir macht das Spaß?», rief er. Natürlich war er wütend auf sich selber, aber sie zuckte dennoch zusammen, als er so unvermittelt laut wurde.

Einen Moment war es still. «Es ist besser geworden in letzter Zeit.» Ihre Stimme war plötzlich so leise, dass er sie kaum verstehen konnte. «Er gibt sich Mühe ... Ich versuche wirklich ...»

«Liebst du ihn?», schnitt John ihr das Wort ab.

Einen Moment lang sahen sie sich stumm in die Augen. Er wusste, dass er sich grausam benahm, dass es keinen Grund gab, ihr das anzutun, nur um seine eigene Haut zu retten. Aber es ging hier nicht nur um ihn.

Wenn herauskam, was sie getan hatten, wäre der Prozess für Alice vorbei. Sie antwortete nicht.

«Ich werde ihr alles sagen, ich verspreche es. Marlies, ich versuche, das Richtige zu tun.»

«Ich soll für dich lügen?»

«Ich bitte dich nur um etwas Zeit.»

Sie blinzelte wie in Trance. «Also liebst du ... diese Frau.» Sie schien erst jetzt zu begreifen, was er ihr eigentlich sagen wollte.

John holte tief Luft. Hatte er das Recht, dieses Wort zu benutzen? Er wusste so wenig über sie, über ihre Vergangenheit, im Grunde kannten sie sich kaum. Er war einmal überzeugt davon gewesen, dass das, was er für Evelyn empfand, Liebe war. Seine Gefühle für Alice waren etwas, für das er keine Worte hatte. Und vor allem waren sie etwas, von dem Marlies nichts erfahren durfte.

«Das habe ich nie gesagt. Ich ... weiß nur, dass ich Evelyn nicht heiraten kann.»

Ihr Gesicht wurde noch fahler. «Du willst die Verlobung lösen?»

Verzweifelt sah er sie an. «Ich muss Evelyn die Wahrheit sagen.» Er hörte sich selber zu, wie er nach Worten suchte, um zu beantworten, was er nicht beantworten konnte. «Sobald es ihr besser geht.»

«John.» Sie trat einen Schritt vor. «Was ist denn nur in dich gefahren? Sie ist eine ...» Marlies blickte in die Richtung, in die Alice verschwunden war. «Sie ist nicht ... Du weißt genau, dass es keine Zukunft für euch gibt. Willst du alles aufs Spiel setzen für eine Frau wie sie? Wie stellst du dir das vor, willst du sie vielleicht heiraten?» Sie lachte schrill. «John, du bist ja nicht bei Sinnen», sagte sie dann eindringlich. «Du musst wieder zu dir kommen und dir klar werden, was auf dem Spiel steht! Das ist vollkommen absurd. Du hast den Verstand verloren, und ich soll bei dieser Maskerade mitspielen?», fuhr sie auf. «Wer weiß sonst noch davon?»

«Nur du», sagte er schnell. «Nur wir beide.»

Etwas huschte über ihr Gesicht. Sie hielt inne, schien plötzlich zu sich zu finden. Mit flackernden Augen sah sie ihn an. «Ich hoffe, du weißt, was du tust.» Bevor er noch etwas sagen konnte, drehte sie sich um und lief davon.

Er stand da und starrte ihr nach. Langsam kam die Welt um ihn her wieder zurück, er roch den Stall, er nahm Geräusche wahr, es drang wieder Luft in seine Lungen. Sie waren gerade haarscharf an einer Katastrophe vorbeigeschlittert.

Das hoffte er zumindest.

John vermied jeden weiteren Blick Richtung Stall. Den Rest des Tages musste er sich durch eine Reihe unendlich dröger Gespräche quälen, bekam neues Bier in die Hand gedrückt, das er trank, als könnte es ihn retten. Das Gefühl von drohendem Unheil wollte nicht weichen, auch wenn er sich einfach nicht vorstellen konnte, dass Marlies sie wirklich verraten würde.

Andererseits ... Was hatte sie zu verlieren?

Als er mit der Familie nach Hause kam, stand Evelyn wartend in der Halle.

«Endlich!» Er hatte noch nicht einmal den Mantel ausgezogen, da griff sie nach seinem Arm.

John zwang sich zu einem Lächeln. «Ich habe dir gesagt, es wird spät.»

Beflissen nickte sie. «Ich weiß ja, ich weiß.»

Mit kleinen, schnellen Schritten folgte sie ihm in den Salon, wo er sich einen Sherry einschenkte, den er sofort hinunterstürzte. «Möchtest du auch?», fragte er, da sie neben ihm stehen blieb.

Sie schüttelte den Kopf. «Wie war es?»

«Gut! Nichts Besonderes.»

Unter ihren Augen lagen tiefe Schatten. «Willst du noch etwas essen? Ich sage in der Küche Bescheid.»

John atmete einmal tief durch. «Nein.»

«Vielleicht eine Partie Bridge?»

«Ich bin zu müde, Evelyn.» Er sah sie an. Sie schien ihm vollkommen fremd. Doch da war diese Hilflosigkeit in ihrem Blick, die ihm den Hals zuschnürte.

Er konnte sehen, wie sie ihre Enttäuschung hinunterschluckte. «Natürlich. Entschuldige. Dann werde ich Marlies fragen, ob sie ...»

«Nein!»

Der entsetzte Ausdruck in ihren sanften braunen Augen ließ seine gespannten Nerven beinahe zerreißen. Sie sah so verletzt aus. Seit wann machte er alles falsch, was man nur falsch machen konnte?

«Ich bin eine Last für euch.»

Er seufzte tief. «Das wollte ich damit nicht andeuten.»

«Was dann?»

«Evelyn. Können wir das bitte morgen besprechen?»

Er hätte vor Frustration schreien können. Stattdessen schenkte er sich ein weiteres Glas ein und trank es in drei schnellen Schlucken. Er konnte Evelyn nicht einfach vor die Tür setzen. Nicht in ihrem Zustand.

Und wofür auch?

Schließlich könnte er Alice und Rosa genauso wenig zu sich ins Haus holen. Marlies hatte recht, und dass er das genau wusste, machte es nicht leichter. Es war absurd. Es war nicht einmal denkbar. Wenn er bei Alice war und sie küsste, sich in dem Duft ihrer Haare und der Wärme ihrer Haut verlor, vergaß er alles. Wenn er dann wieder hier war, so wie jetzt vor Evelyn stand, wurde

ihm klar, was für ein Luftschloss es alles war. Sie kamen aus vollkommen verschiedenen Welten. Es gab keine Möglichkeit für Alice und ihn, jemals mehr zu bekommen als das, was sie gerade hatten. Und das, was sie gerade hatten, war nicht genug. Nicht für ihn. Er hätte niemals mit ihr schlafen dürfen. Es war ein Betrug an Evelyn, aber genauso auch an Alice.

Sie war nur ein Traum. Ein Wunsch.

Eine Unmöglichkeit.

Er sah Evelyn an. «Wollen wir noch einen Spaziergang machen?»

«Jetzt?» Erstaunt blickte sie aus den dunklen Fenstern, aber gleichzeitig sah er, wie erleichtert sie darüber war, dass er sie kein weiteres Mal abwies.

Er nickte. «Es würde mir helfen, den Kopf zu klären.»

Von der Brauerei aus lief man immer geradeaus die Straße hinab, bog am Pferdemarkt links ab, und nach genau einer halben Stunde war man am Heiligengeistfeld angekommen.

Alice stand am Eingang des Geländes und beobachtete das Geschehen. In wenigen Tagen begann der Dom. Dann würde der Abendhimmel über St. Pauli wieder orange leuchten im Schein der unzähligen Glühbirnen, Gaslaternen und Feuerstellen. Lachen und Kreischen würden umherwehen, die Budenschreier würden sich gegenseitig in ihrem Enthusiasmus überbieten, die Luft würde jene unverkennbare Mischung aus Zuckermandeln, Grillwürsten und gebratenem Fisch in sich tragen, die man nur auf Jahrmärkten antraf.

Es fühlte sich jedes Mal ein bisschen an wie Heimat. Und tat daher besonders weh.

Jetzt war der Himmel über dem Platz aber noch weißgrau, erfüllt von den dicken Dampfschwaden, die überall aus den Zelten und Buden aufstiegen, die Luft erfüllt von Hämmern und Sägen. Es herrschte rege Betriebsamkeit, die Plätze hier waren heiß begehrt, Hamburg war Hochburg der Schausteller, und der Dom bedeutete nicht nur den Höhepunkt eines Arbeitsjahres, sondern auch sein Ende. Wenn die Lichter hier erloschen, wurde für die Wintersaison eingepackt.

Das riesige Zelt von Winklers Museum war schon aufgebaut, genau wie Ahlers Affentheater, die Rheinische Waffelbäckerei und eine große Bude von Hagenbeck, in der, dem frisch gepinselten Schild über dem Eingang zufolge, die größte Schlange der Welt gezeigt werden würde. Auch die ersten Fahrgeschäfte wurden bereits zusammengebaut, gerade hievten Männer unter viel Geschrei und mithilfe eines Pferdezugs die rot-weißen Gondeln eines Riesenrads an ihre Haken, ein kleiner Konvoi neuer Schausteller traf ein und fuhr aufs Gelände, die Pferdewagen ratterten an Alice vorbei durch den Schlamm, wurden begleitet von einer lärmenden Kinderschar. Für die Hamburger gab es nichts Aufregenderes als den Dom. Die ganze Stadt freute sich darauf.

Ihre Eltern waren hier. Alice hatte es gespürt, bevor sie den Wagen sah, der ordentlich geparkt in zweiter Reihe zwischen den anderen stand, an genau

derselben Stelle wie jedes Jahr. Sie wusste es immer, wenn sie ankamen, es war wie eine Veränderung in der Luft, ein Vibrieren in ihrem Inneren. Zwischen den Wagen waren bereits Wäscheleinen aufgespannt, ein paar Hühner liefen hin und her, es roch nach Suppe, irgendwo spielte eine Drehorgel ein blechernes Lied. Sie musste sich zwingen, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

«Und dein Bruder wollte nicht mitkommen?»

Schuldbewusst hob sie den Blick von ihrer Kaffeetasse. Die grünen Augen, die sich fragend in die ihren bohrten, wirkten gleichzeitig traurig und vorwurfsvoll. Als sie zögerte, seufzte ihre Mutter leise. Sie schlurfte zum Herd, stellte die Kanne auf die warme Platte und ließ sich dann ihr gegenüber am Tisch nieder.

«Er muss arbeiten.»

Sie wussten beide, dass sie log. Jaris vermied seit Jahren jeglichen Kontakt zu ihren Eltern.

Ihre Mutter nickte mit schmalen Lippen. «Natürlich.»

Alice musterte sie verstohlen. Um ihren Mund hatten sich tiefe Falten eingegraben, das Haar war inzwischen schlohweiß, die Hände knotig und wettergegerbt. Mit jedem Jahr schien sie ein wenig mehr in sich zusammenzusinken.

«Dein Vater kommt auch bald.»

«Ich kann nicht lange bleiben.»

Alice versuchte, sich nicht allzu auffällig im Budenwagen umzusehen. Nichts hier erinnerte mehr an ihre Kindheit. Aber es war ja auch nicht mehr der gleiche Wagen, ihre Eltern waren in einen kleineren gewechselt, seit sie nur noch zu zweit reisten. Wie sie es von ihnen kannte, war es sauber und ordentlich, nichts lag herum, vor den Fenstern hingen weiße Spitzengardinen, das Bett war für den Tag zur Sitzecke hergerichtet worden. Auf einem Bord in der Ecke standen drei kleine Harlekine aus Porzellan und starrten zu ihr herunter.

«Euch geht es gut? Warum hast du Rosa nicht mitgebracht?»

«Sie fiebert ein wenig.» Auch das war gelogen. Aber es war auch so anstrengend genug, ihren Eltern gegenüberzustehen. Einmal im Jahr absolvierte sie ihren Pflichtbesuch, und meist hatte sie schon eine Woche

vorher Magenschmerzen. Sie hatten nichts mehr gemeinsam. Jedes Gespräch war eine Tortur. Trotzdem kam sie immer wieder.

«Dann bring sie einmal vorbei, in den nächsten Wochen. Sonst sehe ich sie ja zwei Jahre nicht.» Ihre Mutter schob Alice den Teller mit Butterkeksen hin, der jedes Mal auf dem Tisch stand, wenn sie hier war. Zögernd nahm sie einen und biss hinein. «Und mit Henk? Alles beim Alten?»

Alice hörte auf zu kauen. Einen Augenblick war sie versucht, vom Gerichtsprozess zu erzählen. Von all dem, was in den letzten Wochen passiert war und ihr Leben auf den Kopf gestellt hatte. Aber ihre Eltern würden es niemals verstehen. Und es würde sie wahnsinnig aufregen. Erst musste alles geregelt und abgeschlossen sein. Danach konnte sie ihnen die Wahrheit sagen.

«Du kümmerst dich doch gut um ihn?», bohrte ihre Mutter mit plötzlicher Schärfe im Ton. «Du weißt, wo du ohne ihn jetzt wärst. Wir verdanken ihm so viel.»

Alice stockte. Plötzlich spürte sie tief in sich etwas erbeben. Ehe sie darüber nachdenken konnte, drangen die Worte aus ihrem Mund: «Er trinkt wie ein Loch. Das Geld reicht hinten und vorne nicht. Und wenn er trinkt, wird er aggressiv. Er ist kein guter Mann, Mama. War es nie. Ich ...» Sie stockte, wusste genau, wie die nächsten Worte bei ihrer Mutter ankommen würden. «Ich hätte ihn nicht heiraten dürfen.»

Ein schrilles Auflachen ließ sie zusammenzucken. «Ach? Und was bitte hättest du sonst getan?»

Als sie nichts erwiderte, seufzte ihre Mutter irritiert. «Jedem rutscht mal die Hand aus, Alice. Und du hattest eben schon immer diese Art ... Du bist nicht einfach, das weißt du selbst. Henk arbeitet den ganzen Tag, um euch ein gutes Leben zu ermöglichen, da ist es kein Wunder, wenn er mal ...»

«Ich arbeite auch! Und er ...»

«Du erwartest zu viel.» Hart schnitt ihre Mutter ihr das Wort ab. «Ihr habt zu essen, oder nicht? Ihr habt ein Dach über dem Kopf, Rosa wird bald in die Schule gehen. Du hast eine Familie, ein respektables Dasein. Das ist mehr, als du erwarten konntest, nach alldem ...»

Es tat immer noch weh. Nach all den Jahren.

«Aber ich ...», begann sie schwach.

«Eine Ehe ist eben nicht einfach.»

«Er hat mir die Nase gebrochen.»

Einen Moment schien ihre Mutter innezuhalten, erschrocken flackerte ihr Blick über Alice' Gesicht. Sie legte beide Hände flach auf den Tisch, ihr Mund zuckte unsicher. Kurz glaubte Alice tatsächlich, sie würde sich auf ihre Seite stellen. Doch dann sagte sie: «Hast du vergessen, was passiert ist? Hast du vergessen, wie alles hätte enden können?»

Sie spürte, wie ihre Wut in sich zusammenfiel. Zurück blieb nur Resignation. Stumm trank sie ihren Kaffee aus. «Ich habe nicht mehr viel Zeit. Wird Papa bald kommen?»

«Du weißt ja, wie es ist. Die Arbeit hört nie auf.» Sofort hatte sich der Ton ihrer Mutter wieder normalisiert. «Möchtest du nicht zum Abendessen bleiben?»

Alice schüttelte den Kopf. «Ich kann nicht.» Sie stand auf.

Erschrocken streckte ihre Mutter den Arm nach ihr aus, hielt sie fest. «Kommst du noch einmal? Mit Rosa?» Die Hoffnung in ihrem Blick war kaum zu ertragen.

Alice nickte mit trockenem Hals. «Natürlich», erwiderte sie erschöpft. «Natürlich komme ich noch einmal.»

* * *

Theodor griff nach der ausgestreckten Hand des Fahrers und ließ sich aus der Kutsche helfen. Er nickte dem Mann zu, dann stützte er sich auf seinen Stock und blickte an dem Gebäude empor. Der in Stein gemeißelte Schriftzug ließ ihn auch heute noch vor Stolz schaudern. *Reeven*. Sein Name. Seine Bank. Gott, wie hatte er sie vermisst.

Es war ihm peinlich, dass er am Stock ging wie ein alter Mann, aber immerhin hatte er gerade noch abwenden können, dass Gesa ihn begleitete wie einen Invaliden. Der Stock war der Kompromiss, von dem sie sich nicht hatte abbringen lassen. Sosehr es ihm zunächst sauer aufgestoßen war, nun war er froh. Der Gehweg war vereist, und die Stufen zum Eingang kamen ihm höher vor als früher.

Als er eintrat, eilten ihm die Mitarbeiter vom Empfang sofort entgegen, nahmen ihm den Mantel ab, schüttelten ihm die Hände wie dem Papst persönlich. Er wurde gebührend begrüßt, man konnte es nicht anders sagen, und er meinte, echte Freude in den Gesichtern der Angestellten zu sehen. Doch da war auch Sorge. Sie kannten ihn als agilen, stattlichen Mann, und er hatte

sich in den letzten Wochen sehr verändert, das war ihm klar. Doch erst, als seiner Sekretärin bei seinem Anblick das Lächeln entglitt, wurde ihm bewusst, wie sehr.

Der Paternoster war ein Problem. Er fuhr so schnell ohne Unterbrechung auf und ab, dass Theodor Angst hatte, den richtigen Augenblick für den Einstieg zu verpassen. Aber er würde sich vor seinen Beschäftigten nicht die Blöße geben – und die Treppe war ohnehin die durchaus angsteinflößendere Alternative. Tatsächlich schaffte er den Tritt ohne Weiteres, schwankte nur leicht, stieg ein und winkte noch einmal in die Runde.

Während er in dem Aufzug nach oben surrte, konnte er nicht anders, als sich für einen kurzen Moment der Rührung hinzugeben. Wie es hier roch. Der Duft nach Karriere, nach Geld, nach Entscheidungen. Hier gehörte er hin. Die Geschichte seiner Familie ließ sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückverfolgen, sein Ururururgroßvater war Tuchmacher zu Köln gewesen, das musste man sich einmal vorstellen, aber seit Generationen schon war nun das Bankgeschäft das Zuhause der Reeves. Und er liebte alles daran.

Die Krise von 1857 war ihre schlimmste Zeit gewesen, er hatte es als Junge miterlebt, wie die Umstände seinen Vater in die Knie zwangen. Natürlich hatte er erst später verstanden, wie die Ereignisse ineinandergegriffen hatten. Ein privates Unternehmen wie ihres hatte mit seiner Kapitalbasis keine Chance, die internationale Wirtschaftskrise zu umschiffen. Oder vielleicht doch, aber dafür musste man flexibler und risikobereiter sein, als sein Vater und dessen Brüder es je gewesen waren. Julius schlug aus der Art mit seiner Abenteuerlust. Die Reeves gingen eigentlich eher auf Nummer sicher, wagten keine großen Sprünge. Eine Aktienbank konnte in Krisenzeiten sehr viel schneller wieder mit einem Aktivsaldo abschließen. Also hatten sie umgesattelt. Theodor kratzte sich am Arm. In den letzten Wochen hatte er eine neue Art von Ausschlag bekommen, der sich langsam zum Rücken hin ausbreitete. Als ob er nicht genug Probleme hätte. Er hatte den Verdacht, dass es an dem Tee lag, den Blanche ihm jetzt einflößte. Angeblich das Geheimrezept irgendeines Quacksalbers. Schwachsinn, natürlich. Aber sie besuchte ihn beinahe jeden Tag, brühte den Tee gewissenhaft persönlich für ihn auf und saß bei ihm, bis er die ganze Tasse leer getrunken hatte. Tatsächlich war seine Verdauung ein wenig besser geworden, der Schlaf ebenfalls. Dafür juckte es nun die ganze Zeit. Es beunruhigte ihn sehr. Vor ein paar Tagen hatte er Emma Wilson schließlich doch gebeten, die Gewebeprobe

zu entnehmen. Es war ihm ein wenig peinlich, Dr. Blaustin verschwieg er das Ganze bisher. Er würde das Ergebnis abwarten und dann entscheiden, wie er weiter vorging. Sicherlich kam nichts weiter dabei heraus, und man musste es nicht einmal erwähnen. Aber immerhin war es ein Versuch.

Theodor schaffte auch den Austritt aus dem Paternoster mit Bravour, klopfte sich in Gedanken selbst auf die Schulter und betrat den langen Flur im vierten Stock, an dessen Ende sich sein Büro befand.

Wie gut es getan hatte, all die vertrauten Gesichter zu sehen und die Wertschätzung zu erfahren. Er würde jeden Schluck des Kaffees genießen, den Ingrid ihm in diesem Augenblick zubereitete. Seltsamerweise schmeckte er hier anders als daheim.

Seit jeher existierte die Regelung, dass alle Angestellten, die mehr als fünf Dienstjahre hinter sich hatten, am Gewinn beteiligt wurden. Insgesamt fünf Prozent wurden dafür ausgezahlt. Das war nur eine von vielen alten Sitten, die ihm heilig waren und von denen Julius mehr und mehr abweichen wollte. Dabei war es so wichtig, dass die Beschäftigten gerne zur Arbeit kamen, sich als Teil des Unternehmens wahrnahmen. Irgendwie waren sie doch alle eine große Familie.

Er selbst war damals von seinem Vater mit einer Beteiligung von zwanzig Prozent aufgenommen worden und sofort zum Juniorpartner avanciert. Aber damals war ohnehin noch alles anders gewesen. Mit dem Anschluss an das Deutsche Reich hielt nichts mehr die Verpreußung auf. Eugen hatte schon auch recht mit seinem Geunke. All die Reformen ... Hamburg hatte seine Eigenständigkeit, auf die es immer so stolz gewesen war, nach und nach verloren und sich der Bismarckpolitik untergeordnet. 1872 war die Mark Banco der Hamburger Bank unwiderruflich durch die Reichsmünze ersetzt worden.

Zweihundertfünfzig Jahre Tradition mit einem Schlag vorbei. Und nur ein Jahr später war für alle die Reichsgoldwährung gekommen. Gut, es war notwendig gewesen, sogar er hatte das eingesehen, der Goldstandard brachte ein einheitliches Zahlungsmittel und öffnete den Außenhandel. Und sie hatte ja funktioniert, die Zusammenarbeit mit den Preußen. Ein paar goldene Jahre waren gefolgt. Sein Einstieg in das Geschäft war in eine aufregende Zeit voller Veränderungen gefallen, er erinnerte sich noch, wie er als junger Mann morgens zur Arbeit gefahren war und es kaum hatte erwarten können, loszulegen, mit den anderen einen schwarzen Kaffee zu trinken und das

Tagesgeschäft zu besprechen, die neusten Prognosen, die Deals, die Pläne. Er hatte viel gelernt in diesen Jahren. Und der Gründerboom hatte ihnen wirklich gute Geschäfte beschert – allerdings nicht in der Industrie. Sein Vater hatte immer auf die internationalen Beziehungen gesetzt, und so hielt auch er es.

Langsam schritt er den Gang entlang, sein Stock klopfte dumpf auf den Teppich.

Als er sein Büro betrat, war er einen Moment überrascht, Julius auf seinem Platz zu sehen. Sein Sohn thronte an dem großen Eichenholzschreibtisch, hinter dem die Alster an diesem Tag wintergrau glitzerte.

«Ingrid, ich habe Ihnen doch gesagt, ich möchte nicht ...»

Julius sah auf – und das Entsetzen in seinem Blick hätte ihm eine Warnung sein sollen. Aber Theodor schob es auf die Überraschung. Schließlich hatte er sich nicht angekündigt, hatte niemandem gesagt, dass er heute herkommen würde. Er hatte es ja selbst nicht gewusst, hatte sich im Laufe des Vormittags so gut gefühlt, dass er sich einfach von einer Sekunde auf die andere dazu entschloss.

«Damit hast du nicht gerechnet, was?» Mit kaum verhohlenem Stolz breitete er die Arme aus.

Langsam erhob sich Julius, den Füllfederhalter noch in der Hand. Theodor registrierte die blauen Fingerknöchel seines Sohnes – Julius hatte schon immer Schwierigkeiten gehabt, ohne Tintenkleckse zu schreiben. Es rührte ihn, er sah ja aus wie ein Schuljunge.

«Nein, wirklich nicht.» Nun lächelte Julius. Er kam um den Schreibtisch herum, um ihm auf die Schulter zu klopfen. «Was für eine Überraschung.»

«Warm hier drin!» Das Feuer im Kamin loderte. Er zog seine Anzugjacke aus und sah sich um. Der Raum hatte sich verändert.

Julius bemerkte seinen Blick. «Ich habe die Möbel ein wenig umgestellt.»

«Das sehe ich», brummte Theodor wohlwollend. «Sieht gut aus!» Er war Julius mehr als dankbar, dass er die Extralast der letzten Wochen ohne ein Wort des Murrens geschultert hatte.

Sein Sohn schien erleichtert, dass er keinen Anstoß daran nahm, wie sehr er sich das Büro zu eigen gemacht hatte. «Es war einfacher, als alles rüberzubringen», murmelte er, und Theodor nickte.

«Natürlich, natürlich. Und, läuft alles nach Plan?»

Julius lächelte. «Selbstverständlich, sonst hätte ich dich informiert. Möchtest du einen Kaffee? Setz dich doch an den Kamin, da ist es wärmer.

Dann kann ich dich auf den neuesten Stand bringen.»

Hinterher war er sich nicht sicher, was ihn dazu veranlasst hatte – vielleicht war es einfach diese leise Ahnung, dass Julius ihn von seinem Schreibtisch wegzusteuern versuchte. Er schüttelte den Kopf. «Ingrid brüht schon auf, sie wird gleich hier sein. Und ich möchte mir gerne direkt einen Überblick verschaffen, schwarz auf weiß, sozusagen.» Er trat an den Schreibtisch. Ihm entging nicht, dass Julius' Hand kurz vorschnellte, als wollte er ihn zurückhalten. Erstaunt sah Theodor ihn an.

Julius lächelte. «Lass mich kurz ein wenig Ordnung schaffen. Hier versinkt ja alles im Chaos. Du weißt, wie ich bin, immer alles auf einmal, manchmal frage ich mich selbst, wie ich es schaffe, meine Sachen wiederzufinden ...»

Während er noch sprach, raffte Julius die Unterlagen zusammen. Aber Theodor hatte bereits gesehen, was sein Sohn um jeden Preis vor ihm verstecken wollte.

Julius hatte das Gefühl, aus seinen Wangen müssten kochende Blasen emporsteigen, so heiß brannte sein Gesicht. Ausgerechnet heute musste er hier auftauchen. Ausgerechnet jetzt. Er hatte alles so schön eingefädelt, er hätte es still und heimlich über die Bühne gebracht. Ein paar unleserliche Unterschriften, ein paar verdrehte Wahrheiten, etwas Geschick, mehr hätte es nicht gebraucht. Die Miene seines Vaters veränderte sich. Er griff eines der Papiere, und Julius musste an sich halten, um es ihm nicht aus den Händen zu reißen.

«Oh, das ist nur ...»

Theodors Stimme schnitt ihm das Wort ab. «Ich sehe genau, was das ist.» Der Blick, mit dem sein Vater von dem Blatt aufsaß, war schlimmer als eine Ohrfeige.

Wie Julius es schaffte, das Lächeln zu halten, wusste er selbst nicht. «Es ist nur eine Idee, Vater, eine Gedankenspielerei. Ich wollte es noch nicht mit dir besprechen, weil ich ...»

«Ich wäre gerne einen Moment allein.»

Entsetzt hielt er inne. «Aber du ...»

«Ich möchte mir in aller Ruhe einen Überblick verschaffen. Mir scheint, du bist etwas voreilig von meinem baldigen Rückzug aus dem Geschäft ausgegangen.»

Julius blinzelte.

«Bitte.» Theodor war ganz ruhig. «Gib mir eine halbe Stunde in meinem Büro. Danach sprechen wir.»

Eiskalte Luft kam ihm entgegen, als Julius zwei Minuten später mit dem Fuß die Tür zu seinem eigenen Büro aufstieß. Seit Wochen hatte niemand den Raum betreten, die Pflanze auf dem Fensterbrett war vertrocknet, der dunkle Schlund des Kamins schien ihn zu verhöhnen. Auf seinem Schreibtisch hatte sich eine feine Staubschicht gebildet.

«Verdammte Schlamperei», knurrte er und ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen. «Ingrid!», brüllte er dann so laut, dass er sich selbst erschreckte. Sie kam sofort angerannt, Angst stand ihr in den Augen.

«Räumen Sie hier auf! Wie sieht das aus, soll ich so vielleicht arbeiten?»

«Sofort, Herr Reeven. Es tut mir leid, wir wussten ja nicht ...»

«Halten Sie den Mund und fangen Sie an!» Er hätte sie gerne gepackt und geschüttelt, ihre verhuschte Art reizte ihn bis aufs Blut.

Systematisch ging Theodor alles durch, was vor ihm auf der Tischplatte lag. Dann öffnete er die Schubladen. Mehrfach musste er krampfhaft schlucken, sein Hals war plötzlich trocken, und das trotz Ingrids herrlichem Kaffee. Aber nicht einmal der hatte übertünchen können, was sich hier vor ihm ausbreitete. Langsam zog er die Schubladen auf. Waffen. Er konnte es nicht fassen. Die Rüstungsindustrie. Wie kam Julius nur darauf? Und welche Summen er ...

Es klopfte.

«John?» Erstaunt sah Theodor auf. «Was machst du denn hier?»

Das Lächeln auf dem Gesicht seines Ältesten war so warm, dass es ihn einen Augenblick beinahe entschädigte für das, was er gerade entdeckt hatte.

«Vater!» John kam um den Schreibtisch herum, umarmte ihn so fest, dass Theodor das Gesicht verzog.

«Langsam, langsam!»

«Entschuldige. Mutter hat in der Kanzlei angerufen und erzählt, dass du hergefahren bist. Ich wollte mich überzeugen, dass alles in Ordnung ist.»

«Ich hatte einen guten Tag.» Nun schaffte er es nicht mehr zu lächeln. Wenn er ehrlich war, hatte es ihn bereits all seine Kraft gekostet, aufzustehen und John zu umarmen. Er fühlte, wie sich ein Schwindel anbahnte, aber er

war sich nicht sicher, ob das seiner Krankheit geschuldet war oder den unglaublichen Entdeckungen, die er soeben gemacht hatte.

«Was ist?» John sah natürlich sofort, dass etwas nicht stimmte.

Theodor setzte sich wieder, lockerte seinen Kragen. «Ich muss mich kurz sammeln.» Hinter seinen Schläfen begann es zu pochen, er presste die Daumen in die Augenhöhlen.

John ging neben ihm in die Knie. «Ich rufe einen Arzt.»

Theodor schüttelte den Kopf. «Ich muss nur kurz ...»

Wieder klopfte es, Julius trat, ohne eine Antwort abzuwarten, ein. «Du?» Erstaunt sah er John an. «Was ...?»

«Vater geht es nicht gut.»

Sofort war auch Julius an seiner Seite. «Ich habe es gewusst, es ist zu viel. Du hättest nicht herkommen dürfen.»

«Damit ich nicht entdecke, womit du uns in den Ruin treiben willst?» Nur selten erhob Theodor die Stimme. Im Laufe seines Lebens – und besonders seines Vaterseins – hatte er stets aufs Neue bestätigt gefunden, dass leise, überlegte Worte mehr Eindruck machten als laute. Aber jetzt konnte er nicht anders, als zu brüllen.

Seine Söhne zuckten gleichzeitig zurück.

Johns Blick flackerte zu Julius hinüber, seine Augen wurden dunkel. «Was hast du getan?»

«Ich habe gar nichts ... Er versteht das alles falsch, es sind nur Pläne, ich würde doch nie ...»

Er bekam plötzlich keine Luft mehr.

«Wir besprechen das alles später!», bestimmte John in jenem Ton, bei dem niemand es wagte, sich ihm zu widersetzen. «Vater, steh auf, langsam. Nimm meinen Arm. Ich bringe dich nach Hause.»

Er zitterte jetzt so sehr, dass er zwei Anläufe brauchte, um sich zu erheben. Julius reichte ihm seinen Stock. Theodor konnte ihn nicht einmal ansehen. Zu seinem Entsetzen spürte er, dass hinter seinen Lidern Tränen heraufquollen. Er hatte geglaubt, alles richtig gemacht zu haben im Leben. Aber in diesem Moment verstand er, dass er etwas Entscheidendes versäumt hatte: Er hatte versäumt, seinem jüngeren Sohn Werte beizubringen. Anstand.

«Vater, du verstehst das alles falsch ...», murmelte Julius ein letztes Mal, aber John fuhr dazwischen.

«Sag Vaters Fahrer Bescheid. Wir bringen ihn ins Krankenhaus.»

«Es geht schneller, wenn wir meinen Mercedes nehmen.»

John führte Theodor den langen Gang entlang, doch plötzlich hielt sein Vater inne. Die Treppe war unüberwindbar. «Der Paternoster. Ich schaffe das!»

Theodor sah bleich aus, gleichzeitig war sein Hals rot angelaufen. Sein Atem ging pfeifend. Trotzig nickte er mit dem Kinn in Richtung des Aufzugs.

John musste ihn regelrecht hineinstoßen, damit er den Tritt nicht verfehlte. Dann rannte er selbst die Treppen hinunter, um rechtzeitig unten anzukommen und seinem Vater beim Aussteigen zu helfen.

Sobald die Mitarbeiter verstanden, was vor sich ging, eilten sie ihnen zu Hilfe. John sah dabei zu, wie Ingrid seinem Vater in den Mantel half wie einem Invaliden. Mit einem Gefühl der inneren Kälte wurde ihm klar, wie schlimm es stand. Theodor hatte kaum noch etwas gemein mit dem Mann, den er sein Leben lang gekannt hatte.

Als hätte sich die Neuigkeit im Haus verbreitet wie ein Lauffeuer, war das Foyer plötzlich voll, in Trauben standen die Mitarbeiter zusammen, überall blickte er in besorgte Mienen.

Julius wartete bereits draußen neben dem Mercedes. Es war ihm anzusehen, dass er vor Scham und Wut kaum wusste, wohin er den Blick wenden sollte. John beachtete ihn nicht, er half seinem Vater in den Wagen, setzte sich hinters Steuer und warf seinem Bruder ohne ein weiteres Wort die Tür vor der Nase zu.

Julius starrte ihnen nach. Es nieselte, wie eigentlich immer in dieser verdammten Stadt, er spürte die Tropfen auf dem Gesicht, aber er konnte sich nicht rühren. Sie hatten ihn nicht einmal gefragt, ob er mitkommen wollte. Seine Hände verkrampften sich in der Jackentasche – schlossen sich um etwas Kleines, Hartes. Plötzlich wusste er wieder, wo er die elenden Manschettenknöpfe gelassen hatte. Eine verschwommene Erinnerung überkam ihn, er hatte nach einem feuchtfröhlichen Abend im Fährhaus noch einen Abstecher nach St. Pauli gemacht und dort eine überaus hübsche und überaus junge Prostituierte kennengelernt, die er zu einer Rundfahrt in seiner Droschke eingeladen hatte. Er lachte leise und bitter. Einen Moment spielte er mit dem Gedanken, die Manschettenknöpfe in den Rinnstein zu werfen. Sie

waren ohnehin nur ein Trostpflaster gewesen. John hatte damals die echten Familienerbstücke bekommen.

Er winkte eine Droschke heran, stieg ein und ließ sich in die Polster fallen. «Folgen Sie dem Wagen», rief er durch das kleine Schiebefenster und schmetterte es zu. Er musste irgendwie versuchen, Schadensbegrenzung zu betreiben, seinem Vater klarmachen, dass alles nur Ideen waren. Lügen, so gut er konnte, um irgendwie seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen.

Im Fahrzeug roch es durchdringend nach Leder, der Regen war stärker geworden, trommelte auf das Verdeck, glitt in langen Schlieren an den Scheiben hinunter. Julius schloss die Augen. Lehnte den Kopf an das Polster. Er fühlte sich wie in einem Sarg.

Die Privatkrankenanstalt St. Gertrud auf der Uhlenhorst war am schnellsten zu erreichen. John erklärte mit knappen Worten die Situation. Die Schwestern eilten mit einem Rollstuhl an den Wagen. Bevor sie Theodor für die Untersuchung wegbringen konnten, griff der nach seinem Arm. «Ich überschreibe dir meine Rechte als Vorstand für die Brauerei.»

«Das ist sicher eine gute Idee.» John nickte.

«Kannst du das regeln?»

Auf diese Frage gab es nur eine Antwort. «Natürlich», sagte er, ohne zu zögern. «Natürlich regele ich das.» Erleichtert schloss sein Vater die Augen. «Mit Julius werde ich auch ...»

«Das überlässt du mir.» Sofort waren seine Augen wieder offen. Ein harter Ausdruck hatte sich in seinen Blick gestohlen, der John überraschte.

«Aber ...»

«Ich werde hier drin schon nicht sterben. Sie päppeln mich auf, du wirst sehen. In ein paar Tagen sagen sie mir, dass sie keine Ahnung haben, was mir fehlt, und entlassen mich.»

«Du musst dich schonen. Ich regele das, Vater.»

«Nein.» Theodors Gesichtsausdruck blieb unverändert. «Es war mein Fehler. Ich werde das wieder geradebiegen.»

John sah zu, wie die Schwestern ihn wegführten. Gekrümmt saß sein Vater in dem Rollstuhl. Er wirkte kleiner als früher.

Mit einem Knoten im Magen drehte er sich um, blickte in den weißen Winterhimmel. Der Regen hatte nachgelassen, die Stadt roch nach Teer und nassem Stein. Am Himmel schrien klagend ein paar Möwen. Als eine Droschke

vor ihm hielt und Julius ausstieg, bleich um die Nase und dennoch mit Kampfeslust in den Augen, da wusste er, dass ihm das schlimmste Gespräch seines Lebens bevorstand.

Allerdings nicht mit seinem Bruder.

Die Lampe warf ein warmes Licht über den Tisch. «Iss auch deine Makrelen!» Alice schob Rosa den Teller hin. «Du kannst nicht von Brot und Marmelade leben.»

«Ich will kein Brot. *Nur* Marmelade!»

Jaris schnaubte belustigt, als Rosa beim Anblick der Fische die Nase rümpfte. «Mehr für mich!» Er nahm zwei Makrelen auf einmal und kaute genussvoll.

Sie hörten den Motor gleichzeitig, wandten sich automatisch in Richtung des Fensters. Zu dritt beobachteten sie, wie er ausstieg, kurz die Augen zum Dach der Brauerei hob, dann zu ihnen hochblickte. Obwohl er sie sehen musste, winkte er nicht.

Jaris stand sofort auf, als John hereinkam, er wischte sich den Mund ab und warf die Serviette auf seinen Teller. Obwohl ihr Bruder sogar noch ein Stück größer war, wirkte John raumeinnehmender in seinem dunklen Mantel und mit dem Hut. Die kleine Wohnung schien plötzlich viel zu voll.

«Herr Reeven.» Jaris positionierte sich zwischen John und dem Tisch, verschränkte die Arme vor der Brust. «Wie können wir Ihnen helfen? Zu so später Stunde.»

Sie verstand, warum Jaris sich so benahm – trotzdem hätte sie ihn in diesem Moment gerne die Treppe hinuntergeschubst.

«Ich muss mit dir sprechen.» John sah nur sie an.

Einen Augenblick war es still.

«Jar, lässt du uns kurz allein?», bat Alice schließlich ihren Bruder.

Sie konnte sehen, wie er innerlich mit sich kämpfte. «Komm, Rosa», sagte er brüsk. «Wir geben Hannibal ein paar Möhren.» Jaris hob seine Nichte von der Bank und nahm sie auf den Arm. Wenn Blicke töten könnten, John wäre innerhalb von Sekunden zu Boden gegangen.

John lächelte Rosa zu, aber es war ein angestrengtes Lächeln.

Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss. Sie sah sofort, dass etwas vorgefallen sein musste. Sein Gesicht war grau, er wirkte fahrig. Erschöpft setzte er sich ihr gegenüber, schüttelte nur den Kopf, als sie ihm etwas vom Abendbrot anbot.

«Ich komme gleich zur Sache, es hat keinen Sinn, darum herumzureden.»

Die Art, wie er ihr nicht direkt in die Augen schauen konnte, ließ sie das Schlimmste befürchten. «Was ist passiert?», sagte sie leise und setzte sich.

Er streifte Finger für Finger die Handschuhe von seinen Händen, sah sie immer noch nicht an, schien zu überlegen, wie er formulieren konnte, was er zu sagen hatte. «Mein Vater ist im Krankenhaus. Ich habe ihn vorhin selbst hingebacht. Du hättest ihn sehen müssen, er schien dem Tode nahe.» John starrte wie benommen auf seine Hände. «Er war heute in der Bank. Und er hat entdeckt, dass Julius hinter seinem Rücken die Geschäfte veruntreut.»

Sie verstand nicht. Angespannt musterte sie ihn.

«Ich muss das in die Hand nehmen. Zumindest, bis es meinem Vater wieder besser geht. Ich muss mich in alles einarbeiten, mir einen Überblick darüber verschaffen, was Julius angerichtet hat.» Er fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, und sie stellte mit Erschrecken fest, wie erschöpft er wirkte. «Ich hätte mich kümmern sollen. Stattdessen habe ich so viel Zeit in andere Dinge gesteckt.» Er zögerte, sah aus, als bereute er die letzten Worte. «Ich muss das wiedergutmachen.» Jetzt hob er den Blick. «Alice», sagte er, so sanft, dass es sie schauderte. «Wenn ich für den Rest meines Lebens nur noch einen Menschen sehen könnte, wärest du. Wenn ich mich nur noch um einen Menschen kümmern müsste ... Aber ich ...» Er hielt inne, und sie sah, wie schwer es ihm fiel, auszusprechen, was er ihr zu sagen hatte. «Alice, ich kann nicht länger dein Anwalt sein.»

Fassungslos starrte sie ihn an. «Was?», hauchte sie.

«Bitte, hör mir zu.» Er griff über den Tisch nach ihren Händen. «Ich weiß, wie viel für euch von diesem Prozess abhängt. Glaub mir, ich weiß es. Aber ich bin nur ein Mittel zum Zweck. Jeder gute Anwalt kann genauso tun, was ich tue, verstehst du? Ich bin ersetzbar.» Er holte tief Luft. «Was ich daheim regeln muss, das kann nur ich. Wir hätten das niemals tun dürfen ... Wir hätten uns niemals näherkommen dürfen. Dass Marlies schweigt, ist ein Geschenk Gottes, aber es kann sich jederzeit ändern. Ich verstehe sowieso nicht, warum sie es tut. Es war fahrlässig von uns. Wenn es herauskommt, verlierst du nicht nur den Prozess, sondern auch Rosa. Es darf nie wieder passieren.» Er stockte, schüttelte den Kopf. «Ich habe einen guten Freund von mir für den Fall engagiert. Er war mein Mentor, was ich kann, weiß ich von ihm. Er übernimmt alles. Ich habe bereits veranlasst, dass der nächste Termin um ein paar Wochen vertagt wird, so habt ihr mehr Zeit. Ich werde ihn

einarbeiten, er ist einer der besten Anwälte der Stadt. Ich verspreche euch, dass ihr keinen Nachteil habt.»

Sie konnte sich nicht bewegen, konnte nicht sprechen. Als ihre Reaktion ausblieb, redete er eindringlicher weiter: «Ich werde Fehler machen, wenn ich mich nicht gut genug vorbereiten kann. Was, wenn ich am Ende schuld bin, wenn du Rosa ...? Es ist das Richtige. Das Verantwortungsvolle. Ich bin momentan nicht dazu in der Lage, euch nach bestem Gewissen zu vertreten.» Er ließ ihre Hände los, lehnte sich im Stuhl zurück. «Ich bin zu involviert ... Und ich habe mich entschieden.»

Seine Worte drangen nicht richtig zu ihr durch, es war, als wäre sie unter Wasser. Sie konnte nicht glauben, was er ihr sagte. Erst jetzt verstand sie, dass das Verfahren nicht nur für sie anstrengend und zermürend sein musste. Sie bedeutete nichts als Ärger, Sorgen, Kosten. Kein Wunder, dass er sie loswerden wollte. «Ich verstehe.» Langsam stand sie auf und ging ans Fenster. «Ich verstehe das, wirklich. Deine Familie ist wichtiger.»

Im Spiegel der Scheibe sah sie den Schmerz in seinem Gesicht. «Du weißt, dass es für mich keine Arbeit war. Ich habe das ...»

«Das weiß ich», unterbrach sie ihn sofort. Warum sagte sie immer das Falsche? Sie fühlte sich hin- und hergerissen zwischen ohnmächtiger Angst um sich selbst und um Rosa und Verständnis für seine Situation. Wie konnte ein Abschied von ihm das Richtige für sie und ihre Tochter sein? Würde ein anderer sie ebenso vehement vertreten wie John? «Du hast schon so viel für uns getan», sagte sie mechanisch.

Er schüttelte den Kopf, machte den Anschein, als wollte er noch etwas sagen. Aber dann stand er abrupt auf und ging zur Tür. «Ich muss zurück.»

Alice stand einfach da und hörte seine Schritte, die sich entfernten. Als draußen der Motor aufheulte, schloss sie die Augen, und als die Tränen kamen, begann sie zu zittern.

Sie hatte so entsetzt ausgesehen, dass er beinahe alles wieder zurückgenommen hätte. Aber es war das Richtige, er war sich sicher. Auch für sie. Besonders für sie. Er handelte in ihrer beider Interesse, in Alice' und auch in Rosas, auch wenn sie das vielleicht jetzt noch nicht verstand.

Wenn er von nun an zur Brauerei fuhr, ging er nicht mehr in den Stall. Er vermied es, auch nur in die Richtung zu schauen. Gregorio übertrug er den

Fall so gewissenhaft, wie er nur konnte, schärfte ihm ein, dass Alice keine gewöhnliche Klientin war und wie viel ihm persönlich an dem Ausgang des Falles lag. Gregorio war gut, er war einer der Besten, die in Hamburg zu finden waren, und er versprach John, Alice zu vertreten, als wäre sie seine eigene Tochter. Es war alles getan. Und nun musste er abschließen mit ihnen. Es gab keine andere Möglichkeit.

* * *

Zweifelnd blickte Sala auf den Korb mit den Schildkröten. Sie hielt die Schere in der rechten Hand und das frisch gewetzte Fleischmesser in der linken. Schildkröten tötete man am besten, indem man den Kopf entfernte. Wenn sie diesen aber einzogen, wurde es eine vertrackte Angelegenheit. Und beißen konnten sie auch.

«Los geht's! Looooos geht's!» Polly klapperte aufgeregt mit dem Schnabel.

«Du musst sie aufhängen, sonst wird das nichts.» Die Köchin lugte ihr über die Schulter. «Sonst kannst du ewig warten, die sind viel zu schnell.»

Zwar war die Hochzeit auf unbestimmte Zeit verschoben, aber Gesa wollte an diesem Wochenende trotzdem unbedingt das Ragout testen. Dafür hatte Sala am Morgen fünf dicke, handtellergroße Tiere auf dem Markt erstanden, die nun in einem Weidenkorb in der Kammer standen und leise Klicklaute von sich gaben. Sie krabbelten im Dunkeln übereinander und versuchten, ihrem Schicksal zu entkommen.

In der Waschküche hängte sie die Schildkröten mit Wäscheklammern an den Schwänzen auf. Alle fünf hatten die Köpfe eingezogen und strampelten mit den Beinen. Aber irgendwann wurden sie neugierig. Vielleicht lief ihnen auch das Blut in die Köpfe, jedenfalls streckten sie eine nach der anderen erst die Schnauzen, dann die Hälse hervor, und Sala schlug sie blitzschnell mit dem Messer ab. Bei vieren klappte es ganz gut, auch wenn es mehrere Anläufe brauchte. Die fünfte jedoch hatte offensichtlich das Schicksal ihrer Artgenossen beobachtet und wollte nicht mitspielen.

«Nun mach schon, du kleines Mistvieh.» Salas Wangen pulsierten, ungeduldig klopfte sie mit dem Fingerknöchel gegen den Panzer. Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf gebunden und schwitzte vom Wasserdampf der brodelnden Kochtöpfe, es war Washtag, und der ganze Raum roch nach Bleiche.

Sie konnte sich wirklich nicht vorstellen, dass diese Tiere schmecken sollten. Zwar war Schildkrötenragout nicht unüblich bei feinen Gesellschaften, es war jedoch eine jener Speisen, die nur für die Herrschaften und nie für das Personal zubereitet wurden, daher hatte sie noch nie davon gekostet.

In diesem Moment ertönte in der Küche die Schelle an der Wand. Erschöpft wischte Sala sich über das Gesicht. Ständig wurden sie und die anderen zu irgendetwas gerufen, mussten die Arbeit liegen lassen und wurden dann ermahnt, weil sie nicht schnell genug mit ihren Aufgaben fertig wurden.

«Wir sollen alle in den Salon kommen!» Mit großen Augen erschien Helene im Türrahmen. «Es ist wieder was.»

Sala rieb sich den schmerzenden Rücken. Gestern noch hatte sie die Dielen in der Halle gebohrt, das spürte sie tagelang. Gesa war wirklich eine Nummer für sich. Manchmal schien es ihr, als wäre sie erst glücklich, wenn sie die Angestellten rügen konnte, und bevor sie einen Grund dafür gefunden hatte, war es ihr nicht möglich, sich zu entspannen.

Im Salon war die angespannte Atmosphäre beinahe in der Luft zu schmecken. Gesa stand mit steifen Schultern am Fenster und blickte hinaus in den Garten. Erst als sich alle Bediensteten in einer Reihe vor dem Kamin aufgestellt hatten und das Rascheln hinter ihr verstummte, drehte sie sich um.

Im Haus arbeiteten drei Mädchen, Heinrich, eine Mamsell und eine Köchin. Alle waren anwesend. Natürlich gab es noch den Kutscher, den Gärtner und andere Angestellte, aber sie waren die Einzigen, die Zugang zu den Zimmern hatten. Es musste also etwas mit dem Haus zu tun haben. Sala achtete darauf, den Rücken durchzudrücken und die Finger still zu halten. Worum ging es dieses Mal? Sie hatte sich jedenfalls nichts vorzuwerfen.

«Es ist eine äußerst bedauerliche Angelegenheit.» Gesa sah sie alle der Reihe nach an, als wollte sie prüfen, wer ihrem Blick standhielt. «Und eine sehr empfindliche. Meinem Sohn sind seine Manschettenknöpfe abhandengekommen.»

So einen Aufstand wegen verlegter Manschettenknöpfe?, dachte Sala empört.

«Ich muss wohl nicht betonen, dass mir Ehrlichkeit bei meinen Domestiken die wichtigste aller Tugenden ist. Noch weit vor Fleiß und Reinlichkeit.»

Sie und die anderen warfen sich Blicke zu. Sala konnte nicht glauben, dass ihre Herrin sie des Diebstahls bezichtigte. Außer Helene waren alle schon seit

Jahren im Haus. Niemand würde seine Stellung für ein paar Manschettenknöpfe riskieren.

«Julius holt die Knöpfe nur zu besonderen Anlässen hervor. Er weiß genau, dass sie in seiner Schublade waren. Und nun sind sie fort. Er hatte es bereits vor Wochen entdeckt, aber gehofft, sie würden sich wieder anfinden. Dies war aber nicht der Fall.» Gesa ließ den Satz im Raum verhallen. Sala spürte das Gewicht der Anklage, die darin enthalten war.

Sie stieß leise ein wenig Luft durch die Nase aus. Julius konnte keine Ordnung halten. Es war eine tägliche Aufgabe, hinter ihm herzuräumen, sodass sein Chaos wie durch Zauberhand verschwunden war, wenn er einen Raum wieder betrat. Manchmal hatte sie das Gefühl, er merkte nicht einmal, dass Dinge sich nicht von selbst aufhoben.

«Ich habe mich daher schweren Herzens entschlossen, eure Zimmer zu durchsuchen.»

Sala gab einen überraschten Laut von sich, und Gesas Augen schossen in ihre Richtung. Zimmer durchsuchen? Das war noch nie vorgekommen, nicht in all den Jahren, die sie bei den Reeves arbeitete. Inspektionen, ja. Aber das?

«Ich werde euch solange im Salon einschließen. Es gefällt mir genauso wenig wie euch. Aber ich muss Gewissheit haben, dass ich unter meinem Dach keine Diebe beherberge.»

Mit selbstgerechter Miene schritt Gesa zur Tür. Ihre Röcke raschelten leise. Sala kam es vor, als wartete sie auf Protest. Als keiner kam, nickte sie und verließ den Raum.

Niemand rührte sich, bis der Schlüssel im Schloss knackte und Gesas Schritte auf dem Gang verklungen waren.

«**D**anke, Fred, Sie können mich in etwa einer Stunde wieder abholen.»

Nachdem sie ausgestiegen war, lächelte Emma Wilson dem Fahrer zu, der sie bis vor die Reeves-Villa gebracht hatte. Er hob die Hand an die Mütze und lenkte die Limousine der Karstens die Einfahrt hinunter.

Sie sah am Haus empor. Es schien alles so friedlich hier. Die Uhlenhorst hatte im Sommer wie im Winter etwas Verwünschenes, mit den vielen kleinen Kanälen und den Trauerweiden. Langsam stieg sie die Freitreppe hinauf auf die große Eingangstür zu.

Dass das Kalium bei Theodor angeschlagen hatte, war eine unbestreitbare Tatsache. Sein Körper hatte sogar stärker reagiert, als sie es für möglich

gehalten hatte. Zum Glück hatte er sie gebeten, die Gewebeprobe doch zu entnehmen, und so konnte sie nun vollkommen sicher sein.

Die Bazillen der Krankheit, nach der sie suchte, färbte man im Labor genauso wie Tuberkel, aber bei ihnen kam die Reaktion wesentlich schneller. Bereits nach sechs bis sieben Minuten in alkoholischer Fuchsin-Lösung ging es los – was Tuberkelbazillen ausschloss und kein anderes Ergebnis zugelassen hatte.

Sie hatte sich nicht geirrt. Aber Gott, wie gern hätte sie unrecht gehabt.

Gesa selbst öffnete die Tür. «Fragen Sie nicht, meine Liebe.» Auf Emmas erstaunte Miene hin winkte sie ungeduldig ab. «Die Domestiken. Wann hat man schon mal seine Ruhe. Kommen Sie, ich führe Sie nach oben!»

Gesa schien so vollkommen eingenommen von dem, was auch immer sie gerade beschäftigte, dass sie selbst auf dem kurzen Weg zum Schlafzimmer zwei Mal den Faden der Unterhaltung verlor.

«Bitte entschuldigen Sie, Dr. Wilson, dass ich nicht mit Ihnen hineinkomme», sagte sie, kaum, dass sie vor Theodors Tür angelangt waren. «Im Haus sind Dinge abhandengekommen, und ich verdächtige das Personal. Eine leidige Angelegenheit, aber sie duldet keinen Aufschub. Besuchen Sie mich später auf eine Tasse Tee im Wintergarten.» Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und raschelte in ihrem weiten Kleid davon.

Emma sah ihr nach. Mit einem Schaudern dachte sie, dass es nicht mehr lange dauern würde, und Gesa würde sich diese Art von Problemen zurückwünschen.

Der Speisenaufzug summt leise, anscheinend transportierte Eugen sich gerade etwas aus der Küche nach oben. Im Flur roch es nach Bohnerwachs und Kuchen. Ein friedliches Haus, in dem alles seinen gewohnten Gang nahm.

Und nun kam sie.

Emma klopfte an die Tür. Sie lächelte freundlich, als sie auf sein Rufen eintrat und Theodor ihr vom Bett aus erwartungsvoll entgegenblickte. Sie setzte sich zu ihm, sah ihn ernst an. Dann sagte sie, was sie ihm sagen musste. Und konnte dabei zuschauen, wie die Erschütterung in seinen Zügen ankam. Wie er verstand, wie sein Gesicht in sich zusammenfiel. Und der Mann, der er einmal gewesen war, verschwand.

Unruhig trat Sala von einem Fuß auf den anderen. Die Schildkröten würden sich nicht von selbst in Ragout verwandeln. Alle Anwesenden wussten ganz genau, dass sie die Zeit, die sie gerade untätig im Salon verbrachten, am Abend dranhängen mussten. In diesem Haushalt durfte man erst zu Bett gehen, wenn die Arbeit des Tages getan war. Bald würde der Fischhändler kommen, sie musste in der Küche noch den Tisch freiräumen, damit er den Barsch fürs Abendessen zerlegen konnte ...

«Wo bleibt sie nur?» Helene lief unruhig zum Fenster, als erwartete sie, Gesa draußen im Gemüsebeet zu erspähen.

Unwirsch zuckte Sala mit den Achseln. «Sie kennt doch ihren Sohn. Er würde seinen eigenen Kopf verlieren, wenn er nicht festgewachsen wäre. Ich verstehe nicht, dass sie so ein Tamtam macht deswegen.»

«Wenn wir stehlen wollten, hätten wir wirklich ganz andere Möglichkeiten.» Verärgert presste Heinrich die Lippen aufeinander. «Es ist eine Beleidigung. Einfach in unseren Sachen zu schnüffeln? Das ist doch nie im Leben erlaubt.»

Sala stimmte ihm in seinem Ärger zu, obwohl sie davon ausging, dass es doch erlaubt war. Dienstboten hatten so wenig Rechte, dass es geradezu lächerlich war.

Plötzlich schabte der Schlüssel im Schloss. Sie hatten die Schritte nicht kommen hören, und ihr schoß der Gedanke durch den Kopf, ob Gesa sich angeschlichen und an der Tür gelauscht hatte. Alle beeilten sich, sich wieder in einer Reihe aufzustellen.

Langsam trat sie herein, auf dem Gesicht ein Ausdruck des Triumphes. Salas Herz setzte für einen Schlag aus. Herrje, sie hatte tatsächlich etwas gefunden. Helene?, überlegte sie überrascht. Es musste Marlies' Mädchen sein, die anderen waren doch schon ewig hier, außerdem schien sie mit einem Mal sehr blass um die Nase. Warum hast du das getan?, dachte Sala. Nun wird sie dich ohne Zeugnis entlassen. Oder schlimmer noch, die Polizei einschalten.

Gesa schritt die Reihe entlang. «Nun, ich muss sagen, ich war selten so erschüttert.»

Sala blinzelte. Sprach sie mit ihr?

«Nach all den Jahren in meinem Haus. Wenn ich mir vorstelle, was du noch alles getrieben hast, während ich dir blind vertraut habe.»

Es durchfuhr sie wie ein Schlag. Ihre Herrin sprach tatsächlich mit ihr und nicht mit Helene!

«Aber ... ich würde niemals ...», stotterte sie.

Mit einer ruppigen Geste schnitt Gesa ihr das Wort ab. «Ich habe die Knöpfe unter deiner Matratze gefunden, Sala. Es gibt nichts zu leugnen!»

Das Ganze konnte nur ein Irrtum sein. Ein schrecklicher, grauenvoller Irrtum.

«Das muss man sich einmal vorstellen, dieser Undank!» Gesas Gesicht wurde immer dunkler vor Zorn, sogar ihr Hals bekam rote Flecken.

Und plötzlich wurde Sala klar, was passiert war. Sie grub die Fäuste in die Schürze, um nicht zu schreien.

«Madame Reeven, ich habe die Manschettenknöpfe nicht genommen. Das würde ich niemals tun. Ich würde niemals meine Stellung hier riskieren.»

Sie hatte das Gefühl, der Boden müsste sich auftun und sie verschlucken, so entsetzlich demütigend war es, hier vor allen zu stehen und sich als Diebin bezeichnen zu lassen.

«Sie müssen mir glauben!»

«Und wer soll es dann getan haben?», spie Gesa hervor.

«Jemand muss sie dort versteckt haben, um mich in Schwierigkeiten zu bringen.»

Gesa lachte auf. «Nun hab wenigstens den Anstand, zu deiner Tat zu stehen. Willst du etwa jemanden hier im Raum beschuldigen?»

Die Erkenntnis, dass sie nichts sagen oder tun konnte, das ihr aus der Situation helfen würde, lähmte ihre Glieder. Sie würde ihre Stellung verlieren. Nicht nur das, auch ihr Zuhause. So lange schon lebte sie hier, trank morgens in Pollys Gesellschaft Kaffee, kümmerte sich um den Garten. Und mit einem schlechten Zeugnis oder gar einer Anzeige würde sie nie wieder eine Anstellung finden. Ihr wurde übel.

«Ich schwöre Ihnen, ich war es nicht», flüsterte sie.

Kurz zuckte so etwas wie Zweifel über Gesas Gesicht. Sie hielt inne, ihre Lippen bewegten sich lautlos, ihr Blick flackerte zu den anderen. Aber dann schüttelte sie den Kopf. «Ich habe keine Wahl. Pack deine Sachen, Sala. Ich will dich keine Nacht länger in meinem Haus haben.»

* * *

Hamburg bei Nacht. Wie recht sie doch hatten, es auf dem Dom als Attraktion zu verkaufen. Wie wunderschön diese Stadt war, sogar in der Dunkelheit.

Theodor Reeven stand am Fenster seines Ankleidezimmers und blickte über die mondbeschienenen Dächer. Was die Zeitungen wohl berichten würden, nach seinem Tod? Der *Correspondent* würde sicher einen Nachruf veröffentlichen, die *Hamburger Nachrichten* ebenso. «Er hinterlässt seine trauernde Gattin sowie zwei Söhne und eine Tochter, fünfundvierzig Millionen und eine angesehene Firma», murmelte er, und es klang nach wenig, obwohl er wusste, wie viel es war.

Langsam drehte er sich um. Zum Glück schlief Gesa seit seiner Erkrankung und den unruhigen Nächten, die sie mit sich brachte, in ihren eigenen Räumen. Er hätte sonst keine Möglichkeit gehabt, das Ganze hinter ihrem Rücken zu organisieren. So schlimm die Lage auch war – jetzt, da das Übel einen Namen hatte, konnte er handeln. Immerhin hatte er noch Zeit gehabt, die Dinge einigermaßen anständig zu regeln.

Die Koffer waren bereits unten. Er musste nur noch losgehen, die Tür hinter sich schließen. Tun, was sich nicht weiter vermeiden ließ.

Die Erkenntnis war wie ein Erdbeben gewesen, eine Erschütterung der Welt. Als Emma Wilson es ausgesprochen hatte, hatte er es nicht glauben können. Er hatte gesehen, wie sich ihre Lippen weiterbewegten, aber nur dieses eine Wort hatte in ihm widergehallt. Er hatte aufgelacht. Es war absurd. Ein Mann wie er. Es konnte nicht sein. Und doch wusste er, dass es Sinn ergab. Als sie es erklärte, die Symptome beschrieb, konnte er nur nicken.

Es gab keinen Zweifel.

Seitdem war er wie taub. Als wäre da eine Wand zwischen ihm und der Welt, zwischen ihm und seiner Familie, ihm und seinen Gefühlen.

Solange er vorsichtig war, würden John, Julius, Blanche und Gesa sich nicht anstecken, das hatte Frau Wilson ihm glaubhaft versichert. Was sie nicht hatte versichern können, war, ob sie sich nicht bereits infiziert hatten, in der langen Zeit, in der die Krankheit schon in ihm gelauert, sich aber noch nicht gezeigt hatte. Er konnte es nicht fassen, dass sie so viele Jahre ein Teil von ihm gewesen sein sollte, sich heimlich in seinem Körper breitgemacht hatte, ohne dass er etwas merkte.

Emma Wilson hatte ihm auch geholfen, einen Ort zu finden. Sie hatte ihm erklärt, dass es nicht so schlimm war wie in den Büchern, dass es lange dauern konnte, man sich gut um ihn kümmern würde. Dass da trotzdem noch eine Chance auf Leben war. Zumindest eine Zeit lang.

Trotzdem hatte es sich angefühlt wie ein Todesurteil.

Theodor durchschritt das dunkle Haus, in dem schon sein Vater aufgewachsen war, ging die Treppe hinunter, die er sein ganzes Leben lang auf- und abgegangen war. Er atmete den vertrauten Geruch der Teppiche ein, der Vorhänge und Zierpflanzen, den Geruch seines Zuhauses. Vor seinem inneren Auge sah er die Kinder, wie sie im Matrosenanzug die Flure entlangrannten, sah im dunklen Salon den leuchtenden Weihnachtsbaum neben dem Kamin. So viele Feste, so viel Leben. Er hatte gedacht, es wäre noch Zeit. Bald war Heiligabend. Aber er konnte keinen Tag länger bleiben, sein Gewissen hätte es nicht zugelassen.

Wenn man nur vorher wüsste, wann Ereignisse bevorstanden, die ein Leben in zwei Teile schnitten. Ein Vorher und ein Nachher.

Was hätte er alles anders gemacht.

Auf der letzten Stufe hielt er inne. Ich kann nicht, dachte er.

Ich kann nicht.

Das Wiegenlied ihrer Kindheit. Alice hörte es schon von Weitem. Jenes vertraute Gemisch aus Lachen, Musik und den vergnügten Schreien aus den Fahrgeschäften. Das Heiligengeistfeld roch nach Marzipan und Holzfeuer. Die meisten der Karussells und Buden auf dem Dom wurden mit Glühstrümpfen beleuchtet, und der Himmel über dem Jahrmarkt leuchtete orangerot.

Auf dem Dom kam ganz Hamburg zusammen, alle Schichten, alle Klassen. Hier war egal, wo man herkam, wer man war. Hier ging es einzig und allein ums Vergnügen. Dienstboten wie Hausherren drängelten sich zwischen den Buden, kauften Augsburger Silber, Gewürze, türkischen Schmuck, holländische Schmalzkuchen. Einer der seltenen Orte auf dieser Welt, an denen Reich und Arm gemeinsam dasselbe genossen.

Alice stapfte mit Rosa durch den Schlamm. Schneeregen fiel vom Himmel, und die kleine Hand in ihrer war eiskalt. Die meisten Besucher hatten Schirme aufgespannt, die Frauen trugen Pelerinen über den Kleidern. Alice zog ihr Kopftuch tiefer in die Stirn.

«Mama, ich will den Löwenmenschen sehen! Und die Zwergenstadt.» Rosa zeigte aufgeregt auf ein Plakat.

Es tat Alice weh, zu sehen, wie begeistert ihre Tochter von dieser Welt war, die sie selbst einmal so geliebt hatte. Wie sie mit leuchtenden Augen die Attraktionen bestaunte.

Die Berg-und-Tal-Bahn war rechtzeitig fertig geworden, im Vorbeilaufen sahen sie Bernhard, der vor den Dampfmaschinen und den künstlichen Gebirgen aus Pappmaché stand und mit rotem Gesicht die Besucher heranwinkte. Sie sah auch ihre Eltern. In der Menge bemerkten sie sie nicht. Noch immer hatten sie das Karussell und den Waffelstand. Ihr Vater sah so klein aus, viel schwächer als früher. Alice beobachtete einen Moment die sich drehenden Pferde, sah den Schatten eines Jungen, der mit den Beinen an der Stange hing und sich drehte, dass die Haare nur so flogen. Alles vorbei, dachte sie. Alles für immer vorbei.

Das Gesicht ihrer Mutter war hart wie meistens, sie lächelte, wenn sie einem Kunden etwas überreichte, aber sobald sie sich abwandte, fiel jeder Anschein von Freude sofort wieder von ihr ab. Alice ging nicht zu ihnen.

Vielleicht würde sie in den nächsten Wochen noch einmal vorbeischaun, um sie Rosa sehen zu lassen. Aber vielleicht auch nicht. Es tat einfach immer noch so weh. Wenn sie ihre Eltern sah, stürzte es alles mit solcher Gewalt auf sie ein, dass es ihr den Atem nahm.

All das, was hätte verhindert werden können.

«Madame, möchten Sie eine?» Ein Junge zupfte sie am Ärmel, reckte hoffnungsvoll das rot gefrorene Gesicht zu ihr empor, an einem Stab in seiner Hand baumelten ein paar handgemachte Holzpuppen.

Rosa starrte sie fasziniert an, ihre Finger griffen bereits danach, aber Alice schüttelte sofort den Kopf. «Dafür haben wir kein Geld.»

Sie drängten sich durch die immer dichter werdende Menge, vorbei an der Pony-Schlittenbahn, dem Figurentheater, einem dampfbetriebenen Orchestrion. Neben den neuen großen Fahrgeschäften gab es immer noch viele Attraktionen, die sie von früher kannte: die schwerste Dame der Welt, dressierte Hunde, einen Herkules-Zirkus. Inzwischen funktionierten einige Karussells sogar mit Elektrizität, aber die meisten wurden noch von Pferden angetrieben oder per Hand bedient.

Ein wenig außer Atem schlug sie den schweren Zeltstoff beiseite. Hinter golden schimmernden Absperrbändern warteten die Panoramen auf ihre Bewunderer. Hier drinnen wirkten die Bilder sogar noch größer. Die meisten reihten sich nebeneinander auf, sodass man wie in einem Museum an ihnen vorbeilaufen konnte. Das Panorama mit den Figuren der antiken Dramen und Sagen war hinter einer Absperrung verborgen, um neugierige Kinderaugen davor zu schützen. Alice trat hinter das kleine Kassenhäuschen.

«Wenn dir kalt wird, sagst du Bescheid!» Sie setzte Rosa neben sich auf einen Hocker, wickelte ihr den Schal fester um den Hals und holte Papier und Stifte aus der Tasche.

Rosa nickte. Sie klemmte die Zunge zwischen die Lippen und begann sofort zu malen.

Über den ganzen Tag strömten Besucher in das Zelt. Immer wieder stahlen sich Kinder unter der Absperrung hindurch, die Alice mit gespielter Strenge zur Räson rufen musste.

«Faszinierend. Sind das Amor und Hebe?» Ein älterer Herr mit Zylinder bewunderte die antiken Figuren. Mit seinem Gehstock zeigte er auf einen Gott, der in einer Wolke saß und Harfe spielte.

«Richtig!» Alice verließ ihren Posten an der Kasse und trat neben ihn.

«Und das an seiner Seite ist Aphrodite?»

«Das ist Cassandra», korrigierte sie, und der Herr spitzte indigniert die Lippen. «Tatsächlich? Und Apollon?»

«Apollon habe ich nicht gemalt.»

«Sie haben das hier gemalt?» Er sah sie an, als bezweifelte er ihre Auskunft. «Und warum fehlt er? Auf einem Bild wie diesem sollte er doch vertreten sein.»

Sie hätte nicht gedacht, dass es jemandem auffallen würde. «Kennen Sie die Erzählung von Daphne?»

Seine Augen weiteten sich kaum merklich. Ein Zug der Entrüstung huschte über sein Gesicht. «Apollon war der Gott der Heilung. Der Gott der Musik, der Sonne, der Dichtung», rief er, als hätte sie ihn persönlich angegriffen. «Soll man ihn wegen eines einzigen Fehlers zum Sündenbock machen?» Bevor sie etwas erwidern konnte, redete er schon weiter: «Ich kenne die *Metamorphosen*, junge Frau. Daphne war eine Nympe. Eine Nympe, die mit ihren offenen Haaren durch die Welt stolzierte und nichts Besseres zu tun hatte, als Männer zu verführen.»

Alice runzelte die Stirn. Sie setzte erneut zu einer Erklärung an, aber er ließ sich nicht unterbrechen. «Er hat Daphne aus Liebe verfolgt, junge Frau. Aus Liebe.»

Ohne ihre Antwort abzuwarten, drehte er sich um und ging leise schimpfend davon.

«Wir haben Hunger.» Als sie an ihren Platz hinter der Kasse zurückkehrte, sahen Rosa und Plüsch zu ihr auf.

«Ihr habt den ganzen Bauch voll Zucker.»

«Wir haben trotzdem Hunger.»

Seufzend sah sie sich um. «Gut, dann hole ich etwas.» Sie stellte ein Schild vor die Kasse. «Du wartest hier.»

Auf dem Dom wurde überall Essen angeboten, sie musste nicht weit gehen. Die Schlange jedoch war lang, und nach einer Weile begann sie, unruhig auf und ab zu wippen.

Als sie zurückeilte und mit dem Essen in der Hand den Zeltstoff zur Seite schlug, war Rosa nicht mehr da. Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus. Sie ignorierte die Schlange, die sich in ihrer Abwesenheit am Eingang gebildet hatte, und lief wieder nach draußen. Rosa würde nicht einfach davonlaufen,

das wusste sie. Aber was, wenn sie nach Alice gesucht hatte? Überall waren Menschen, Kinder, Lichter. Mit jedem Schritt wurde Alice schneller, lauter und lauter rief sie Rosas Namen. Die Menschen wichen ihr verwundert aus, während sie sich mit den Ellbogen durch die Menge drängte. Ich sollte beim Zelt bleiben, damit sie mich finden kann, dachte sie und konnte doch nicht aufhören zu rennen. Sie lief zur Zwergenstadt und zum Löwenmann. Rosa blieb verschwunden.

Die Panik legte sich über sie wie ein dunkles Tuch. Irgendwann blieb sie stehen. Ihre Brust hob und senkte sich krampfartig, sie bekam keine Luft mehr.

Im Zelt der Domwache kam Alice langsam wieder zu sich.

Sie hielt einen dampfenden Becher in der Hand. Trinken konnte sie nicht, aber wenigstens wärmte er ihre erstarrten Finger. Die Augen des diensthabenden Beamten blickten sie freundlich an. «Wir finden die Kleine», versprach er, «beruhigen Sie sich. Das kommt hier täglich ein Dutzend Mal vor. Wie alt ist das Kind?»

«Fünf. Sie ist fünf.» Ihr war so schlecht, dass sie fürchtete, sich übergeben zu müssen. «Sie heißt Rosa. Und sie läuft nicht einfach weg.»

Der Mann lächelte. «Vielleicht hat sie sich verirrt.»

Sie beantwortete seine Fragen, so gut sie konnte, aber ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

«Und Sie arbeiten hier?»

Alice nickte.

«Gehören Sie zum Domvolk?»

«Ich ... meine Familie, ja.»

«Wo stehen Ihre Wagen? Haben Sie dort schon nachgesehen?»

Alice schüttelte den Kopf. «Dort ist sie nicht.» Rosa hatte die Großeltern in ihrem Leben erst wenige Male gesehen. Sie war nicht einmal sicher, ob sie sie erkennen würde.

Der Mann stellte ihr so viele Fragen, dass sie ihn irgendwann fauchend unterbrach: «Sie müssen sie suchen, sie ist doch ganz alleine da draußen!»

Er nickte. «Wir durchkämmen jetzt das Gelände. Sie warten hier bei meinem Kollegen.»

Die nächste Stunde wurde die längste ihres Lebens. Immer, wenn jemand hereinkam, sprang sie auf, nur um dann wieder in sich zusammenzusinken.

Eine Frau brachte ihr erneut etwas zu trinken, jemand legte ihr eine Decke auf die Knie.

Plötzlich stand der Polizist wieder vor ihr. «Gute Neuigkeiten.» Er lächelte breit. «Wir haben sie gefunden.»

Alice fuhr in die Höhe. «Geht es ihr gut? Wo ist sie?»

Bevor er antworten konnte, hörte sie eine Stimme. «Sie ist bei uns.»

Der Klang brachte alles in ihr zum Vibrieren. Langsam drehte Alice sich um.

Das Gesicht ihrer Mutter war wie aus Stein. Alice starrte sie an. «Du hast ...»

«Ich habe sie gefunden, wie sie alleine auf dem Dom herumgeirrt ist. Es hätte wer weiß was passieren können.»

«Machen Sie sich keine Sorgen, es geht ihr gut. Die Kleine ist draußen.» Der Polizist legte Alice beruhigend eine Hand auf die Schulter. «Bei ihrem Vater.»

Henk stand vor der Wache. Er hielt Rosa auf dem Arm. Starr blickte er ihr entgegen. Alice rannte auf die beiden zu, aber sofort trat er zurück und hob die Hand. «Fass sie nicht an!»

Abrupt blieb Alice stehen. Rosa streckte die Arme nach ihr aus: «Mama. Ich wollte die Puppen anschauen. Von dem Jungen.»

«Gib sie mir!» Sie versuchte, ihm Rosa abzunehmen, aber er wich ihr aus. «Gib sie mir!», schrie sie.

«Alice. Mach es nicht noch schlimmer.» Ihre Mutter und der Wachtmeister waren hinter ihr hergelaufen.

Alice fuhr herum. «Du weißt ja nicht ...»

«Ich weiß alles.»

Sie brauchte ein paar Sekunden, bis sie verstand. «Du weißt, dass ich ihn verlassen habe?»

«Ich habe Ihnen die Situation ja bereits erklärt.» Henk wandte sich an den Polizisten.

Der nickte ernst. «Der Vater hat zu bestimmen, wo das Kind sich aufhält, Frau Bloom. Es sei denn, ein Gericht entscheidet anders. Haben Sie entsprechende Papiere vorliegen?»

Nach einer Sekunde des Schocks schüttelte sie den Kopf. Kleine Punkte begannen vor ihren Augen zu tanzen. «Nein, ich ... aber», stotterte sie.

«Vielen Dank für Ihre Hilfe.» Henk gab dem Wachtmeister die Hand. «Wir kommen zurecht.»

«Sie gehört mir!» Alice wartete, bis der Beamte gegangen war. Sie spürte ihre Beine nicht mehr. «Lass sie runter!» Ihr Mund war taub. Ihre Hände waren taub.

Ihre Mutter trat zwischen sie. «Wie stellst du dir das vor? Wo willst du leben? Wie willst du Geld verdienen? Ihr werdet verhungern. Schau sie dir doch an, Alice.» Die Stimme ihrer Mutter war scharf wie ein Messer. «Sie hat ja kaum eine richtige Jacke. Ihre Schuhe sind durchgewetzt. Ich habe sie gefunden, wie sie ganz allein hier draußen herumlieft. Wie kannst du nur denken, dass du sie alleine versorgen kannst? Wie kannst du so dumm sein? Eine Familie gehört zusammen.»

Alice konnte es nicht fassen. «Das sagst ausgerechnet du?», spie sie aus, und der ganze Hass, all die Wut und Enttäuschung, die niemals ein Ventil gefunden hatten, lagen in ihren Worten. «Hast du vergessen, was ihr mit mir gemacht habt? Dass ihr mich verkauft habt!»

Das Gesicht ihrer Mutter verlor augenblicklich alle Farbe. Sie wandte sich zu Henk um. «Es regnet. Bring sie zu uns in den Wagen. Ich komme gleich nach.»

Henk sah Alice an, sein Blick glitt über ihr Gesicht, ihr Haar, er wirkte, als wollte er etwas sagen. Aber dann drehte er sich um und ging. Rosa, die Plüsch umklammerte und über seine Schulter zu ihr hinüberstarrte, streckte erschrocken die Arme aus. «Mama!»

Alice konnte sich nicht bewegen. Gelähmt sah sie zu, wie Rosas Gesicht immer kleiner wurde. Sie konnte nichts tun.

«Du weißt, dass es so nicht war. Du weißt, dass wir dich nicht einfach weggegeben haben.»

Sie hatte ihre Mutter vollkommen vergessen. Die machte einen Schritt auf Alice zu, ihre Augen schienen zu lodern. «Wir hatten einfach kein Geld, Alice. Glaubst du, es ist uns leichtgefallen? Wir dachten, es geht dir dort gut. Wir dachten ...» Sie brach ab. «Es war doch ein Pastorenhaus», sagte sie leise.

Alice brachte keinen Ton heraus. Stumm starrte sie ihre Mutter an.

«Wir hätten wieder eine Familie sein können.» Plötzlich packte ihre Mutter sie bei den Armen und schüttelte sie mit verzerrtem Gesicht. «Ein paar Jahre nur hättest du einfach einmal machen müssen, was man dir sagt, dann hättest du zurückkommen können, und alles wäre gut gewesen.» Neben der Wut lag noch so viel anderes in ihrem Blick, Trauer, Sorge, Sehnsucht. Aber als sie weitersprach, war ihre Stimme wie Eis. «Du kannst nicht alleine für ein Kind

sorgen, Alice.» Sie schüttelte den Kopf, ihre Lippen bebten. «Du bist verrückt, wenn du denkst, dass du Rosa allein ein gutes Leben bieten kannst. Wir werden nicht zulassen, dass noch einmal etwas passiert. Ein Kind braucht einen Vater.»

Damit drehte ihre Mutter sich um und verschwand in der lärmenden, blinkenden Hamburger Domnacht, aus der sie gekommen war.

Alice konnte sich nicht bewegen. Sie stand da und fühlte gar nichts mehr. Irgendwann sank sie langsam in die Knie. Mitten in dem lauten Meer des Jahrmarkts blieb sie sitzen. Sie begann, am ganzen Körper zu zittern. Der Schmerz lähmte sie. Er hatte eine ganz bestimmte dunkle Färbung, die sie nur zu gut kannte.

Nach all den Jahren hatte er wie ein Fluch zu ihr zurückgefunden.

In Hamburg

1897

* * *

Zehn Tage nach der Geburt hielt eine Droschke vor dem Haus von Frau Grün, und Käthe stieg aus. Ich hatte nicht damit gerechnet, jemanden aus der Nordmarsch je wiederzusehen, saß gerade mit Otto im Arm im Vorgarten und trank Tee, erfüllt von einem Gefühl des Glücks und des tiefen inneren Friedens, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Wortlos beobachtete ich, wie sie ausstieg, ihre Tasche nahm, die Pforte öffnete und auf mich zukam. Sie trug ihr schwarzes Kleid und statt der Haube einen Reisehut. Mir war, als würde es plötzlich kälter im Garten.

«Also, das ist ja ein schöner Anblick!» Käthe blieb vor mir stehen, und obwohl sie nicht feindselig wirkte, begann mein Herz zu pochen. Sie beugte sich vor und zog Ottos Jüppchen zur Seite. «Ein Bub.» Sie nickte anerkennend. Dann sah sie mich an. «Du hast alles gut überstanden?»

Ob man das so nennen konnte, wusste ich nicht. «Ja, schon», erwiderte ich zögernd.

«Und du hast dich erholt?»

«Es tut noch weh, ich darf mich noch nicht viel bewegen.» Das war eine Untertreibung, mein Körper fühlte sich an, als wäre er zwischen zwei Mühlräder geraten. Wie ich jemals wieder unbeschwert herumlaufen sollte, war mir ein Rätsel. Aber Otto entschädigte mich für die Schmerzen. Es war, als wäre die Welt mit einem Mal in ein warmes, weiches Licht getaucht. Solange es ihm gut ging, war mir alles andere gleich.

Käthe hatte Marzipantorte mitgebracht, und wir deckten in der Laube. Ein bisschen hoffte ich, dass sie mich um Verzeihung bitten würde. Sie wollten mich zurück, warum sollte sie sonst hier sein und Torte anschleppen. Sie hatten eingesehen, dass es doch alles nicht meine Schuld war, dass ihnen mein Fleiß fehlte, sie falsch entschieden hatten, als sie mich wegbrachten.

Wie dumm ich war. Wie schrecklich, schrecklich dumm.

«Mechthild ist vor ein paar Wochen gestorben. Sie hat länger durchgehalten, als wir es für möglich gehalten haben.» Sie berichtete es ohne jede Emotion.

«Es war eine Erlösung», sagte ich, und es musste das Richtige gewesen sein, denn Käthe nickte. Ich fragte mich, ob sie Grete von mir erzählt hatten. Erst kurz vor meiner Abreise hatten wir auf einem unserer Streifzüge durchs Dorf

in einer Böschung Schwarzebeeren entdeckt, die wir im Sommer zusammen ernten wollten. Der Gedanke, dass ich sie vielleicht nicht wiedersehen würde, tat weh.

«Du kannst dir sicher denken, dass ich hier bin, um etwas mit dir zu besprechen», hob Käthe an.

Frau Grün war bereits bei ihrem zweiten Stück Torte, nun legte sie plötzlich die Gabel hin. Beide Frauen wichen meinem erstaunten Blick aus.

«Frau Grün hier kennt eine Familie. Sie haben auch ein Kind bekommen, vor zwei Wochen erst, ein kleines Mädchen.»

Frau Grün hatte wieder zu kauen begonnen, allerdings liefen ihre Wangen bei Käthes Worten rot an. Sie sah aus, als schmeckte ihr die Torte plötzlich nicht mehr.

«Leider haben sie das Mädchen verloren.» Käthe schürzte bedauernd die Lippen. «Es ist eines Nachts eingeschlafen und einfach nicht mehr aufgewacht.»

Erschrocken sah ich zu Otto hinüber, der sanft in seinem Wagen schlummerte. «Wie schrecklich!», flüsterte ich.

Ermuntert von meiner Reaktion sprach Käthe weiter. «Nicht wahr? Und da kommst du ins Spiel.»

Ich weiß nicht, ob ich es meinem Alter oder meiner Dummheit zuschieben soll, dass ich immer noch nicht verstand.

«Nun ...» Käthe räusperte sich. «Kind, dir wird sicher klar sein, dass du Otto nicht behalten kannst.»

Ein Satz. Ein paar Worte nur. Aber sie fuhren wie das Beil eines Scharfrichters auf mich hinunter. Um mich her begann sich die Laube zu drehen. «Wie meinst du das?»

Die beiden tauschten einen Blick. «Christina.» Käthe legte die Gabel nieder. «Sei doch vernünftig. Du bist viel zu jung. Du hast keinen Mann. Wie willst du für euch sorgen?»

Frau Grün räusperte sich. «Sie zahlen viel Geld», erklärte sie vorsichtig. «Du hättest mindestens für ein Jahr ausgesorgt. Und sie sind wunderbare Menschen, ein Oberleutnant und seine Frau. Sie haben ...»

Ich fuhr so schnell in die Höhe, dass die Teller klirrten, packte den Wagen, schob ihn mit hastigen Schritten ans Haus und nahm Otto heraus, der sofort zu schreien anfang, rannte die Treppen hinauf in mein Zimmer. Dort lief ich zwischen Bett und Konsole hin und her, wiegte mein brüllendes Kind auf und

ab. Mein Gesicht glühte, ich war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie sind verrückt geworden, dachte ich nur immer wieder. Sie sind alle verrückt geworden.

Wenig später klopfte es leise an der Tür. Als ich nicht reagierte, schob Käthe den Kopf ins Zimmer.

«Ich werde ihn niemals hergeben. Nicht für alles Geld der Welt. Lieber sterbe ich», rief ich, noch bevor sie sprechen konnte.

Wortlos setzte Käthe sich auf den Stuhl neben meinem Bett. Im Halbdunkel des Zimmers erschien sie mir mit ihrem Hut und ihrer Hakennase wie ein Todesengel, der gekommen war, um mir mein Kind zu nehmen. Ich presste Otto so fest an mich, dass er protestierend strampelte. Sein kleines Gesicht war nass von Tränen, und mit zitternden Fingern strich ich sie weg.

Käthe faltete die Hände im Schoß. «Wovon willst du leben?»

Ich starrte sie nur an. Natürlich hatte ich keine Antwort auf diese Frage. «Ich finde schon etwas!», erwiderte ich schließlich ruppig.

«Weißt du, wie schwer es für eine Frau ist, ein Auskommen zu haben? Wo soll Otto bleiben, wenn du arbeitest?» Sie war ganz sachlich, ließ sich von meiner anschwellenden Wut nicht beirren.

«Ich finde etwas!», wiederholte ich stur.

«Und was, wenn nicht?» Käthes Stimme war sanft. «Willst du dein Kind hungern lassen? Angebote wie dieses kommen nicht jeden Tag. Du kannst es nicht ein paar Jahre versuchen und irgendwann einsehen, dass es doch nicht geht. Kinder gibt es zuhauf, die Cholera hat diese Stadt mit Waisen geradezu überschwemmt. Die Leute wollen Säuglinge.»

Meine Augen begannen zu brennen. «Ich finde etwas!», rief ich zum dritten Mal, aber meine Stimme kam seltsam verzerrt aus mir heraus.

Denn ich wusste es ja. Ich wusste, dass sie recht hatte.

«Niemand wird dir eine Wohnung geben, Christina. Niemand wird dich anstellen. Du bist nicht verheiratet und hast ein Kind. Niemand will damit etwas zu tun haben. Wie willst du arbeiten, wer soll auf ihn aufpassen? Was, wenn er krank wird? Wovon willst du den Doktor bezahlen? Wenn du in dieser Welt keinen Mann hast, dann brauchst du Familie, die dich auffängt. Du kannst nicht erwarten, dass mein Bruder für euch beide aufkommt. Und Friedemann hat sich schon mehr als großzügig gezeigt.»

«Gebt mir nur noch ein wenig Zeit, um mich zu erholen, ich werde arbeiten, so hart ich kann.» Die Panik schnürte mir den Hals zu. «Ich kann ihn nicht

hergeben. Er ist doch mein Kind!»

Einen Moment dachte ich, sie würde ein Einsehen haben. Schließlich war sie selber Mutter, sie wusste doch, wie es war. Und Otto gehörte zu ihrer Familie, war auch ihr eigenes Fleisch und Blut. Aber Käthe schüttelte den Kopf. «Mädchen», sagte sie und griff nach meiner Hand. Wieder war da diese Weichheit in ihren harten Augen. «Mädchen. Du bist ja noch nicht mündig.» Sie seufzte leise: «Es ist doch alles längst entschieden.»

Und so war es.

Sie nahmen ihn mir weg, und ich konnte nichts tun.

Ich wurde nicht einmal gefragt.

Hamburg

1913

24

Später wusste Alice nicht mehr, wie lange sie dort im Schlamm zwischen den Sägespänen gesessen hatte. Die Zeit verschwand, der Jahrmarkt verschwand, die Menschen verschwanden.

Rosa war fort. In ihrem Kopf war für nichts anderes Platz als für diese eine Gewissheit.

Sie würde das nicht noch einmal ertragen.

Irgendwann stand sie auf. Es nieselte immer noch, das Haar klebte ihr in nassen Strähnen im Gesicht. Ihr Kleid war so vollgesogen, dass es ihr schwer um die Knöchel schlug. Langsam lief sie los. Die Menschen starrten sie an, wichen vor ihr zurück.

Wenig später klingelte sie mit zitternden Fingern an der Tür eines Stadthauses an der Esplanade. Inzwischen klatschte der Regen in schweren Tropfen auf den Kies und die kahlen Rosenbüsche. Als das Kleinmädchen ihr mit erstaunter Miene öffnete, konnte Alice nicht sprechen. Stumm hielt sie ihr den Zettel entgegen, den sie aus ihrer Geldbörse gekramt hatte. Das Mädchen faltete ihn mit großen Augen auseinander, las und musterte sie dann alarmiert unter ihrer Haube hervor.

Schließlich nickte sie. «Einen Moment, bitte.»

Bevor Alice reagieren konnte, hatte sie die Tür schon wieder geschlossen.

Erschöpft lehnte sie sich an die Mauer und schloss die Augen. Alles tat weh, sogar Atmen war eine Anstrengung, für die sie kaum noch die Kraft aufbringen konnte.

Es schien eine Ewigkeit, in der sie einfach dastand, den Regen auf dem Gesicht spürte und nicht einmal mehr denken konnte. Eine scharfe Stimme

schnitt durch ihre wirbelnden Gedanken. «Um Himmels willen. Sie sind ja vollkommen durchweicht. Renata, warum habt ihr sie nicht sofort reingeholt?»

Jemand fasste sie am Arm, sie wurde ins Haus gezogen, Wärme hüllte sie ein, besorgte Augen sahen sie an.

«Alice. Was ist passiert? Wo ist Rosa?»

* * *

Er spürte eine Präsenz. Jemand beugte sich im Schlaf über ihn. John knirschte mit den Zähnen. Er wusste, dass er aufwachen musste, dass da jemand in seinem Zimmer war. Er grub die Finger in das Laken, seine Lider flatterten. Er spürte es, doch er konnte die Augen nicht öffnen. Bis er die Tür hörte, die leise ins Schloss fiel.

Mit einem Ruck fuhr er im Bett auf.

Er war allein. Das Zimmer lag in Dunkelheit getaucht. Die Straßenlaterne war zu weit weg, um ihn mehr als Schatten erkennen zu lassen, und auch der Mond warf nur sein fahles Licht auf den Teppich. Alles war wie immer, die Spiegelkonsole, der Schrank, sein Bücherregal, die geschwungene Tür zum Balkon.

Aber das Gefühl war nicht wie immer.

Stöhnend rieb er sich über die Stirn. Er war sich so sicher, dass sich eben noch jemand über ihn gebeugt hatte. Beinahe fühlte er eine Hand auf seiner Haut. John schlug die Decke zurück und schwang die Beine aus dem Bett. Im Kamin glomm noch die Feuerschlacke. Die Krone der Trauerweide vor dem Fenster bewegte sich sacht im Wind. Er lehnte einen Moment die Stirn an die kalte Scheibe. Der Kanal lag ruhig und dunkel da, genau wie der Feenteich, in dem sich die Wolken im Mondlicht spiegelten.

Ein Rumpeln unten im Haus ließ ihn zusammenfahren. Als er sich umdrehte, entdeckte er den Brief auf seinem Nachttisch. Es stand nur ein Wort darauf.

John.

Das Gefühl, das ihn überkam, als er die Handschrift erkannte, war unbeschreiblich. Mit zitternden Fingern riss er das Kuvert auf und begann zu lesen.

Langsam sank er aufs Bett.

John,

wenn Du diese Zeilen liest, bin ich fort. Es ist besser so. Ein Abschied, bei dem man sich nicht umarmen kann, würde zu sehr wehtun. Ich habe Angst, dass Ihr mich zum Bleiben überredet. Daher lasse ich Euch keine Wahl. Ich weiß, Du wirst wütend sein, aber sieh es mir nach. Dies ist die schwerste Entscheidung meines Lebens.

Wenn Du mit Dr. Wilson sprichst, wirst Du alles verstehen. Ich kann nicht bei Euch im Haus bleiben. Auch nicht in Hamburg. Hier gibt es niemanden, der sich mit meiner Erkrankung auskennt. In allen Ausmaßen begreife ich noch nicht, was mit mir geschieht, aber eines weiß ich mit Sicherheit: Es gibt nichts Wichtigeres, als Euch zu schützen. Ich bete zu Gott, dass ich Euch nicht bereits angesteckt habe. Ich würde es mir nie verzeihen.

Als er den Namen der Krankheit las, starrte er auf die Buchstaben, ohne zu verstehen.

«Das kann nicht sein», flüsterte er. «Das ist unmöglich.»

Wer hätte gedacht, dass so lange schon die Dunkelheit unbemerkt in mir geschlummert, sich langsam von innen ausgebreitet hat.

Dr. Wilson hat mir geholfen, einen Ort zu finden, wo man mich begleiten wird, bis es mit mir zu Ende geht. Ich werde ihr für immer zutiefst dankbar sein, dass sie meine Beschwerden ernst genommen und Euch damit hoffentlich vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt hat. Solange ich es vermag, werde ich Euch schreiben.

John atmete scharf ein. Einen Moment verschwamm sein Blick vor Tränen, doch er riss sich zusammen und zwang sich, weiterzulesen.

Das Wichtigste zuletzt: Nach langen Überlegungen habe ich mich dazu entschlossen, meine Anteile an der Bank auf Julius und Dich aufzuteilen. So kann keiner ohne den anderen entscheiden. John. Ich weiß, wie hart Du gearbeitet hast für Deinen Weg, Deine Unabhängigkeit. Aber Dein Bruder ist nicht bereit, die Last der Verantwortung allein zu übernehmen. Das Lebenswerk Deines Großvaters, mein eigenes Lebenswerk, so viele Stunden, so viele Tage, Jahre, so viel Schweiß und Hingabe ... Es würde mir alles bedeuten, wenn Du an meine Stelle trittst. Mein Prokurist wird Dir erklären, was Du

*wissen musst. Du wirst die richtigen Entscheidungen treffen, wenn Du nur
Deiner Intuition folgst. Leite Deinen Bruder. Bring ihn ab von dem Pfad, auf
dem er sich befindet. Er braucht Dich. Die Familie braucht Dich.
Dein Dich liebender Vater
Theodor*

Langsam ließ er den Brief sinken. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Als er erneut Geräusche in der Halle hörte, fuhr er in die Höhe. Dass nachts im Haus etwas los war, war nicht ungewöhnlich. Zu viele Menschen lebten hier unter einem Dach, seine Mutter trieb die Dienstmädchen mit nächtlichem Klingeln nach Wärmflaschen und Kamillentee in den Wahnsinn, Julius kam oft spät aus dem Klub nach Hause und rempelte in betrunkenem Zustand Möbel und Dienerschaft gleichermaßen um. Aber diese Geräusche waren anders als sonst. John lief zur Tür.

Vielleicht war er noch hier. Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Er hatte John über die Stirn gestrichen. Schuldbewusst spürte Theodor ein Stechen in der Brust, als er daran dachte. Jetzt bereute er es, aber das Verlangen, seinen Sohn noch ein letztes Mal zu berühren, war zu stark gewesen. Dr. Wilson hatte ihm versichert, dass die Übertragung so schnell nicht funktionierte, nicht durch eine einzelne Berührung. Trotzdem hätte er es niemals tun sollen.

In der Halle angekommen, wurde sein Vorhaben plötzlich seltsam real. Der Diener nickte ihm zu. Heinrich war eingeweiht. Im Gesichtsausdruck des Mannes erkannte er echte Rührung und – vielleicht bildete er es sich auch nur ein? – Bewunderung. Er musste spüren, wie schwer dieser Gang für ihn war.

Theodor nahm seinen Mantel, und Heinrich legte ihm den Hut, den er ihm normalerweise gereicht hätte, auf ein Tablett und platzierte es mit einem kleinen Diener auf dem Korrespondenztisch. Dann trat er zwei Schritte zurück. Theodor konnte es ihm nicht verübeln. Er setzte den Hut auf. Seine Hand zitterte.

«Ich danke Ihnen für alles, Heinrich. Für alles», sagte er, äußerlich gefasst. «Das übrige Gepäck lassen Sie nachschicken. Ich werde schreiben und den Rest arrangieren.»

Heinrich öffnete den Mund, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er nickte nur. Dann neigte er sich. Diesmal war es kein Diener, sondern eine echte Verbeugung.

Theodor versuchte zu lächeln, aber seine Gesichtszüge gehorchten ihm nicht mehr. Er würde nicht vor Heinrich anfangen zu weinen. Deswegen nickte auch er. Was sollte man auch sagen? Es gab keine Worte für das, was gerade geschah.

Ein letztes Mal drehte er sich um, warf einen Blick zurück. Dann nahm er seinen Koffer, öffnete die Tür und ging hinaus in die dunkle Hamburger Nacht. Es roch nach Regen, und er fragte sich, ob da, wo er hinging, die Luft eine andere sein würde als hier. Er fragte sich, wie man es ertragen sollte, für immer Abschied zu nehmen von allem, was man kannte und liebte.

Als er die Haustür aufriss, war es zu spät. Die Droschke rumpelte die Auffahrt hinunter, und er konnte nichts tun, außer seinem Vater hinterherzustarren, bis das Gefährt in der Hamburger Nacht verschwand.

Er stand im Nieselregen vor der Tür, ohne zu merken, wie kalt es geworden war. Erst als Schritte hinter ihm zu hören waren, erwachte er aus seiner Trance.

«Was ist denn hier los? Warum stehst du in der Kälte? Du hast ja nicht einmal Schuhe an.»

«Mutter.»

Erstaunt sah Gesa ihn an. Sie trug ihre Nachthaube, die Haare waren eingeflochten, und sie roch nach der Salbe, die sie sich abends auftrug. Sie wirkte alt und jung zugleich, ihre Haut war kraftlos geworden in den letzten Jahren, aber ihr Blick war in diesem Moment der eines Mädchens, ängstlich und unsicher.

«Ich kann deinen Vater nicht finden, John. Ich wollte nach ihm sehen, und er war nicht da ...»

Er sollte es ihr schonend beibringen, bei Tag, in nüchternem Ton und mit überlegten Worten. Aber er konnte sie nicht anlügen. «Mutter», sagte er noch einmal, und etwas in seinem Ton ließ sie verstummen.

Vorsichtig nahm er ihre Hände zwischen die seinen. Regenwasser rann ihm den Nacken hinunter. Über ihren Köpfen schrie eine Möwe. Es auszusprechen machte das Geschehene auf eigenwillige Weise wirklich, ließ es kleiner und zugleich größer erscheinen.

«Vater ist nicht mehr da. Er ist gegangen, weil es keine Heilung für seine Krankheit gibt. Weil er uns nicht anstecken will.»

John sah, dass sie nicht verstand. Dann das abwehrende Kopfschütteln, schließlich das Entsetzen in ihren Augen. Er drückte ihre kalten Hände. Und sagte, was er selbst nicht fassen konnte. «Vater hat Lepra. Er ist unheilbar krank. Er wird nie wieder in dieses Haus zurückkehren.»

Die nächsten Wochen kamen ihm vor wie ein einziger langer dunkler Traum. John lief wie eine Marionette umher und versuchte, irgendwie aufzuwachen, immer in der Erwartung, dass jemand auf ihn zukäme und ihm sagte, dass diese Absurdität jetzt ein Ende habe. Dass das normale Leben weiterginge. Aber es passierte nicht. Tag für Tag drang die Erkenntnis, dass die Dinge nie wieder sein würden wie früher, ein wenig tiefer in ihn ein.

Julius hatte auf die Nachricht, dass John an Theodors Stelle treten und sie die Bank gemeinsam leiten würden, mit Schock und Unverständnis reagiert. Zwei Tage und Nächte war er nicht nach Hause gekommen, und seit seiner Rückkehr hatte er kein einziges Wort an ihn gerichtet. Sobald die Feiertage vergangen waren, würden er und sein Bruder sich irgendwie zusammenraufen und gemeinsam arbeiten müssen. John hatte keine Ahnung, wie das funktionieren sollte. Und momentan interessierte es ihn auch nicht.

Gesa blieb die meisten Stunden des Tages in ihrem Zimmer. Bei zugezogenen Vorhängen lag sie auf dem Bett, und die Mädchen brachten alle halbe Stunde Veronal, Tee und Wärmflaschen zu ihr hinauf. Wenn sie doch einmal den Salon betrat, setzte sie sich mit Evelyn ans Fenster und trank mit zitternder Hand Tee, aber Gespräche wollten nicht recht in Gang kommen. Sie seufzte nur ab und an leise und sagte: «Was soll werden? Gott, was soll denn nun werden?»

Evelyn selbst schien wie ein kleiner, verlorener Vogel. Nach dem Tod ihrer Eltern war sie in Gesas mütterliche Arme gesunken, von ihr aufgenommen und umsorgt worden. Aber Gesa konnte niemanden mehr umsorgen. Sie konnte an den meisten Tagen nicht einmal aufstehen.

Die Rettung war wie so oft Blanche. Obwohl Niklas in der Stadt war, verbrachte sie ihre gesamte Zeit in der Villa am Feenteich, kehrte erst zum Abendessen zu ihm zurück und war bereits zum Frühstück wieder zur Stelle, kümmerte sich um alle, als wäre sie selbst nicht betroffen. Sie malte mit Evelyn, sie lud die Schneiderin ein, sie las ihrer Mutter vor, sie besprach mit den Mädchen die Menüs, sie klingelte alle streng zum täglichen Fünfuhrtee zusammen, der in keinem guten Hamburger Haus ausfiel, sie unternahm mit

Evelyn jene langen Spaziergänge am Wasser, die eigentlich er hätte unternehmen sollen.

Aber er konnte nicht.

Er konnte nicht einmal mehr klar denken.

Die Feiertage rollten über die Familie hinweg wie ein Fluch. Auch hier war es allein Blanche zu verdanken, dass die Dinge zumindest äußerlich einen halbwegs normalen Lauf nahmen.

Sie hatten kein Wort von Theodor gehört. Dr. Wilson hatte ihnen zwar alles erklärt, was es über die Krankheit zu wissen gab, es aber strikt verweigert, Auskunft über seinen Aufenthaltsort zu geben. Inzwischen war die Ärztin nach Irland zurückgekehrt. Und so hatten sie keine Möglichkeit, an weitere Informationen zu gelangen, wussten weder, wo er sich befand, noch, wie es ihm ging und ob sie ihn jemals wiedersehen konnten.

Alles, was sie wussten, war, dass ihr Leben in Hamburg ohne ihn weitergehen würde.

Blanche kümmerte sich darum, dass die Tanne geliefert wurde wie immer. Als stummes Mahnmal an ihr altes Leben thronte sie in einer Ecke des Salons. Wie immer wurde das Haus von oben bis unten poliert und geschmückt, wie immer kamen in regelmäßigem Abstand Straßenkinder an die Tür, um für ein paar Kreuzer Weihnachtslieder zu singen, wie immer wurde in der Küche gebacken und vorbereitet, die Klingel am Lieferanteneingang stand nicht still, das vor Wochen bestellte Festessen wurde gebracht und angerichtet. Das Leben ging weiter.

Am Heiligen Abend fühlte es sich an, als wären sie die Protagonisten eines schlechten Theaterstücks. Alle schienen ihren Text vergessen zu haben, wussten nicht mehr, wie sie sich verhalten sollten. Das Esszimmer roch nach Fisch und Sukkade, wie immer. Es gab Karpfen und Plumpudding, wie immer. Sie saßen mit hohlen Gesichtern an der Tafel, starrten auf den blau brennenden Rum. An Theodors statt hatte nun Eugen sich am Kopf des Tisches positioniert. An seinen halbherzigen Versuchen, über Politik zu sprechen, beteiligte sich niemand, darum gab er es irgendwann auf, starrte stumm vor sich hin und tätschelte gedankenverloren Burchards Kopf. Die Mädchen trugen die schwarzen Kleider mit Spitzenschürze zum Servieren und schlichen auf Zehenspitzen um sie herum. Gesas Gesicht sah so grau aus, dass John seinen Stuhl näher an sie heranrückte, für den Fall, dass er sie würde auffangen müssen.

Niemand aß. Nach einer Stunde räumten die Mädchen die festliche Tafel wieder ab. Dass Sala fehlte, fiel kaum noch auf, obwohl sie nicht einmal einen Monat fort war. Blanche bemühte sich um Ersatz, doch bis sie jemanden fand, hatten die Angestellten die Abläufe neu unter sich aufgeteilt, die Lücke geschlossen, die Sala hinterlassen hatte. Das Haus funktionierte weiter wie gewohnt.

Obwohl es Tradition war, gingen sie nicht in die Kirche. Statt zu singen, versammelten sie sich nach dem Essen im Salon, saßen in ihren besten Kleidern herum wie bestellt und nicht abgeholt; Gesa auf dem Kanapee, John und Evelyn auf den Sesseln am Kamin, Julius und Marlies auf der Chaiselongue, Blanche und Niklas auf dem Diwan. Eugen hatte sich bereits zurückgezogen.

Niemand sprach.

Johns Gedanken kreisten um seinen Vater, und wenn sie nicht um ihn kreisten, dann kreisten sie um Alice. Er fragte sich, wie sie den Abend verbrachte. Er starrte ins Feuer und wünschte sich, dieser Tag wäre schon vorbei.

Trotz allem durfte die Bescherung für die Dienstboten nicht ausfallen. Sie stellten sich in einer Reihe vor dem Baum auf, und Blanche überreichte ihnen an Gesas Stelle die Seifenkästen, die Schachteln mit englischen Fruchtkaramellen, die Schalen mit Schokolade, Nüssen und Datteln, die Stapel mit Bettlaken und Handtüchern, die sie jedes Jahr bekamen, dazu natürlich den Gehaltsbonus, den dieses Mal John für sie ausgestellt hatte. Sie knickten und verbeugten sich und schienen nicht zu wissen, ob sie sich freuen durften.

John war von einer nagenden Unruhe befallen. Was sollte man an Weihnachten tun, wenn man beisammen war, aber nicht fröhlich sein konnte? Bis zur Besinnungslosigkeit zu trinken, wie Julius es tat, wäre eine schöne Lösung gewesen. Aber er sah, wie Blanches und Gesas Sorge mit jedem Glas, das Julius hinunterstürzte, zuzunehmen schien, und rührte nicht einen Tropfen an. Nachdem Evelyn und seine Mutter zu Bett gegangen waren, fuhr er zur Bank und vergrub sich in den Akten.

Die Arbeit half. Aber als er am nächsten Tag die Augen aufschlug, war die Unruhe wieder da. Sie begleitete ihn, wo auch immer er hinging, was auch immer er tat, schien mit jeder verstreichenden Minute ein wenig stärker zu werden. Der Himmel hing tief. Tag und Nacht heulte ein grauschwarzer Nordwind ums Haus und wollte einfach nicht verstummen.

Es geschah am Samstag zwischen Weihnachten und Neujahr. Die Aussicht, ein Jahr ohne Theodor zu beginnen, war beinahe genauso schlimm wie Heiligabend ohne ihn, und John zählte die Tage, bis dieser kaum zu ertragende Meilenstein vorbei sein würde.

Sie saßen im Frühstückszimmer beisammen. Niklas hatte Blanche an diesem Tag begleitet, sodass der Raum sich nicht ganz so leer anfühlte. Johns Schwager sprach von seiner letzten Reise, versuchte sichtlich, mit seiner lauten Stimme und seinen Anekdoten die Stimmung aufzuhellen. Julius war zwar anwesend, aber seine Augen waren geschwollen, und unter seinem Rasierwasser stank er nach Alkohol. John fiel es schwer, seinen Bruder nicht zu hassen. Er war sicher, dass der Schock über Julius' Pläne Theodors Krankheit begünstigt hatte.

Der Biedermeiertisch mit dem Spritbrenner für Theodors Kaffee war auf sein Geheiß hin entfernt worden, aber nun klaffte dort neben dem Buffet eine Lücke, die alle daran erinnerte, was fehlte.

An diesem Samstag starrte Evelyn auf ihre Serviette, Blanche las ihre Briefe, Marlies war nicht erschienen, Gesa wirkte, als wäre sie noch gar nicht richtig wach. Eugens Fliege saß schief.

John trat ans Fenster und blickte auf den Teich hinunter. Grau und unbewegt lag das Gewässer da. Er konnte sich nicht vorstellen, dass der Garten jemals wieder zum Leben erwachen würde.

«Setz dich, bitte.» Die schwache Stimme seiner Mutter riss ihn aus seinen Gedanken.

Er räusperte sich, nahm den Platz ein, der einst Theodor zugestanden hatte, wollte die Zeitung zu sich heranziehen, gewährte den Blick seiner Mutter und ließ es sein.

Die Mädchen trugen das Frühstück auf. Halb erwartete er immer noch, Sala zu sehen, aber es war Helene, die mit den frischen Heißwecken hereinkam.

Hinter ihr trat ein anderes Dienstmädchen mit der Kaffeekanne ein.

Einen Moment lang war er sicher, er würde halluzinieren – er hatte sich so sehr nach ihr gesehnt, sich nach ihr verzehrt, dass er sie nun sah, obwohl sie gar nicht da sein konnte.

Aber sie war es.

Sie trug ihr Haar im Nacken zusammengebunden. Mit Haube und Schürze wirkte sie vollkommen verwandelt, doch er hätte diese Augen überall im Bruchteil einer Sekunde wiedererkannt.

«Alice», flüsterte er entsetzt und sah, wie sich ihre Pupillen kaum merklich weiteten.

Aber sie schaute ihn nicht an, blickte konzentriert nach vorn, stellte die Kanne auf den Tisch, legte die Hände auf den Rücken und senkte den Blick.

Gesa schnäuzte sich leise die Nase, tupfte mit ihrem Spitzentuch über die rot geweinten Augen. «Gut. Christina. Ich habe dich ja gestern bereits in alles eingewiesen.»

Christina?

«Ich fürchte, du triffst uns in einer sehr dunklen Stunde an. Der Haushalt leidet natürlich unter der ganzen Aufregung. Aber die Mädchen werden dich einarbeiten.»

Alice nickte stumm. Sie sah anders aus als sonst, hatte lila Schatten unter den Augen.

«Dies sind meine Söhne, John und Julius.» Gesa wedelte mit der Hand in ihre Richtung, und endlich sah sie ihn an.

Sie hatte einen Ausdruck im Gesicht, den er nicht zu deuten wusste, knickste, ohne den Blick von ihm zu nehmen. «Sehr erfreut», sagte sie leise. An ihrer Stimme klebte die Verzweiflung wie Teer. Niemand außer ihm hätte es wahrnehmen können, aber er hörte es sofort.

Julius stand am Buffet und lud sich den Teller voll mit Lachs. Er drehte sich nicht einmal um, als seine Mutter ihn vorstellte. «Hoffentlich anständiger als die Letzte», murmelte er. Ohne den Blick zu heben, setzte er sich, faltete die Serviette auf. John hätte ihn gerne gepackt und gegen die Wand geschleudert.

Alice hingegen starrte Julius an. Von einer Sekunde auf die andere verlor ihr Gesicht alle Farbe. Sie wirkte, als hätte sie einen Geist gesehen.

Plötzlich stutzte sein Bruder. Die volle Gabel schon halb zum Mund erhoben, musterte er Alice. «Sie kommen mir bekannt vor.»

Alice öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus.

Sie kannte ihn. John sah es. Sie kannte seinen Bruder.

«Unsinn, woher solltest du Christina kennen.» Gesa tupfte sich die Augen. «Blanche, reichst du mir bitte den Kaffee?»

Er verstand es einfach nicht. Wie war das alles möglich?

Julius gab ein leises Schnauben von sich, zuckte die Achseln und aß weiter. Hilfesuchend sah John zu Blanche hinüber. Seine Schwester saß merkwürdig steif auf ihrem Platz. Wortlos reichte sie die Kaffeekanne an Gesa weiter. Erst jetzt wurde ihm klar, dass seine Mutter *sie* nicht vorgestellt hatte. Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

«Du?», formte er lautlos mit dem Mund, entsetzt, wütend. Fassungslos.

Blanche presste die Lippen zusammen. John spürte, wie seine Finger taub wurden. Es durfte einfach nicht sein. Nicht auch das noch.

«Christina, du kannst jetzt gehen. Die Köchin wird dir alles Weitere zeigen.» Gesa schluchzte plötzlich auf und presste sich ihr Tuch vor den Mund. «Ich bin dazu momentan leider nicht in der Lage!», stieß sie hervor, und ihre Schultern begannen zu beben.

Blanche stand auf und schlang die Arme um sie, drückte ihre Wange gegen die ihrer Mutter. «Mama!», sagte sie beruhigend. «Mama, wir werden ihn bald besuchen. Es ist alles nicht so schlimm, wie du jetzt denkst.»

Gesa nickte unter Tränen. Aber sie konnte sich nicht beruhigen, mit einem Mal wurde ihr ganzer Körper von Trauer geschüttelt.

«Ali... Christina, würden Sie bitte Heinrich Bescheid geben, dass er eine Veronal für meine Mutter bringen möchte?», bat Blanche leise.

Alice knickste. «Natürlich, gnädige Frau.»

Ohne ihn anzusehen, drehte sie sich um und verließ den Raum.

John starrte ihr nach. Dann schob er mit einem Ruck seinen Stuhl zurück. «Entschuldigt mich.» Er warf seine Serviette auf den Teller.

Blanche betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn, nahm ihre Wange aber nicht von der ihrer Mutter.

Alice floh geradezu aus dem Zimmer. Sie riss an der Schleife, die ihre Schürze am Rücken zusammenhielt und ihr plötzlich die Luft abschnürte. Aber sie bekam sie nicht auf, stolperte den Flur entlang in Richtung Küche. Es durfte nicht wahr sein, es durfte einfach nicht. Aber sie hatte ihn sofort erkannt.

Johns Bruder.

Sie musste sich beruhigen. Es war so lange her, so lange, dass es ihr vorkam wie ein anderes Leben. Und das war es ja auch gewesen, ein anderes Leben, sie war ein anderer Mensch gewesen. Ein Mensch, der nichts mit ihr zu tun hatte. Und in dessen Haut sie jetzt doch wieder schlüpfen musste.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich, eine Hand packte sie am Arm, sie wurde herumgewirbelt.

John fasste Alice am Arm und zog sie in einen Korridor.

«Was tust du hier? *Was zur Hölle* tust du hier?» Er drückte sie gegen die Wand, sodass sie nicht ausweichen konnte, und hielt sie eine Armeslänge von sich entfernt fest. Ihr vertrauter Geruch ließ ihn schwindeln. Sein Leben glitt ihm durch die Finger, das wurde ihm in diesem Moment beißend bewusst. Er hatte keine Kontrolle, nichts war, wie es sein sollte. Rein gar nichts. «Was machst du in meinem Haus?»

Wie er es von ihr kannte, senkte sie weder den Blick noch die Stimme. «Ich hatte keine Wahl.»

«Leise!», fauchte er, und die Wut in ihrem Blick traf ihn wie ein Schlag.

«Ich hatte keine Wahl!», wiederholte sie, kein bisschen leiser, und stieß ihm die Hände gegen die Schultern, sodass er zurückweichen musste. «Glaubst du, mir gefällt das? Blanche wollte mich in ihrem eigenen Haus anstellen, aber ihr Mann hat es nicht erlaubt, sie haben zu viel Personal. Also hat sie vorgeschlagen, dass ich hier arbeite, es gab eine freie Stelle. Sie hat mir nicht gesagt, dass du keine Ahnung hast. Aber es ist mir egal. Es geht nicht um dich. Ich brauche das Geld. Eine Anstellung wie diese wirkt vor Gericht tausendmal besser als die Arbeit in der Halle. Also werde ich es hier aushalten.»

«Alice!» Fassungslos schüttelte er den Kopf. «Du kannst doch nicht hier arbeiten. Evelyn wohnt hier. *Marlies* wohnt hier. Ich ...» Er brach ab. «Was ist mit Rosa? Wer passt auf sie auf, wenn du hier bist? Ist sie bei deinem Bruder?»

Da war es wieder, dieses Gebrochene in ihrem Blick.

«Henk hat sie gefunden. Sie ist weg.» Ihre Mundwinkel zuckten. «Sie lebt jetzt bei ihm. Bis ich den Prozess gewonnen habe. Aber ich kriege sie zurück! Auch ohne deine Hilfe.»

Er brauchte einen Moment, bis er verstand. «Oh Gott, Alice.» Trotz allem zog er sie an sich und hielt sie fest, er konnte nicht anders.

Einen kurzen Augenblick versteifte sie sich in seinen Armen, dann gab sie nach und klammerte sich an ihn.

Die Schuld fraß sich durch seine Brust. Aber er hatte eben eine Familie, er hatte Verpflichtungen, einen todkranken Vater, eine verzweifelte Mutter, einen größtenwahnsinnigen Bruder. Trotzdem ... Er hätte sie nicht aufgeben

dürfen. Er hätte das alles nicht zulassen dürfen. «Was wird Gregorio tun? Hat er einen Plan?», fragte er leise.

Sie brauchte einen Moment, um zu antworten. «Er sagt, wir können nichts machen.» Er spürte ihren Atem am Hals. «Ich hätte sie nie vor ihm verstecken dürfen. Wir müssen abwarten und hoffen, dass wir gewinnen.» Zitternd fuhr sie sich mit dem Handrücken über die Augen. Er hatte sie noch nie weinen sehen. Es drehte ihm den Magen um. «Und ich muss diese Arbeit auf jeden Fall behalten. John, verstehst du das?» Ihr Blick brannte sich in ihn hinein. «Verstehst du, wie wichtig das ist?»

Er nickte, auch wenn sich alles in ihm dagegen sträubte. «Was ist mit Marlies, Julius' Frau?» Mit großen Augen hielt sie inne, und ihm wurde klar, dass sie diesen Aspekt des Ganzen bisher nicht bedacht hatte. «Ich rede mit ihr», sagte er schnell. «Mir wird etwas einfallen. Blanche wird ihr versichern, dass das Ganze ihre Idee gewesen ist.» Er konnte nur beten, dass das stimmte. «Warum nennen sie dich Christina?», fragte er verwirrt. «Was soll das?»

Da war er wieder, dieser Blick, den sie bekam, wenn sie über etwas nicht sprechen wollte. «Es ist der Name, der in meinem Buch steht. Ich war schon einmal Dienstmädchen», erwiderte sie ausweichend. «Es ist ewig her.»

«Aber warum ...»

Sie löste sich von ihm. «Ich möchte darüber nicht sprechen. Und ich muss die Veronal holen.» Sie griff kurz nach seiner Hand, als wollte sie ihn beschwichtigen, ihre Finger streiften die seinen, aber bevor er reagieren konnte, hatte sie sich schon umgedreht und lief den Flur hinunter.

Wie versteinert sah John ihr nach. Er konnte nicht fassen, was gerade eben passiert war. Sie würde in seinem Haus leben. Er würde sie jeden Tag sehen müssen. Sie würde ihn bedienen, ihm das Essen bringen, seine Wäsche auskochen. Die Frau, die er liebte, würde die ganze Zeit in seiner Nähe sein. Und er durfte nicht zu ihr.

Eine schlimmere Folter konnte er sich nicht vorstellen.

Blanche saß in ihrem Zimmer vor dem Frisiertisch und starrte ins Nichts. Sie hatte genau gesehen, was sich zwischen Alice und ihrem Bruder abspielte. Hatte es schon damals in der Küche gespürt, als sie dieser Frau und ihrer Tochter dort so überraschend begegnet war. Sogar in Johns Kanzlei, als die Fremde damals hartnäckig Johns Unterstützung erzwungen hatte. Sie verstand es. Manchmal begegnete man Menschen, die alles durcheinanderbrachten.

Und Alice hatte etwas an sich, dem man sich nur schwer entziehen konnte. Aber für ihn konnte sie nur hoffen, dass er keine Dummheiten machte.

Im Kamin knackte das Feuer, es roch schwach nach ihrem Lieblingsduft von Lalique. Bald musste sie sich schon wieder für das Mittagessen umziehen, zu dem sie zurück in das Haus an den Feenteich fahren würde. Sie hatte das Mädchen gebeten, ihr Kleid aufzuschnüren, sie dann jedoch entlassen. Eine Weile vermied sie den Blick in den Spiegel, saß einfach da und lauschte auf ihr Inneres, fuhr langsam mit den Fingern über die bestickte Haarbürste. An der Tür hing ihre neue Abendrobe, die Schleppe brachte es auf satte fünf Meter. Sie würde sie wahrscheinlich nie tragen, hatte sie aber dennoch bei der Schneiderin bestellen müssen. Warum genau, wusste sie selbst nicht. Ihr Blick fiel auf den Schrank. Wenn sie ihn öffnete, würde ihr die bunte Fülle nur so entgegenquellen: Reitkostüme, Fahrradkostüme, Tenniskostüme, Kostüme für Jagdgesellschaften, Promenadenkleider, Strandkleider, Morgenkleider, Lunchkleider, Teekleider, Abendkleider, Roben und Ballkostüme, sie hatte Pelzmäntel und sogar zwei Federboas, einen Hosenrock, den zu tragen ihr Niklas niemals erlaubt hätte und der nur in ihrem Schrank hing, damit sie wenigstens in Gedanken gegen ihn rebellieren konnte, Kleider zum Eislaufen und eine Garderobe nur für Ausflüge im Automobil. Zu den Dingen, die sie sich selbst regelmäßig bestellte, kamen die Sachen, die Niklas ihr schenkte, wenn er sein Verhalten bereute.

Er entschuldigte sich nie mit Worten, immer nur mit Sachen. Schweigegeld, dachte sie manchmal, wenn er ihr wieder ein neues scheußliches Schmuckstück überreichte, das sie einmal trug und dann in den Tiefen ihrer Kommode versenkte.

Langsam stand sie auf, ließ das offene Kleid über ihre Schultern gleiten. Die Seide floss wie rosafarbene Creme an ihr herab und breitete sich über den Fußboden. Nun sah sie in den Spiegel. Dieser offenbarte den wahren Grund, warum sie Alice Bloom in ihr Elternhaus geholt hatte. Warum sie dieser Frau unbedingt helfen wollte.

Sie musste ihr helfen, weil sie sich selbst nicht helfen konnte.

Der letzte Ausbruch war beinahe acht Wochen her. Doch sie sah die Spuren noch deutlich. Die Flecken an ihrer Taille und ihren Oberschenkeln waren inzwischen blassgelb. Sie schmerzten nicht mehr, wenn sie mit den Fingern hineindrückte. Was jedoch immer noch wehtat, war ihre geprellte Rippe. «Sie müssen aufpassen, dass Sie nicht wieder fallen», hatte Dr. Blaustin damals bei

der Untersuchung gesagt, und es war deutlich, dass er sich sehr über sie wunderte. «Erst vor wenigen Wochen haben Sie sich den Finger verstaucht. Das ist Ihr übersprudelndes Gemüt! Ich sage stets Ihrer Mutter, dass Ihr Temperament mir Sorgen bereitet.»

Die Ursache für ihre Verletzung war nicht ihr übersprudelndes Gemüt gewesen, sondern Niklas, der ihr die Hand in seiner Wut so grob auf den Rücken gedreht hatte, dass der Finger beinahe brach. Wenn sie darüber nachdachte, hatte sie keine Ahnung mehr, worum es bei ihrem letzten Streit gegangen war. Es war unwichtig gewesen. Es war immer unwichtig.

Einen Moment hatte sie sich das Gesicht des Arztes vorgestellt, wenn sie ihn korrigiert hätte.

Er hatte ihr geraten, in ein Kurbad zu fahren, um ihre Nerven zu beruhigen. Dr. Blaustin hatte sie natürlich nur über dem Kleid abgetastet und daher die dunklen Male auf ihrer Haut nicht bemerkt. Niemand in der Familie hatte auch nur eine Idee davon, wie Niklas sein konnte, wenn er die Kontrolle verlor. Außer vielleicht seine Mutter. Manchmal sah sie Blanche so seltsam an ... ängstlich beinahe. Als lauerte sie auf ein Zeichen.

Die Mädchen wussten es, die Domestiken wussten immer Bescheid. Sein Gebrüll war gar nicht zu überhören. Doch was sollten sie tun? Er hatte jedes Recht auf seine Wutausbrüche.

Sie stand da und betrachtete ihren nackten Körper im Spiegel, die kleinen runden Brüste, den weißen Bauch. Früher hatte sie sich schön gefunden. Jetzt konnte sie den Anblick kaum ertragen. Sie hatte alles, wovon eine Frau wie Alice nur träumen konnte, Geld, eine Familie, einen Namen, einen Schrank voller Kleider und eine Schatulle voller Schmuck. Doch Alice Bloom hatte den Mut, ihr Schicksal zu ändern.

Den Mut, den Blanche niemals haben würde.

Hamburg

1914

26

Alice hielt sich mit der linken Hand ein Tuch vor den Mund, mit der rechten stocherte sie in der offenen Klappe im Küchenherd herum. Das Feuer wollte nicht richtig brennen, draußen war es stürmisch, der Wind rüttelte am Haus, drückte von oben in die Rohre. Die Köchin hatte ihren freien Tag, daher fiel es Alice zu, die vorgekochten Speisen für die Herrschaften aufzuwärmen und für das Mittagessen auf die Platten zu verteilen. Sie nahm den Blasebalg, um das Feuer anzufachen, hustete, als ihr dunkler Qualm entgegenwallte, wich erschrocken zurück.

Erschöpft lehnte Alice sich an den Herd. Ihre Schürze war voller Ruß, sie hatte vergessen, sie auszuziehen, bevor sie mit der Arbeit in der Küche begann, und würde nun sicher Ärger bekommen. Sie blickte aus dem Fenster in den Garten, wo die kahlen Büsche wiegten. Wie in jeder Sekunde an jedem einzelnen Tag, seit Henk ihr Rosa weggenommen hatte, versuchte sie vergeblich, nicht an ihre Tochter zu denken. Nur wenn sie weitermachte, wenn sie einen Fuß vor den anderen setzte, wenn sie morgens die Augen öffnete, aufstand, atmete und arbeitete, hatte sie eine Chance, diesen Schmerz jemals wieder loszuwerden und Rosa zurückzubekommen.

Seit zwei Wochen war sie nun in diesem Haus. Zwei Wochen reinste Folter. Musste seine Wäsche waschen, ihm das Essen bringen, ihn bedienen, musste die Blicke seiner Verlobten ertragen, dieser wunderschönen, geisterhaften Frau, die immerzu am Fenster oder im Salon saß, in den teuersten schwarzen Kleidern, wie ein kostbares Geschenk, das jemand in die Ecke gestellt und dort vergessen hatte. Musste seiner Schwägerin ausweichen, die sie mit ihren Eisaugen durchbohrte und sie behandelte, als hätte sie eine ansteckende Krankheit.

Beinahe noch schlimmer, als John jeden Tag sehen zu müssen, war es, in einem Haus mit seinem Bruder zu leben. Aber Julius wusste nichts mehr. Er hatte sie erkannt, doch er konnte sie nicht einordnen, es war zu lange her, er befand sich dauerhaft in einer Art alkoholgenährtem Dämmerzustand, sprach kaum, ging allen aus dem Weg. Sie war sicher, solange sie nur den Mund hielt und schweigend alles ertrug. Solange sie bis zum Prozess durchhielt.

Alice spürte, dass John im Raum war, bevor sie sich umdrehte und ihn sah. Er stand in der Tür. Innerhalb von Sekunden wusste sie, dass etwas nicht stimmte. Er sah sie an, wie er sie noch nie angesehen hatte.

«Was?» Sie ging auf ihn zu, fasste ihn am Arm und zog ihn in die Küche.
«Was ist los?»

Er hob an, etwas zu sagen, brach ab, schüttelte den Kopf. «Setz dich, bitte», sagte er schließlich, deutete zum Tisch, zog ihr einen Stuhl heraus.

Alice starrte ihn an. Warum sprach er so? So seltsam gefasst. Und warum sah er so aus? Als würde er sich dafür wappnen, dass gleich etwas Schlimmes geschah. «Ich will mich nicht setzen», stieß sie hervor. «John, was ist passiert?»

«Ich war bei Henk», begann er langsam. «Ich dachte, vielleicht kann ich ihn doch noch dazu bringen, sich mit uns an einen Tisch zu setzen und eine Lösung auszuhandeln.»

Alice keuchte auf. «Wie geht es Rosa?», fragte sie atemlos. «Ist alles gut, wie sah sie aus, was hatte sie an?»

Sie selbst hatte in den letzten zwei Wochen sicher schon hundertmal kurz davorgestanden, einfach loszulaufen, um sich zu überzeugen, dass es ihr gut ging, um ihre Stimme zu hören, kurz einen Blick auf sie zu erhaschen. Aber John hatte ihr wieder und wieder eingeschärft, es nicht zu tun. «Es wird sich schon negativ auswirken, dass du sie ihm vorenthalten hast. Alles, was du jetzt tust, kann sich vor Gericht gegen dich wenden.» Stattdessen hatte Gregorio versucht, über seinen Anwalt mit ihm zu kommunizieren, Henk gebeten, einer außergerichtlichen Aussprache zuzustimmen. Aber Henk hatte jeden Kontakt abgelehnt.

«John, hast du sie gesehen?», wiederholte sie ungeduldig. Sie konnte sich nur mit Mühe davon abhalten, ihn zu schütteln.

«Sie war nicht da», sagte er leise.

Alice spürte, wie ihr ganzer Körper kalt wurde. «Was meinst du damit? War sie bei Marietta?»

Immer noch zögerte John. Stand nur da, blickte sie an. «Wir werden sie zurückbekommen, Alice. Ich verspreche es! Wir werden den Prozess gewinnen, und dann muss er sie zurückholen.»

«Wie meinst du das?», flüsterte sie und spürte, wie ihr Sichtfeld zu flackern begann. «Woher zurückholen?»

John schluckte schwer. «Er war betrunken», setzte er an. «Sonst hätte er es sicher nicht erzählt.» Als er weitersprach, hörte sie die Worte, aber sie ergaben keinen Sinn. «Er hat sie weggebracht, Alice. Er hat mir nicht verraten, zu wem oder wohin. Ich weiß nur, dass sie arbeiten soll. Irgendwo auf dem Land. Sie ist nicht mehr in Hamburg.»

Als sie ein entsetztes Geräusch von sich gab, zuckten seine Augen besorgt über ihr Gesicht.

«Er hat gesagt, dass er kein Geld verdienen kann, wenn er auf sie aufpassen muss. Dass du ... nun, dass er sich nicht anders zu helfen wusste, nach der Trennung.»

Als er sich unterbrach, wusste sie sofort, was Henk eigentlich gesagt hatte; dass sie selbst schuld war. Es war seine Rache dafür, dass sie ihn verlassen hatte.

John reichte ihr etwas, und als Alice sah, was er in den Händen hielt, gab sie ein Wimmern von sich.

Es war Plüsch.

«Alice, es tut mir so leid», sagte er, und seine Stimme brach. «Henk darf entscheiden, wo sie sich aufhält. Wir müssen bis zum Urteil warten. Es gibt nichts, was wir tun können.»

Liebe Leserinnen und Leser!

Neben dem Hafen – dem Tor zur Welt –, der Schifffahrt und dem internationalen Handel steht Hamburg nicht zuletzt für das Vergnügen. Dreimal jährlich zieht das größte Volksfest in Norddeutschland, der Hamburger Dom, insgesamt über zehn Millionen Besucher an! Umso erstaunlicher, dass so wenig über seine Geschichte bekannt ist, in der sich die Geschichte unserer Gesellschaft spiegelt.

Zu der Zeit von Alice und John gab es nur den Winterdom, eine echte Hamburgensie (darum ist das Wetter in diesem Roman übrigens leider meistens schlecht). Das hatte seinen Grund, denn der Ursprung reicht zurück ins 11. Jahrhundert, als Händler und Handwerker im Hamburger Mariendom Schutz vor dem «Hamburger Schietwetter» suchten, nur dann durften sie das Gebäude nutzen. Bis zum traurigen Abriss des schönen Bauwerks im Jahr 1804 fanden sie dort Unterschlupf, zogen danach über verschiedene Märkte der Stadt, bis ihnen 1893 das Heiligengeistfeld zugewiesen wurde, wo der Vergnügungsmarkt bis heute zu finden ist. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kamen der Sommerdom – das Hummelfest – und der Frühjahrsdom dazu.

Das Leben fahrender Schausteller und Schaustellerinnen ist beklagenswert spärlich dokumentiert. Generell ist natürlich über den Alltag der untersten Bevölkerungsschichten weniger herauszufinden als über die Mächtigen und Reichen – noch weniger allerdings über das Domvolk. Es gibt ganz wenige Fotografien, die das Alltagsleben in den Budenwagen zeigen, kaum einmal einen aufgeschriebenen Bericht. Es war beschwerlich, dafür aber umso beeindruckender, mich auf die Suche zu machen; herauszufinden, wie die Schausteller*innen lebten, sich fortbewegten, ihre Berufe ausübten, wie sie dem schwierigen Leben ohne festen Wohnsitz trotzten und mit welchen Vorurteilen sie konfrontiert wurden. Das St. Pauli-Archiv war mir dabei eine tolle Hilfe, ebenso die kleine, aber feine Internetressource kulturgut-volksfest.de sowie das Projekt «DOM History» der Historikerin Dr. Alina Laura Just.

Zwar musste ich mit Fantasie und Erfindungsgeist einige Leerstellen überbrücken, habe mich aber stets um plausible Beschreibungen bemüht. Um die Jahrhundertwende waren die Fahrgestelle noch dampfbetrieben, erst 1920 musste das erste elektrische Waffeleisen des Markts mit Elektrizität versorgt werden. Der Anteil der Fahrgeschäfte stieg stetig an. Die Firma Schippers &

van der Ville prägte den Jahrmarkt, allerdings erst zwischen den beiden Weltkriegen. In einer eigenen Fabrik in Altona bauten und reparierten Josef Schippers und Otto van der Ville ihre Fahrgestelle. Das Winterquartier der Schausteller*innen befand sich jahrzehntelang in Entenwerder, erst 1996 musste es einer neuen Parkgestaltung nach Moorfleet ausweichen. Der Dom hatte auch seine Schattenseiten: Menschen mit sogenannten Abnormitäten und aus fremden Kulturen wurden als Kuriositäten bestaunt.

Zum Vergnügen gehörte auch der Alkoholkonsum – bis heute ist Holsten, «Im Norden Nr. 1», ein Symbol für die hanseatische Braukunst. Gegründet 1879 als Aktiengesellschaft in Altona, einer Stadt voller wirtschaftlicher und sozialer Probleme, vom glanzvollen und wohlhabenden Hamburg stets in den Schatten gestellt. Die Brauerei expandierte, nicht wenige kleinere Brauereien in der Region wurden über die Jahre von Holsten geschluckt – bis Holsten 2004 vom dänischen Bierkonzern Carlsberg gekauft wurde. Früher war der Bierkonsum weit verbreitet, Dünnbier war besonders nach der Cholera-Epidemie 1892 wegen der berechtigten Angst vor verschmutztem Wasser ein gewöhnliches Alltagsgetränk.

Meine Romanfiguren, die sich auf dem Holsten-Areal bewegen, sind natürlich frei erfunden, unter den Gründern fand sich kein Bierenthusiast namens Arnold Reeven. Die fünfundvierzig kräftigen Rösser, die die schweren Fasswagen in die Stadt zogen, gehörten jedoch zum Stolz der Brauerei. Auch Holsten bekam die allgegenwärtigen gesellschaftlichen Konflikte zu spüren. Arbeiter organisierten Bierboykotts, die die Brauereien empfindlich trafen. Ob Holsten so wie andere Brauereien Eis in Kellergewölben lagerte, welches die Kutscher dann entgegen ihrer Berufsehre auszuliefern hatten, ist mir nicht bekannt, zumal Holsten 1884 die Kunsteiskühlung einführte, durch die gutes Lagerbier hergestellt werden konnte. Aber dieser Streit um die Eistransporte brachte nicht wenige Hamburger Brauereien in empfindliche Schwierigkeiten.

Auch gerichtliche Prozesse zu Alice' Zeit waren erstaunlich schwer zu recherchieren. An einem verschneiten Dezembertag 2022 durfte ich im Hamburger Staatsarchiv einen ganzen Tag lang über 130 Jahre alte Akten durchwühlen, die teilweise noch nie von jemandem geöffnet worden waren. Um die Jahrhundertwende entdeckte ich nur von einem einzigen Anwalt erhaltene Akten zu Gerichtsprozessen, die sich um Ehescheidungen drehten – noch dazu um Scheidungen, die von Frauen initiiert worden waren. Die Briefe, die Henk und Alice vom Gericht zugestellt werden, entstammen beinahe

wortgetreu diesen Akten, und auch viele der Vorgänge vor Gericht, Begrifflichkeiten und Umgangsweisen habe ich diesem Material entnommen. Davon abgesehen aber nahm ich von diesem Tag den starken Eindruck mit, dass damals, als es nur wenige Möglichkeiten der Beweisführung gab, hauptsächlich Zeug*innenaussagen, Neigungen der Richter, das Geschick der Anwälte ausschlaggebend waren. Und, ja, letztlich auch das Geld.

«Im Nordwind» spielt zu einem Zeitpunkt, zu dem man hätte annehmen sollen, dass sich im Bereich der Frauenrechte bereits etwas bewegt hätte. Aber mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahr 1900 änderte sich wenig an der desolaten Rechtssituation von Frauen; im Gegenteil, Zyniker meinten, dass sie nun alle gleich behandelt würden – alle gleich schlecht. Es sah eine strikte Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen vor: Dem Mann galten Beruf, Geld, Öffentlichkeit; der Frau Heim, Kinder, Haushalt. Heute gibt es bessere Gesetze, es gibt mehr Schutz, und es gibt eine gute Nachricht: Immer mehr Frauen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind, suchen sich Hilfe. Die schlechte Nachricht ist, dass es diese Hilfe noch immer viel zu wenig gibt. Und dass die Scham, Gewalt erfahren zu haben, Betroffene viel zu oft davon abhält, darüber zu sprechen.

Diese Liebesgeschichte zwischen Alice und John ist düsterer geworden, als ich sie mir zu Beginn des Schreibens vorgestellt hatte. Der Alltag von Frauen um 1900, besonders von solchen aus ärmeren Schichten, war allerdings nicht rosig – und Alice' Schicksal kein Einzelfall. Um ein gutes Gespür für die Zeit zu bekommen, über die ich schreibe, lese ich neben Geschichtsbüchern und Archivalien ganz besonders gerne zeitgenössische Romane. «Das Tagebuch einer Verlorenen. Von einer Toten» (1905) von Margarete Böhme hat mich tief beeindruckt, und noch immer bin ich mir nicht hundertprozentig sicher, ob das Buch nicht vielleicht doch von einer Betroffenen verfasst und von Böhme als Herausgeberin veröffentlicht worden ist ... Das Buch war zu seiner Zeit einer der größten Erfolge im Buchhandel, wurde 1,2 Millionen Mal verkauft, in vierzehn Sprachen übersetzt und drei Mal verfilmt! Böhmes Werk zeigt, wie breit die ausweglose Situation mittelloser Mädchen und Frauen wahrgenommen und diskutiert wurde. Alice' hartes Schicksal habe ich nicht einfach aus freien Stücken erfunden, sondern dieser Romanheldin nachempfunden. Die Verschickung von Kindern als billige Arbeitskraft gab es, und Frauen wie sie, am untersten Ende der Gesellschaft, hatten so gut wie keine Möglichkeit, ihrer Situation zu entkommen.

In Sachen Gleichberechtigung in der Gesellschaft und auch vor Gericht hat sich seit Alice' und Johns Zeit viel getan, aber wir sind noch lange nicht am Ziel. Nur wenn wir aus der Geschichte lernen, kann es echten Fortschritt geben. Und nur wenn wir uns klarmachen, dass Recht kein Naturgesetz, sondern menschengemacht ist, dass man es immer weiter verteidigen muss und Gleichberechtigung von Männern und Frauen alles andere als selbstverständlich ist, verstehen wir unsere Verantwortung.

Ich freue mich, wenn Sie mit mir mitkommen und in meinem Roman «Im Nordlicht» lesen, wie Alice und John sich auf die Suche nach Rosa machen, wie es Sala ergeht, was aus Theodor wird und ob Julius und Marlies jemals zueinanderfinden.

Herzliche Grüße

Ihre Miriam Georg

Verwendete Fremdtexte

- S. 34: Abendlied von Paul Gerhardt, auch in: *Evangelisches Gesangbuch*, Nr. 477
- S. 47: Arne Cornelius Wasmuth: *Hanseatische Dynastien. Alte Hamburger Familien öffnen ihre Alben*. Verlag Die Hanse, Hamburg 2001, S. 32
- S. 57: Clarita und Hartwig von Bernstorff, Emanuel Eckardt: *Nur der Wandel ist beständig: Berenberg. Die Geschichte der ältesten Privatbank Deutschlands*. Carl Hanser Verlag, München 2015, S. 161
- S. 192: Staatsarchiv Hamburg, 621-1/50_447 Sandbeck geborene Drews gegen Sandbeck/Ehescheidung, 1880–1884, S. 5
- S. 200f.: Dr. med. W. Gebhardt: *Praktische Anleitung zum imponierenden Auftreten im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben. Eine Anweisung zur Korrektur allerlei körperlicher und geistiger Mängel und Fehler, zur Beseitigung von Schönheitsfehlern aller Art, sowie zur Erlangung angenehmer Umgangsformen und weltmännischer Vollkommenheit in Haltung, Gang und Gebärden*. Modern-Medizinischer Verlag F.W. Glockner & Co., Leipzig o.J., S. 65ff.
- S. 227ff.: E.S. Mittler & Sohn (Hg.): *Der Weltkrieg 1914–1918. Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft*. Erster Band. E.S. Mittler & Sohn, Berlin 1930, S. 147
- S. 434ff.: Hermann Popert: *Helmut Harringa. Eine Geschichte aus unsrer Zeit*. Verlag Alexander Köhler, Dresden 1910
- S. 399, 417f., 436f.: Staatsarchiv Hamburg, 621-1/50_482 Schütte geborene Wittenborn gegen Schütte/Ehescheidung, 1889–1890, S. 6ff., S. 11, S. 22ff.
- S. 109, 239, 337, 423, 543ff.: Margarete Böhme: *Tagebuch einer Verlorenen*. Sammlung Hofenberg, Berlin 2017. Erstdruck F. Fontane, Berlin 1905

Bildnachweis



S. 588: Viele Schausteller*innen lebten in einfachen Schaustellerwagen. Ein ganzer Zug, hier bereits gezogen von einem Traktor in Herford: © Parpalioni



S. 589: Die Holsten-Brauerei um 1880 mit dem Holsten-Ritter als Wetterfahne:
commons.wikimedia.org/wiki/File:Holsten_Brauerei_1880_01.jpg#mw-jump-to-licence/



S. 590: Die Fassbierwagen wurden von kräftigen Pferden gezogen. Fotografie von 1929: Vintage Germany/Slg. Uwe Ludwig



Freuen Sie sich auf die neuesten Informationen zu unseren Büchern und Autorinnen und Autoren.

Sie möchten regelmäßig über unser Programm informiert werden, Informationen und Leseempfehlungen zu Ihrer Lieblingsautorin oder Ihrem Lieblingsautor und Neuerscheinungen des Rowohlt Verlags erhalten?

Melden Sie sich jetzt für den Newsletter an!

rowohlt.de/newsletter

Lassen Sie sich unsere E-Book-Neuheiten und -Deals nicht entgehen:

rowohlt.de/verlag/e-books

Neues zu unseren Büchern und Autorinnen und Autoren finden Sie auch auf *Facebook*, *Instagram*, *TikTok* und *Youtube*.

